VERHANDLUNGEN

DER NEUNUNDVIERZIGSTEN VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN BASEL VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 1907

IM AUFTRAGE DES PRÄSIDIUMS ZUSAMMENGESTELLT VON

DR. G. RYHINER
BIBLIOTHEKAR AN DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK BASEL

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG 1908

Inhaltsverzeichnis.

I. Allgemeine Sitzungen.

II. Philologische Sektion.

III. Pädagogische Sektion.

IV. Archäologische Sektion.

V. Germanistische Sektion.

VI. Historisch-epigraphische Sektion.

Erratum:

Die auf S. 37/38 abgedruckte Resolution der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion ist nach den auf S. 69/70 vermerkten Vorschlägen zu ändern.

Vorstandsliste.

Präsidenten:

Prof. Dr. F. Münzer (Basel).
Rektor Dr. F. Schäublin (Basel).

Schriftführer:

Dr. G. Ryhiner (Basel).
Priv.-Doz. Dr. A. Schaer-Krause (Zürich).
Dr. A. Schiff (Berlin).
Dr. P. Usteri (Burgdorf).

Obmänner der Sektionen.

1. Philologische Sektion:

Prof. Dr. H. Schöne (Basel).
Geh. Rat Prof. Dr. G. Wissowa (Halle).

2. Pädagogische Sektion:

Prof. Dr. F. Heman (Basel).
Dr. E. Probst (Basel).

3. Archäologische Sektion:

Dir. Prof. Dr. H. Dragendorff (Frankfurt a. M.).
Dr. Th. Burckhardt-Biedermann (Basel).

4. Germanistische Sektion:

Prof. Dr. J. Meier (Basel).
Prof. Dr. A. Geßler (Basel).

5. Historisch-epigraphische Sektion:

Prof. Dr. A. Baumgartner (Basel).
Priv.-Doz. Dr. F. Stähelin (Basel).

6. Romanistische Sektion:

Prof. Dr. E. Stengel (Greifswald).
Prof. Dr. E. Tappolet (Basel).

7. Englische Sektion:

Prof. Dr. G. Binz (Basel).
Dr. E. Thommen (Basel).

8. Indogermanische Sektion:

Prof. Dr. F. Sommer (Basel).
Priv.-Doz. Dr. E. Schwyzer (Zürich).

9. Orientalische Sektion:

Prof. Dr. A. Mez (Basel).
Dr. H. Keller (Basel).

10. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion:

Prof. Dr. H. Veillon (Basel).
Priv.-Doz. Dr. O. Spieß (Basel).

Allgemeine Sitzungen.

Erste allgemeine Versammlung
im Musiksaal des Stadtkasinos.

Dienstag, den 24. September 1907, vorm. $9\frac{1}{4}$ Uhr.

Vorsitzender: Der 1. Präsident Prof. Dr. F. Münzer.

Außer den zahlreichen Mitgliedern wohnten viele Gäste der ersten Versammlung bei. Sie wurde eröffnet durch folgende Ansprache des Vorsitzenden:

Hochansehnliche Versammlung!

Die Wanderversammlung Deutscher Philologen und Schulmänner feiert heute, nur um drei Tage zu spät, ihren siebzigsten Geburtstag. In ihrem bisherigen Leben hat sie sich überall im deutschen Lande umgeschaut und begann nun vor anderthalb Jahrzehnten auch solche Stätten aufzusuchen, an denen sie schon einmal geweilt hatte. Sie ist seitdem in Wien und in Dresden, in Halle und in Hamburg zum zweiten Male eingekehrt und schenkt heute unserer Stadt ihren zweiten Besuch. Sechzig Jahre liegen zwischen Einkehr und Wiederkehr, ein längerer Zeitraum als bei irgendeiner jener anderen Städte; von den Mitgliedern der ersten Basler Versammlung sehen wir heute nur einen einzigen unter uns als werten Ehrengast, Herrn Pfarrer *D.* Samuel Preiswerk.

Im Jahre 1837 war der Plan zur Gründung unseres Vereins in Gotha gefaßt und in Göttingen ins Werk gesetzt worden; in Gotha aber aufgewachsen und in Göttingen ausgebildet war der Leiter der Basler Versammlung von 1847. Franz Dorotheus Gerlach, fast sechs Jahrzehnte lang in Basel an Universität, Gymnasium und Bibliothek tätig, machte alljährlich seit der Begründung der Philologenversammlung die damals nicht leichte Reise, gewöhnlich mit einem Vortragsmanuskript in der Tasche. Weniger durch sein wissenschaftliches Ansehen, als durch seine urkräftige Persönlichkeit gelang

es ihm, dabei die Fäden zwischen der deutschen philologischen Wissenschaft und seiner zweiten Heimat immer fester zu knüpfen. Neben ihm und geistig über ihm stand als langjähriger Amtsgenosse ein trefflicher Sohn Basels, der nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern auch in der Altertumswissenschaft noch jetzt mit Ehren genannt wird, Wilhelm Vischer.

Diese beiden, Gerlach und Vischer, überbrachten gemeinsam in Jena die Einladung ihrer Basler Freunde und wurden nach deren Annahme selbstverständlich zu Vorsitzenden der Basler Tagung bestimmt. Die Annahme ward rasch beschlossen; hatten ja doch die Philologen bisher stets in einem andern der nur locker geeinigten Staaten des Deutschen Bundes getagt und dazu stets in deutsches Ausland reisen müssen; so folgte man auch dem Rufe nach Basel, da alles deutsch sei, wo deutsche Sprache und deutsche Gesinnung herrsche. Und die Erwartungen, mit denen die Gäste — darunter auch Ludwig Uhland — die Schweizergrenze überschritten, erfüllten sich in reichem Maße; denn in ihren Dankesworten hieß es: „Basel wird durch das, was uns geboten wurde und wie es geboten wurde, von keinem anderen Orte, der uns bisher aufnahm, übertroffen."

Wenige Monate später brauste der Frühlingssturm von 1848 durch die deutschen Gauen; dann legte sich wieder der Frost auf die Blüten, dann keimte neue Hoffnung auf, und dann erstand in herrlicher Vollendung das neue Deutsche Reich. Da galt es, die Menschen und die Herzen im Norden und im Süden des Mains zusammenzubringen, und immer neue Städte öffneten sich im Vaterland gastlich den Philologen und den Schulmännern, die beim Werk der nationalen Einigung wacker das Ihrige getan hatten. So kam es, daß sie erst nach vollen vierzig Jahren, 1887, wiederum den Weg über die Schweizergrenze, nach Zürich, fanden. Aber heute erfüllt sich der dort ausgesprochene Wunsch, daß nicht aufs neue eine so lange Frist bis zu dem nächsten Besuch vergehen möge.

Willkommen, deutsche Philologen und Schulmänner, in Basel und in der Schweiz! Wir bieten den Willkommensgruß mit derselben Freude und Herzlichkeit, wie es 1847 geschah; doch ein geheimes, leises Bangen mischt sich vielleicht in unseren frohen Gruß. Damals zog der Philologentag in Basels Mauern ein als jugendfrischer, leicht empfänglicher und leicht befriedigter Wanderer; heute kommt er — gottlob und den Feinden zum Trotz jugendfrisch wie je, — doch wie ein älterer und verwöhnterer, vielerfahrener und kritisch dreinschauender Reisender. Damals begrüßte ihn als Rechtfertigung der Wahl seines Wanderzieles eine Rede über Gang und Richtung der philologischen Studien in Basel während der ersten Hälfte des

16. Jahrhunderts. Heute geben wir Ihnen auch noch als Festabzeichen das Bild des darin verherrlichten Erasmus, aber müssen der Frage gewärtig sein, ob wir denn nur vom alten Ruhme weiterzehrten und nichts Neues geleistet hätten in der Fülle der Arbeiten und Errungenschaften der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts? Damals gab der folgende Vortrag eine Einführung in die Sammlung mexikanischer Altertümer im Museum zu Basel; wollten wir heute — ganz abgesehen von der Richtung Ihrer Interessen — Ihnen die paar, freilich überfüllten Zimmer unserer ethnographischen Sammlung als Erstes weisen, Ihnen, denen zuletzt die bedeutendste Hafen- und Handelsstadt des Kontinents ihre Schätze wies, —

spectatum admissi risum teneatis, amici?

Noch in demselben Jahre 1847, in dem die zehnte Philologenversammlung in Basel tagte, machte die schweizerische Eidgenossenschaft im Sonderbundskrieg ihre letzte schwerere Krisis durch; seitdem schritt ihre Entwicklung ruhig und stetig fort, innen und außen. Je mehr die großen Mächte Erhaltung des Gleichgewichts als sicherstes Unterpfand der allgemeinen Kulturentwicklung erstreben, desto mehr erkennen sie in der Schweiz ein Vorbild im kleinen für den friedlichen Ausgleich von Unterschieden der Nationalitäten und ein wertvolles Mittelglied für ihren eigenen friedlichen Verkehr miteinander. Infolgedessen ruft auch die Wissenschaft, die ihrem Wesen nach international ist, gern ihre Jünger verschiedenen Stammes und verschiedener Zunge auf Schweizerboden zusammen, so daß z. B. wir Basler mit lebhafter Befriedigung des zweiten internationalen Kongresses für allgemeine Religionsgeschichte gedenken dürfen, der 1904 bei uns getagt hat.

Im Innern der Eidgenossenschaft schleifen sich die historisch begründeten Besonderheiten der Kantone nur allmählich ab, da keine umstürzenden Begebenheiten ihren Untergang beschleunigen; daher herrscht auf dem Gebiete des Unterrichtswesens noch große Mannigfaltigkeit. Vermutlich erfahren es manche von Ihnen erst aus der vom Erziehungsdepartement überreichten Darstellung des Basler Schulwesens, daß die Sorge für die höheren Schulen und für die Hochschulen ganz und gar den einzelnen Kantonen überlassen bleibt; die einzige Ausnahme bildet die Technische Hochschule in Zürich, weil sie gleich allen ihren Schwestern erst in neuerer Zeit entstanden ist, als das Streben nach Einheit erstarkte. Dagegen sind die Versuche zur Schaffung einer eidgenössischen Universität oder einer schweizerischen Akademie der Wissenschaften bisher gescheitert und wohl auch in absehbarer Zeit aussichtslos. Ansätze zur Förderung unserer Wissenschaft durch den Bund fehlen nicht; Landesmuseum

und Landesbibliothek sind entstanden; für die Erhaltung geschichtlicher Denkmäler wird eifrig gesorgt, und im Anschluß daran wird die einheitliche Erforschung des Landes zur Römerzeit allmählich in Angriff genommen, wie die Archäologen in Windisch hören werden; mit kräftiger Unterstützung des Bundes wird auf dem Gebiet der Dialektforschung in den deutschen wie in den welschen Kantonen fruchtbare Arbeit geleistet, wovon Ihnen die berufensten Kenner am Freitag Kunde geben werden. Daß die Vertreter des Gesamtvolkes mit der Zeit auch solche Aufgaben des Staates zu den ihrigen rechnen werden, die nicht unmittelbaren praktischen Nutzen versprechen, dafür bietet eine wertvolle Bürgschaft die bereitwillige und reiche Unterstützung, die der Hohe Bundesrat unserer heutigen Tagung gewährt hat. Ihm dafür öffentlich zu danken, ist eine gern erfüllte Pflicht.

Im ganzen aber sind es ausschließlich die einzelnen Kantone, denen die Sorge für das höhere Schulwesen und für unsere Wissenschaften obliegt; daraus ergeben sich helle wie dunklere Seiten ihrer Lage. In Basels Geschichte erstrahlt besonders hell ein Ereignis, das beinahe gleichzeitig mit der Gründung der Philologenversammlungen ist: Wie nämlich Basel, durch die Trennung von Stadt und Landschaft aufs schwerste getroffen, im Jahre 1835 den tapferen Entschluß faßte, an seiner altehrwürdigen Universität in aller Not festzuhalten. Herabgedrückt zu einem der denkbar kleinsten Staatswesen, beschränkt auf die eigene Bannmeile, auf kaum ein Zehntel des bisherigen Gebiets und auf nur ein Drittel des bisherigen Staatsvermögens, eine Stadt von 23 000 Einwohnern, faßte es diesen Entschluß noch dazu in denselben Jahren, in denen Zürich und Bern ihre Universitäten gründeten, die doch den Bedürfnissen der deutschen Schweiz allein schon völlig zu genügen versprachen. Nur aus seiner eigenen Kraft hätte der Staat die Erhaltung und zugleich zeitgemäße Umgestaltung der Universität kaum durchführen können, wenn sich nicht auch auf diesem Gebiete die Opferwilligkeit der Bürger betätigt hätte in einer vorbildlichen Weise, die an die antike Polis in ihrer besten Zeit erinnert. Bis zum heutigen Tage wäre Basels geistiges Leben, soweit es von der Universität ausgeht, undenkbar ohne die starke materielle Hilfe der damals entstandenen Freiwilligen akademischen Gesellschaft; auch wir sind ihr zu Dank verpflichtet und freuen uns, sie unter unseren Ehrengästen vertreten zu sehen. Wie kräftig sich unmittelbar nach der politischen Katastrophe in Basel geistiges Leben regte, zeigt die Gründung eines anderen Vereins in denselben Jahren, der Historischen und antiquarischen Gesellschaft. Gern gedenke ich auch ihrer, zumal wegen ihrer Verbindung mit der Altertumswissen-

schaft; dem Philologentag von 1847 hat sie davon Bericht erstattet, wie weit die Erforschung der Mutterstadt Basels, Augusta Rauracorum, gediehen sei; wenngleich noch nicht der heutigen, so kann sie vielleicht einer künftigen Philologenversammlung davon berichten, daß sie im Frühling 1907 den Spaten dort wiederum kräftig und erfolgreich angesetzt hat.

Die Erneuerung der Universität im Jahre 1835 mußte natürlich mit den knappen Mitteln rechnen. Es ging nicht an, die höhere und die höchste Bildungsanstalt voneinander zu trennen, sondern die Lehrer mußten sich für beide verpflichten. Schon vorher waren Gerlach und Wilhelm Wackernagel aus Deutschland zunächst als Lehrer ans Basler Pädagogium berufen worden; die Universität stand neben dem Gymnasium beinahe in zweiter Reihe. Noch jetzt ist die Bestimmung unseres Universitätsgesetzes nicht förmlich aufgehoben, daß den Professoren der philosophischen Fakultät ein Teil ihres Unterrichts am Pädagogium oder an der Gewerbeschule angewiesen werden könne. Wenn kürzlich einer von unseren Amtsvorgängern wegen seiner Doppeltätigkeit an Universität und Schule als ideale Verkörperung ihres Bundes gerühmt wurde, so darf ähnliches von jedem ordentlichen Professor philologischer Fächer in Basel bis gegen 1890 gesagt werden. Gerlach, Vischer, Wackernagel, die durch Dezennien die Mittelpunkte des wissenschaftlichen Lebens waren, bildeten als ihre Schüler hier heran zu ihren Kollegen und Nachfolgern Männer wie Karl Ludwig Roth, Jakob Mähly, Heinrich Gelzer, Franz Misteli, Albert Socin, Wilhelm Vischer den Sohn und vor allem Jakob Burckhardt. Aus Deutschland kamen für kürzere oder längere Zeit an die Seite dieser Basler Adolf Kießling, Otto Ribbeck, Gustav Teichmüller, Moritz Heyne und, der hier aus dem Philologen zum Philosophen wurde, Friedrich Nietzsche; sie alle und manche der Lebenden haben des doppelten Amtes gewaltet.

In ihren Namen offenbart sich Basels dauernde Verbindung mit der deutschen philologischen Wissenschaft; von vielen anderen Namen, deren Träger entweder von hier an deutsche Hochschulen gegangen oder von dort hierher gekommen und wieder dorthin zurückgekehrt sind, nur drei: Gekommen, aber nicht zurückgekehrt, weil vorzeitig für immer weggegangen, sind Rudolf Kögel, Ferdinand Dümmler, Johannes Töpffer. Die übrigen weilen zu unserer Freude noch unter den Lebenden und zu unserer besonderen Freude meistens sogar heute wieder in unserer Mitte, um zu bekunden, daß sie gern in Basel geweilt und gewirkt haben.

Und doch sind sie gegangen, weil ihnen Basel nicht das bieten konnte, was die Hochschulen des Deutschen Reiches bieten können.

Gewiß, Basel ist in den letzten 70 Jahren gewachsen und gediehen, so daß sich seine Bevölkerung inzwischen verfünffacht hat. Aber entsprechend stiegen auch die mannigfachen Ansprüche und Forderungen der neuen Zeit mit erschreckender Schnelligkeit, während der sprichwörtliche alte Basler Reichtum zu seinem Wachstum Jahrhunderte gebraucht hat. Das Unterrichtswesen ist des Staates vornehmste Sorge und beansprucht den vierten Teil seiner gesamten Einkünfte. Auch auf diesem Gebiete steigen die Ansprüche unaufhaltsam. In der Gegenwart wird ja so vielfach fast alles Bestehende im Schulwesen als veraltet und verrottet bekämpft und hier diese, dort jene Änderung, Neuerung, Verbesserung als unumgänglich empfohlen oder gefordert. Wo die Mittel in reichster Fülle zuströmen, da darf und da muß man es wagen, Vorschläge zu hören, Versuche zu machen und Verluste zu tragen, wenn es auch immer die höchste Verantwortung bleibt, zu experimentieren mit dem Stoff, der als der edelste wie als der bildsamste der Menschheit anvertraut ist, mit dem eigenen kommenden Geschlecht. Bei beschränkten Mitteln und auf engem Raum ist die Verantwortlichkeit doppelt groß. Da ist es nicht möglich, erst alles zu prüfen, um schließlich das Beste zu behalten; da ist es oft geboten, das Langerprobte, Altbewährte zu stärken und auszubauen, nicht jedem ungestümen Drängen nach Umsturz des Alten eilig nachzugeben und in der schnellen Aufnahme des Neuen, auch des vielverheißenden Neuen, mit anderen zu wetteifern, die einen Fehlschlag leichter verschmerzen. „Es macht sich ja zurzeit“ — so las ich kürzlich in einer weitverbreiteten Zeitschrift — „eine gewisse Strömung bemerkbar gegen das Philologentum als einen zu überwindenden Bestandteil im Wesen deutscher Kultur, und eine andere Strömung mehr für praktische Bildung einerseits und für künstlerische Erziehung anderseits.“ Ob dem so ist, das werden unsere deutschen Gäste uns sagen können; doch wenn es selbst so sein sollte, so brauchen wir in Basel noch nicht der Strömung der Zeit voranzueilen, sondern müssen ihre Stärke und ihre Dauer ein wenig abwarten. Denn vorläufig ist in den Umwälzungen des wirtschaftlichen Lebens, des Erwerbs und des Verkehrs Basels Handel und Industrie gesund und aufrecht geblieben, obgleich seinen führenden Männern die Vaterstadt kaum eine praktischere höhere Bildung zu bieten vermochte, als die des humanistischen Gymnasiums und der Aulavorträge Jakob Burckhardts. Und vielleicht steht der künstlerisch gebildete moderne Jüngling, der droben im Böcklinsaal unseres Museums vor der Rückenansicht eines Mannes im blauen Mantel klug von Zeichnung und Farbe zu reden versteht, doch nicht gar zu hoch über dem altmodisch erzogenen, dem vielmehr

beim ersten Anblick eine Reminiszenz an die Schulbank durch den Sinn geht:

αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς
ἱέμενος καὶ καπνὸν ἀποθρώσκοντα νοῆσαι
ἧς γαίης θανέειν ἱμείρεται.

Zurückbleiben soll und wird die Entwicklung des höheren Schulwesens in Basel gewiß nicht; kein Stillstand, aber auch keine Überstürzung ist das Rechte. Wenn beispielsweise vor einigen Jahren versucht wurde, neben der einen alten Hochschule eine zweite zu errichten von einer Gattung, die auch im Deutschen Reiche erst seit einem Jahrzehnt erprobt wird, so war die Sparsamkeit des Volkes, die das Gesetz verwarf, am rechten Platz. Daß sich damals aber die alte Hochschule erbot, den neuen dringenden Bedürfnissen ihrerseits abzuhelfen bei einer verhältnismäßig geringen Stärkung der eigenen Kraft, das ist ihr freilich bis heute nur ins Guthaben geschrieben worden; und doch war und ist gerade diese Kräftigung zugleich für ältere dringende Bedürfnisse unerläßlich, für die der Lehrerbildung.

So viel, verehrte Gäste, glaubte ich Ihnen von meinem Standpunkt aus über die hiesigen Verhältnisse andeuten zu dürfen, um unsern, des Ortsausschusses Dank für Ihr Erscheinen zu begründen. Für die Wahl unserer Stadt oder überhaupt einer Schweizerstadt zum Ort eines internationalen Kongresses fällt stark ins Gewicht die geographische Lage inmitten der großen Nationen. Eine deutsche wissenschaftliche Versammlung stellt durch dieselbe Wahl unserer Stadt ein ehrenvolles Zeugnis aus, daß in ihr, wo Desiderius Erasmus und Hans Holbein, wo Arnold Böcklin und Jakob Burckhardt gewirkt haben, auch weiterhin in bescheidenen Grenzen, doch in redlicher Pflichterfüllung gearbeitet werde für deutsche Wissenschaft und deutsche Kultur. Die Wissenschaft kennt allerdings keine politischen Grenzen, aber die Schule ist national und muß es bleiben; gerade dadurch, daß unsere Versammlungen Schulmänner und Philologen umschließen, vereinigen sie auch von alters her Deutsche und Angehörige anderer Nationen, so daß gleichartige internationale Kongresse bis in die neueste Zeit kaum vermißt wurden. Allen unsern werten Gästen, deutscher und fremder Zunge, sei darum schon mit dem ersten Gruße auch unser Dank dargebracht, am meisten denen, die nicht nur zum Hören, sondern auch zum Lehren gekommen sind. Von hier werden ihre Worte und Lehren ins Land hinausgehen und gleich dem Samenkorn, das der Wind davonträgt, in der Ferne Wurzel schlagen und Frucht bringen; wir hoffen, daß auch auf unserm eigenen Boden recht viel davon haften bleibt.

Als wir daran gingen, für unsere heutige Zusammenkunft zu werben, da kam uns die ganze Schwere der übernommenen Aufgabe erst klar zum Bewußtsein. Trotz ihres Alters hat die Philologenversammlung ein gar lockeres Gefüge; keinerlei Akten und Anweisungen wandern von der einen zur andern außer denen, die in den gedruckten Verhandlungen niedergelegt oder durch die Liebenswürdigkeit der letzten Vorgänger zur Verfügung gestellt werden; ohne Erfahrung muß der vorbereitende Ausschuß seine Maßnahmen treffen. Die Aufgabe ist für uns dadurch nicht leichter geworden, daß gerade nach der Hamburger Tagung beachtenswerte Vorschläge zur Reform der Philologenversammlung laut wurden; indem wir als die ersten solche Vorschläge auf ihre praktische Durchführbarkeit zu prüfen hatten, erwuchs uns eine weitere Verantwortlichkeit. Nicht jeder Anregung und jedem Rate konnten wir Gehör schenken; manche wohlerwogene Anordnung wurde durch bedauerlichen Zufall, durch unvorhergesehene Absage in letzter Stunde durchkreuzt. Wir haben jedes Zusammenfallen von allgemeinen und Sektionssitzungen ausgeschlossen und die Zahl jener verringert, die Zeit für diese verlängert; ob die Anstrengung für die Teilnehmer dadurch zu groß wird, muß sich zeigen. Wir haben, da die Zahl der Vorträge für die allgemeinen Sitzungen nun ebenfalls vermindert werden mußte, nur solche zugelassen, die den aufgestellten Forderungen zu entsprechen, der Mannigfaltigkeit der hier vertretenen Wissenschaften und der Einheitlichkeit der Bestrebungen Rechnung zu tragen schienen. Daß wir bei solcher Beschränkung manchem in allgemeiner Sitzung das Wort versagen mußten, hat uns schwere Vorwürfe, sogar in der Öffentlichkeit, zugezogen; darum erklären wir, daß nur streng sachliche Gründe in allen solchen Fällen uns geleitet haben, und daß wir berufenen Richtern, von Ihnen berufenen Richtern, Rechenschaft davon zu geben uns nicht scheuen würden.

Uns selbst ging mehr zu Herzen als solche Beschuldigungen eine andere Klage und Frage, die aus Lehrerkreisen seit einem Jahre zu uns dringt: der Termin der Basler Versammlung. Seien Sie alle, die Sie diese Klage und Frage erhoben oder vernahmen, dessen versichert, daß uns keine zweite häufiger und gründlicher beschäftigt hat, daß es an unserm guten Willen nicht gelegen hat, wenn viele Wünsche unerfüllt geblieben sind. Wir danken daher aufrichtig den Hohen Kultusministerien und Unterrichtsverwaltungen von Preußen und Österreich, von Sachsen und Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen, die unsere Bitte, durch Urlaubserteilung außerhalb der Schulferien den Besuch unserer Versammlung zu begünstigen, aufs entgegenkommenste gewährt haben; wir bitten die hier anwesenden

Herren Vertreter der beiden Nachbarstaaten, diesen Dank zugleich mit dem für ihr persönliches Erscheinen entgegenzunehmen; unsern Nachfolgern aber wünschen wir, daß sie bei der Lösung des Problems „Termin der Versammlung“ glücklicher sein mögen, als wir — und manche der Vorgänger, mit denen wir uns trösten müssen.

Zum Schluß der größte Dank, den jetzt schon auszusprechen Ehrenpflicht ist, der Dank an die, die uns bis jetzt am meisten geholfen haben, an die Hohe Regierung und die Bürgerschaft der Stadt Basel! Was beide für uns getan haben, die Behörden, deren höchste Spitzen uns heute die Ehre persönlicher Teilnahme schenken, und die vielen Freunde der Wissenschaft und der Schule aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung, das braucht jetzt nicht ausführlicher gesagt zu werden, weil es jedem bald offenbar werden soll. Wir rufen nur zu des Tages Arbeit; sie aber laden abends die Gäste und rüsten das Fest. Mit dem Wunsche, daß wir zur guten Stunde uns finden in Arbeit und in Geselligkeit, erkläre ich die 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet.

Übungsgemäß schloß sich an diese mit warmem Beifall aufgenommene Rede die Wahl der Schriftführer für die allgemeinen Sitzungen; als solche wurden nach dem Vorschlag des Präsidiums bestimmt: Bibliothekar Dr. Ryhiner aus Basel, Privatdozent Dr. Schaer-Krause aus Zürich, Dr. Schiff aus Berlin und Gymnasiallehrer Dr. Usteri aus Burgdorf.

Darauf sprach Regierungspräsident Dr. H. David folgende Worte:

Der Regierungsrat hat mir den ehrenvollen Auftrag gegeben, die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Sie alle, geehrte Herren, als die hervorragenden Vertreter deutscher Wissenschaft, im Namen der Behörden auf das herzlichste in Basel willkommen zu heißen. Wir glauben in der liebenswürdigen Entscheidung, in unserer Vaterstadt zu tagen, die Erwartung ausgesprochen zu finden, daß Sie bei uns einer der Ihren verwandten und gleichgearteten Begeisterung für die Ziele, die Ihre Vereinigung verfolgt, begegnen werden.

Ich hoffe gern, daß Sie in dieser Erwartung nicht getäuscht werden. Deuten Sie es wohl als Überhebung, für diese Hoffnung auf die Gegenwart die Vergangenheit als Zeugen aufzurufen und darauf hinzuweisen, daß Sie in Basel auf einen während Jahrhunderten durch Gelehrsamkeit und Fleiß wohlgepflegten Boden treffen werden, weshalb die Möglichkeit gegeben ist, daß die Anregungen, die Sie ausstreuen, auch bei uns bald zur reifen Frucht werden? Doch wohl nicht. Denn Ihr forschender Geist liebt den Nachweis

solcher Zusammenhänge; Ihnen ist es geläufig, in der Gegenwart die Spuren großer Vergangenheit und in der Zeit nur den äußeren Rahmen zu sehen, der die Überfülle gesetzmäßigen Geschehens umspannt. Gerade Sie, geehrte Herren, Sie, die Vertreter der Wissenschaft des Wortes, der Sprachwissenschaften, sehen in allem, was Sie beschäftigt, Werden, Wandeln und Vergehen. Für Sie ist das Wort, das gleichgültig von den Lippen fällt, Leben, Leben, dessen Ursprung aus weiter, dunkler Ferne Sie zu erforschen suchen, dessen im Strome der Sprachgemeinschaft sich ändernde Formen Sie nachzubilden wissen, dessen Schicksale im heimeligen Winkel einer stillen Mundart Sie uns zu erzählen verstehen.

Für Sie wird das Wort zum bedeutsamen Ereignis, das Sie deuten, werten und wägen, wägen im eindringlichen Gedankengang des Denkers, im tiefsinnigen Gleichnis des schöpferischen Dichters. Und unvermerkt führen Sie den, der Ihnen folgt, in die Werkstätte des wirkenden Menschengeistes. Wer Ihnen folgt, zieht mit Ihnen die steilen Wege zu klarer Erkenntnis, wandelt mit Ihnen auf den blumigen Pfaden im Reiche unvergänglicher Schönheit.

Wohl dem Staatswesen, das Ihre Arbeiten zu fördern das Glück hat und zu fördern weiß! Denn Sie errichten über dem unvermeidlichen Getrieb und Getu des täglichen Marktes die ehernen Tafeln, auf denen mit unauslöschlichen Lettern die unvergänglichen Ideale der Bildung eingegraben sind.

Seien Sie uns daher willkommen als Vertreter der deutschen Wissenschaft! Glauben Sie uns, daß Sie hier Geistesverwandtschaft, daß Sie hier Männer finden werden, die allen Eifer daran setzen, Sie und Ihre Arbeit zu verstehen! Die deutsche Wissenschaft, — neidlos ist dies anerkannt — hat stets, bei aller Wahrung und Pflege deutscher Eigenart und Wissenskraft, die Universalität wissenschaftlicher Erkenntnis festzuhalten gewußt, und festzuhalten gewußt, daß auf allen Gebieten die Wahrheit, soviel wir von ihr zu erkennen vermögen, allgemeines Gut aller auf das Gute gerichteter Menschen ist.

Um so willkommenere Gäste werden Sie daher uns Schweizern sein, die wir gewohnt und verpflichtet sind, auf drei Sprachen zu hören, also aus praktischen Gründen uns genötigt sehen, täglich und im kleinen uns mit einem Stück Universalität abzufinden.

Unser Willkommgruß gilt nicht weniger den geehrten Vertretern der deutschen Schule, der getreuen Schwester der deutschen Wissenschaft. Sie ringen mit denselben Problemen wie wir. Auch Sie müssen immer auf das neue die Elemente prüfen, abwägen, gegenseitig ins Gleichgewicht oder in das richtige Verhältnis setzen, die dem jungen Mann als Voraussetzung allgemeiner Bildung nötig sind.

Auch Sie werden immer wieder vor die schwierigen Entscheidungen gestellt werden, wie das Alte und Gute erhalten, das Neue und Notwendige mit Gewinn eingefügt und vor allem dafür Sorge getragen werden kann, daß die geistige, moralische und körperliche Kraft des heranwachsenden Geschlechtes harmonisch zur Entwicklung gelangt. Die deutsche Schule gilt als die Mitbegründerin deutscher Einheit und Größe. Wir glauben es. Wir haben keine ähnlichen machtvollen Ereignisse in unserem Staatenleben zu erwarten. Allein wir hoffen, daß, ähnlich wie Ihrer Heimat, auch unserem Lande durch die Fürsorge für Wissenschaft und Schule die geistige und moralische Kraft in der Zukunft erhalten und gemehrt werde.

Im Namen unserer Behörde, für die ich zu Ihnen zu sprechen die Ehre habe, wünsche ich, daß die Arbeit auf dem Boden einer Ihnen befreundeten Stadt Ihren heimischen Einrichtungen zum Segen gereichen und daß Sie auch für uns Anlaß zu mannigfaltigen fruchtbaren Anregungen werden möge. Ich wünsche, daß Sie Männer treffen mögen, die Sie Ihrer Freundschaft würdig finden und vor allem, daß Sie, in Ihre Heimat zurückgekehrt, unserer Vaterstadt mit freundlichen und dauernden Erinnerungen gedenken mögen.

Den Gruß der Universität entbot deren Rector magnificus Prof. Dr. J. Meier in folgender Ansprache:

Hochansehnliche Versammlung!

Aus berufenem Munde ist Ihnen schon der herzliche Willkomm entgegengebracht worden, den Ihnen Regierung und Volk von Basel entbietet. Aber ich glaube, in diesem vielstimmigen Chor hat Basels Universität doch Recht und Pflicht, sich noch gesondert vernehmbar zu machen; ist Basel doch die erste deutsche Hochschule gewesen, die eine ständige bezahlte Professur der Philologie dem Lehrkörper der Universität einverleibte, als sie im Jahre 1474 Johann Matthias von Gengenbach die Aufgabe übertrug, täglich eine Stunde in den freien Künsten und eine in der Poesie zu lesen. Und Basel hat auch weiter eine wichtige und bedeutsame Rolle in der Entwicklung des Humanismus, in der Begründung der Philologie als Wissenschaft, wie Ihnen allen bewußt ist, gespielt. Daß auch in späteren Jahrhunderten, in moderner Zeit die Hochschule ihren alten Traditionen treu geblieben ist, hat Ihnen die Reihe bedeutender Namen bewiesen, die Ihnen eben erst aus dem Munde Ihres Präsidenten entgegengeklungen ist.

Wenn jede wissenschaftliche Versammlung, einerlei welchen Faches sie ist, auf das Interesse einzelner Fakultäten und Glieder der

Hochschule Anspruch machen darf, so ist bei Ihrem Kongreß die Universität als Gesamtkorporation in hervorragendem Maße interessiert. Wohl ist ja seit langem die alte Artistenfakultät, die als propädeutische Fakultät den Durchgang für Studierende aller Fächer bildete, untergegangen. Aber zum Teil sind ihre Aufgaben doch noch der philosophischen Fakultät geblieben, zum Teil von den obersten Klassen der Mittelschulen übernommen. Für die Lehrerbildung kommt immer noch die Philosophenfakultät ausschließlich in Betracht, und durch die mehr oder weniger genügende Erfüllung dieser Aufgabe wirkt sie bestimmend auf die Bildung des jungen Nachwuchses ein, der zum Studium der verschiedensten Fächer die Universität bezieht. Die Gesamtuniversität aber hat das stärkste Interesse daran, gut vorgebildete Schüler als Studierende zu erhalten. Es ist dies für sie eine Sache der größten Wichtigkeit, und deshalb sind es gerade die Fragen der Lehrerbildung, denen Sie ja einen großen Teil Ihrer Verhandlungen widmen wollen, an denen auch die gesamte Hochschule aufs lebhafteste interessiert ist, während die Lösung der verschiedenartigen wissenschaftlichen Probleme mehr die Teilnahme der speziellen Fachgelehrten in Anspruch nimmt.

Wir haben den lebhaften Wunsch, daß Ihre Verhandlungen glücklich und erfolgreich sich gestalten mögen, und erhoffen vor allem auch, daß das Band zwischen Wissenschaft und Schule durch sie noch immer fester und inniger geknüpft wird. Denn auf dieser engen Verbindung ruht die Zukunft der deutschen Schule.

Der Vorsitzende sprach beiden Rednern den Dank der Versammlung aus und fuhr fort:

Nach alter guter Sitte gedenken wir, bevor wir an unsere Arbeit gehen, der Arbeitsgenossen, die seit unserer letzten Zusammenkunft von uns geschieden sind. Lang ist der Namen Reihe, und der sie zu nennen hat, kann nicht jedem den Ruhm geben, der ihm gebührt. Doch dem einzelnen Hörer wird dieser oder jener Name besonders zu Herzen sprechen und liebe Erinnerungen wecken; auch manches Ungenannten Andenken wird sich dabei denen erneuern, die ihn kannten und schätzten.

Unter den klassischen Philologen stehen mit Fug und Recht an der Spitze vier Männer, deren jeder einmal eine unserer Versammlungen geleitet hat: Hermann Usener (21. X. 05), Präsident der Wiesbadener Tagung von 1877, Wilhelm von Christ (8. II. 06), der Münchener von 1891, Wilhelm von Hartel (14. I. 07), der Wiener von 1893, Wilhelm Dittenberger (29. XII. 06), der Hallenser von

1903. Hartel ist einer der Unsern geblieben, auch als er den Lehrstuhl mit dem Ministersessel vertauscht hatte; Usener steht uns lebendig und unvergänglich vor Augen, hier in Basel noch vor drei Jahren beim internationalen religionswissenschaftlichen Kongreß unser wertester Gast aus deutschen Landen. Nur wenige Monde nach Dittenberger sank sein nächster Hallenser Kollege Friedrich Blaß ins Grab (3. III. 07) und nicht lange nach Christ in jüngeren Jahren sein Münchener Genosse Ludwig Traube (19. V. 07). Zu diesen Universitätslehrern seien aus den Kreisen der Schulmänner gestellt Friedrich Hultsch (6. IV. 06), dessen Andenken der erste Vortrag der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion gewidmet sein wird, und Hugo Stadtmüller (25. I. 06).

Die Archäologie beklagt vor allem den Tod Otto Benndorfs (2. I. 07), eines der großen Organisatoren wissenschaftlicher Arbeit in Österreich; sie gedenkt August Preuners (15. IX. 06) und Karl Diltheys (5. III. 07), sowie Hans Grävens (4. XI. 05), der noch vor seinem Lehrer Dilthey uns, seinen Freunden, und der Wissenschaft allzufrüh entrissen wurde. Sprachwissenschaft und orientalische Philologie vertraten Theodor Aufrecht (4. IV. 07), Friedrich von Spiegel (15. XII. 05), Moritz Steinschneider (1. II. 07) als ehrwürdige Veteranen, außerdem Ferdinand Justi (17. II. 07) und Konrad Keßler (2. XII. 05), der auch an unserm religionsgeschichtlichen Kongreß lebhaften Anteil genommen hat. Fast zu den Söhnen unserer Stadt darf der dahingegangene Vertreter der alten Geschichte in Jena gezählt werden, Heinrich Gelzer (11. VII. 06); neben ihm sei Georg Friedrich Unger genannt (12. X. 06), dann der Philosoph Jakob Freudenthal (3. VI. 07) und die Juristen Moritz Voigt (6. XI. 05) und Wilhelm Leist (31. XII. 06), die mit liebevollem Fleiß an der Erforschung des klassischen Altertums teilgenommen haben, und der von der Theologie ausgegangene Geschichtschreiber des Volkes Israel Bernhard Stade (6. XII. 06).

Wollen wir aber hier auch einen Blick auf die Kirchengeschichte werfen, die gerade infolge vielfacher Wechselbeziehungen zur Philologie herrlich aufblüht, so erscheinen kaum anderswo die Reihen in diesen Jahren stärker gelichtet: Es genügt, an Oskar von Gebhardt (10. V. 06), Adolf Hilgenfeld (12. I. 07), Wilhelm Wrede (22. XI. 06) und Otto Zöckler (9. II. 06) und an Franz Xaver von Funk (24. III. 07) zu erinnern. Aus der großen Zahl der Historiker des Mittelalters und der Neuzeit seien nur wenige genannt: Ernst Berner (12. X. 05), Wilhelm von Heyd (19. II. 06), Theodor Ludwig (16. X. 05), Friedrich von Weech (17. XI. 05), Hans von Zwiedineck-Südenhorst (22. XI. 06), ferner der Numismatiker Hans Riggauer (5. IV. 07)

und die berühmten Geographen Ferdinand von Richthofen (6. X. 05) und Alfred Kirchhoff (8. VI. 07).

Unter den Vertretern germanistischer Wissenschaft und deutscher Literaturgeschichte steht in Basel vornehmlich in gutem Andenken Moritz Heyne (1. III. 06); sein Los teilten in diesem Biennium Oskar Schade in Königsberg (30. XII. 06), Ernst Wilhelm Förstemann (6. XI. 06) und Adolf Stern (14. IV. 07) in Dresden, der Vorkämpfer für die noch junge Wissenschaft der Volkskunde Adolf Strack in Gießen (16. VI. 06) und die Lehrer der romanischen Philologie Eduard Böhmer, früher in Straßburg (5. II. 06), und Jakob Ulrich in Zürich (6. IX. 06).

Nicht unerwähnt sollen bleiben die unzünftigen Gelehrten Eduard Grisebach (22. III. 06) und Eduard von Hartmann (5. VI. 06), nicht Kuno Fischers glänzende Erscheinung (5. VII. 07) und nicht — einer für viele aus den Kreisen des uns so vielfach verbundenen deutschen Buchhandels — Karl Trübner (2. VI. 07).

Zum letzten Male erstattete in Hamburg Karl Kehrbach (21. X. 05) seinen regelmäßigen Bericht über die Monumenta Germaniae Paedagogica; gleich ihm ist auch der eine Vorsitzende der Hamburger pädagogischen Sektion noch in demselben Jahre dahingegangen, Ernst Schlee (6. XII. 05). Von anderen Schulmännern und Pädagogen nur eine kleine Auswahl: Hermann Deiters (11. V. 07), Peter Dettweiler (11. VI. 07), Viktor von Kraus (3. XI. 05), Karl Leimbach (30. XII. 05), Paul Eduard Vogt in Kassel (24. XI. 05) und Theodor Vogt in Wien (10. XI. 06), Oskar Weißenfels (4. VII. 06).

Genug der Namen! Sie sind für uns kein leerer Schall, sondern sie leben fort. „Vita enim mortuorum", rief Cicero kurz vor dem eigenen Ende, „in memoria est posita vivorum". Und so bitte ich Sie, sich zu erheben in treuem Gedenken zu Ehren unserer Toten.

Ferner machte der Vorsitzende davon Mitteilung, daß die Weidmannsche Verlagsbuchhandlung der Versammlung eine Gabe von 1000 Mark für wissenschaftliche Zwecke gestiftet hat. Eine Kommission, bestehend aus den Herren Diels, Leo, Reitzenstein, Schwartz, Wendland, Wissowa, aus den beiden Obmännern der philologischen Sektion Schoene und Oeri und den beiden Vorsitzenden Münzer und Schäublin, wird über die Verwendung Beschluß fassen. Der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung soll telegraphisch der Dank der Versammlung ausgesprochen werden. (Das Telegramm hat folgenden Wortlaut: Weidmannsche Verlagsbuchhandlung Berlin Zimmerstraße 94. Die in Basel tagende 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner spricht Ihnen für Ihre hochherzige Stiftung, die im Geiste der wissenschaftlichen Tra-

dition Ihres Verlages Verwendung finden wird, herzlichsten Dank aus. Münzer. Schäublin.)

Der erste Redner Rektor Dr. G. Finsler (Bern) sprach hierauf über das Thema: **„Homer in der Renaissance“.**[1]) Den Ruhm, den dem Mittelalter unbekannten Homer für das Abendland wiedergewonnen zu haben, nahm im 15. Jahrhundert das gebildete Florenz der Mediceer in Anspruch. Zwar waren schon im 14. Jahrhundert Petrarca und Boccaccio bestrebt gewesen, sich über den Inhalt der Gedichte zu unterrichten. Die lateinische Prosaübersetzung des Leonzio Pilato war eine Frucht dieser Bemühungen. Aber in der Tat wurde Homer in Italien erst heimisch, als man Griechisch zu lernen begann; Leonardo Bruni und Carlo Marsuppini begannen Homer zu übersetzen, letzterer auf den Wunsch des Papstes Nikolaus V. Eine vollständige Prosaübersetzung besitzen wir von Lorenzo Valla und Francesco Aretino. Von besonders eifrigem Studium Homers zeugt Basinis großes Gedicht Hesperis, in dem der junge Dichter, gleich Virgil, Italien ein homerisches Epos schenken wollte. Am Hofe Lorenzos weilte der Dichter Polizian, in dem sich die Liebe zur Antike mit edler italienischer Form verband. Er setzte Marsuppinis Arbeit fort. Seine Ambra ist ein wahres Preislied auf Homer.

Das 16. Jahrhundert kennzeichnet das Eindringen der poetischen Theorie. Hieronymus Vida schrieb eine „Poetica“ im Anschluß an Horaz, eine Anleitung zur Abfassung eines lateinischen Epos. Auf Leos X. Wunsch verfaßte er selbst das schöne Epos Christias, eine Verherrlichung der Passion mit stark kirchlicher Färbung, in dem Homers Einfluß überall hervortritt. Zu gleicher Zeit wird Aristoteles' Poetik bekannt und erringt die unbedingte Herrschaft. Die lateinische Poesie der Humanisten und Kleriker stirbt ab. Trissino in seiner „Italia liberata da' Gotti“, das den Sieg der Rechtgläubigen über die Ketzer verherrlicht, bedient sich des Italienischen, folgt aber sklavisch den aristotelischen Regeln und dem homerischen Vorbild. Seine Mißachtung des italienischen Rittergedichts, besonders Ariosts, rief eine herbe Polemik zugunsten der nationalen Poesie hervor, in der die ersten Angriffe auf Homer, das von Aristoteles aufgestellte Muster, laut wurden. Eine Versöhnung der verschiedenen Standpunkte vollzieht sich bei Tasso, der den Homer zum Vorbild nimmt, aber einen historischen christlichen Stoff in der Form des Romanzo behandelt. Der Streit über den Wert seines Gedichts, verglichen mit Ariost, erstreckt sich nach und nach auf alle Epiker und endet in Paolo Benis

1) Der Vortrag wird vollständig in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum erscheinen.

Urteil, daß Tasso und Ariost die Alten, besonders den Homer, weit überragen. Noch weiter geht Tassoni, der Homer als Muster einfach verwirft. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts lebt in Italien die Beschäftigung mit dem Dichter wieder auf.

Nach einer halbstündigen Pause hielt Prof. Dr. Ed. Schwartz (Göttingen) seinen Vortrag über „**Das philologische Problem des vierten Evangeliums**"; er führte etwa folgendes aus:

Daß die beiden Zebedäussöhne, Johannes und Jakobus, den Märtyrertod gestorben sind, ist durch die Weissagung im Evangelium (Mc. 10,35 ff.) sicher bezeugt. Der Bischof Papias von Hierapolis kannte die Überlieferung, daß Johannes und Jakobus von den Juden getötet seien, und noch im vierten Jahrhundert beging die Gemeinde von Älia-Jerusalem den gemeinsamen Todestag der beiden Märtyrer am 26. Dezember.

Jakobus Zebedäi fiel nach den kanonischen Apostelakten, die mehrfach überredigiert sind, als Opfer der Verfolgung, mit der Agrippa I. im Frühjahr 44 die Urgemeinde zersprengte. Damals ist auch Johannes gestorben; sein Name ist bei der letzten Überarbeitung der Apostelakten getilgt. Kurz vorher war Paulus mit ihm und den beiden anderen „Säulen" der Urgemeinde, Petrus und dem Herrenbruder Jakobus, zusammengekommen, um über die Frage der vom Heidentum Bekehrten zu konferieren.

Der Apostel Johannes, der bis in die Zeiten Trajans in Ephesus gelebt haben soll, ist ein Produkt der kleinasiatischen Legende; die Epheser haben das längst verstorbene Mitglied des Zwölferkollegiums ebenso als Schutzpatron annektiert, wie die Christen von Hierapolis Philippus, den Missionar von Cäsarea, der ebenfalls zu den Zwölf gehört hatte. Die kirchliche Tradition ist im Recht, wenn sie den „Apostel" und den „Diakon" identifiziert. Ebenso wie die Philippuslegende würde auch die von Johannes über Kleinasien nicht hinausgegangen sein, wenn sie nicht mit dem literarhistorischen Problem der sog. johanneischen Schriften sich verschlungen hätte.

In den Kanon des Neuen Testamentes sind fünf Schriften aufgenommen, die von Johannes geschrieben sein sollen, das Evangelium, die drei Briefe und die Apokalypse: keine einzige dieser Schriften kann wirklich von dem Apostel Johannes geschrieben sein. Der zweite und dritte Brief sind wirkliche Briefe, die aus einer individuellen Situation heraus an ganz bestimmte Personen geschrieben sind. In der Adresse ist vom Namen des Absenders nichts stehen geblieben als der kirchliche Titel ὁ πρεσβύτερος. Die Vermutung ist kaum abzuweisen, daß der Name gestrichen wurde, um die Briefe dem

Apostel zuzuschreiben; der erste Petrusbrief zeigt, daß man auch Uraposteln den Titel Presbyter gab.

Der erste Brief ist dagegen kein wirklicher Brief; doch ist die Form des Briefes noch festgehalten. Um so mehr fällt auf, daß die Adresse im Eingang fehlt. An ihre Stelle ist eine Einleitung getreten, die den Absender als den Verfasser des vierten Evangeliums und zugleich als einen Herrenjünger charakterisieren will: sie will den Brief mitsamt dem Evangelium dem Apostel Johannes vindizieren. Eine nähere Untersuchung lehrt, daß diese Einleitung dem Brief später vorgesetzt ist und die ursprüngliche Adresse verdrängt hat. Andererseits steht der wirkliche Verfasser des Briefs in irgendeinem Zusammenhang mit den beiden kleinen Johannesbriefen; er wird ebenso wie der Interpolator des Eingangs, der den Brief auf Johannes stellt, nach Kleinasien zu setzen sein.

Für die Apokalypse hat Wellhausen nachgewiesen, daß ihr letzter Herausgeber sie dem Autor des vierten Evangeliums zuschreibt; er nennt diesen ausdrücklich Johannes. Auch in diesem Falle müssen sowohl der Bearbeiter, der die in der Apokalypse vorliegenden verschiedenartigen Stücke zusammenschweißte, als der Herausgeber nach Asien gesetzt werden.

Ein Herausgeber meldet sich auch im vierten Evangelium, am Ende, in dem später zugesetzten 21. Kapitel, das am Schluß unverkennbar auf den dritten Johannesbrief anspielt. Er ist es gewesen, der „den Jünger, den der Herr liebhatte,“ mit dem Apostel Johannes und zwar dem der ephesischen Legende identifiziert hat. Alles spricht dafür, daß im zweiten Jahrhundert ein Kleinasiat — noch vor Papias von Hierapolis, dessen Zeit genauer nicht fixiert werden kann — die fünf „johanneischen“ Schriften dem Apostel Johannes vindiziert hat, der nach der Legende in Ephesos gelebt und ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht haben sollte. Tatsächlich ist das Evangelium durch die Kleinasiaten aufgebracht und von dort aus, nicht ohne erbitterte Kämpfe, in den Kanon gelangt. Papias, der allem Anschein nach für das Evangelium gegenüber den synoptischen Propaganda gemacht hat, war Kleinasiat; der römische Presbyter Gaius, der seine Authentie wie die der Apokalypse energisch bestritt, kämpfte gegen die „Phryger“: gerade diese Sekte hat das Evangelium zwar nicht entdeckt und aufgebracht, aber doch sich seiner am eifrigsten angenommen, den Parakleten kühn umdeutend.

Aber das vierte Evangelium ist nicht nur durch den letzten Herausgeber um das Schlußkapitel vermehrt, es war schon vorher überarbeitet. Das Verdienst dieser Entdeckung gebührt Well-

hausen;[1]) seine Hypothese muß ausgeführt und vertieft werden: aller Hypothesen Probe ist, daß mit ihnen gearbeitet werden kann.

Der Bearbeiter des vierten Evangeliums, der von dem letzten Herausgeber in einer Reihe von Fällen sicher unterschieden werden kann, hat die kleinen Johannesbriefe gekannt und steht dem Verfasser des ersten in Gedanken und Sprache so nahe, daß man immer wieder in Versuchung kommt, ihn mit jenem zu identifizieren, wenn auch kleine Differenzen sich in den Weg zu stellen scheinen. Das Problem würde erheblich vereinfacht, wenn angenommen werden könnte, daß der Verfasser der beiden kleinen Johannesbriefe auch den ersten geschrieben und dem vierten Evangelium die Gestalt gegeben hat, die jetzt für es charakteristisch ist. Ein gewichtiges Argument dafür ist, daß die „johanneischen" Begriffe der *ἀλήθεια*, der *μαρτυρία*, der *χαρὰ πεπληρωμένη*, sowie das Gebot der gegenseitigen Liebe in den beiden kleinen Briefen eine große Rolle spielen. Wie dem aber auch sein mag, der Bearbeiter hat mit seiner Redaktion jedenfalls tief in das ursprüngliche Evangelium eingegriffen, und ich habe mich durch wiederholte, z. T. mit Wellhausen gemeinsam unternommene Versuche davon überzeugt, daß sich von dem ursprünglichen Evangelium nur Spuren wiedergewinnen lassen.

Die Gestalt des Lieblingsjüngers ist eine Schöpfung des Bearbeiters. Sie bildet den Mittelpunkt der Abendmahlsszene, und diese ganze Szene ist in dem Evangelium ein Fremdkörper. Zweimal macht sich der Satan mit Judas zu schaffen, vor der Fußwaschung und beim Abendmahl: die Dublette ist deutlich. Jesus sagt zu dem Verräter, nachdem er ihn den Jüngern offenbart hat: „Was du tust, das tue bald!" Das verstehen die Jünger nicht, sie ahnen plötzlich nichts von dem Verrat, der ihnen eben entdeckt ist: die Abendmahlsszene zerstört den Zusammenhang. Daß der Lieblingsjünger unter dem Kreuz und der „andere" Jünger bei der Verleugnung dem Bearbeiter angehören, für den Wettlauf dagegen zum Grabe und die Identifikation des anderen Jüngers mit dem Lieblingsjünger Johannes der letzte Herausgeber verantwortlich gemacht werden muß, kann wegen der Kürze der Zeit hier nicht ausgeführt werden.

Nach dem vierten Evangelium reist Jesus dreimal zu einem Fest nach Jerusalem, der dritte Aufenthalt dort wird durch zwei kürzere Abwesenheiten unterbrochen, zwischen denen das Lazaruswunder liegt. Dieser Aufbau ist nicht ursprünglich. Vor der dritten

1) Erweiterungen und Änderungen des vierten Evangeliums. Berlin, G. Reimer 1907.

Reise sagen die „Brüder" zu Jesus: „Ziehe von hier fort und gehe nach Judäa; niemand tut etwas im verborgenen und will, daß es öffentlich sei." Hier ist nicht von einer Festreise, sondern von einer definitiven Übersiedelung die Rede; außerdem wird vorausgesetzt, daß Jesus in Jerusalem noch nicht öffentlich hervorgetreten ist. Nach dem jetzigen Evangelium aber ist er schon zweimal dort gewesen, hat Wunder und Zeichen getan und die Juden durch sein öffentliches Auftreten im Tempel (Kap. 2) aufs schwerste provoziert. Diese Widersprüche sind durch keine Umstellungen zu beseitigen: der jetzige Aufbau des Evangeliums bricht rettungslos zusammen.

Im ursprünglichen Evangelium muß Jesus, als er in Jerusalem öffentlich aufgetreten war, vor der Feindschaft der Juden fliehen. In seinem Versteck erhält er die Nachricht von der Krankheit des Lazarus, seines Freundes. Da eilt er nach Bethanien, das dicht bei Jerusalem liegt, die Jünger warnen ihn vergeblich, bleiben aber nicht zurück, als er doch geht: „Auf, laßt uns gehn, damit wir mit ihm sterben!" sagt Thomas. Unmittelbar auf Lazarus' Erweckung folgt die Beratung des Synhedrions, die mit dem Beschluß endet, Jesus zu töten.

Hier ist eine dichterische Handlung nicht zu verkennen, die zur tragischen Peripetie drängt; der Tod Jesu hat ein ethisch-heroisches Motiv erhalten und ist zum Heldentod geworden. Es kann nicht ursprünglich sein, daß Jesus von Bethanien aus noch einmal wieder einen Versteck aufsucht: das ist nur eingeschoben, um den synoptischen Einzug in Jerusalem anbringen zu können.

Nur selten gelingt es, die aus der Bearbeitung herausgelösten Bruchstücke zu einem größeren Zusammenhang zu vereinigen; die Aufgabe ist zunächst nicht, λύσεις zu ersinnen, sondern ἐνστάσεις aufzufinden. Die Redaktionshypothese ist entstanden aus der Interpretation und ihr Zweck ist Interpretation; steht doch die Exegese des vierten Evangeliums erst am Anfang. Zum Verständnis seiner Gedanken und Bilder gehört, wie für das der altchristlichen Urkunden überhaupt, eine gegenseitige Durchdringung von griechischer, aramäischer und hebräischer Philologie, wie sie bis jetzt nicht vorhanden ist: wir von der alten Generation haben für diese Aufgaben zu wenig gelernt und müssen die Jugend aufrufen, damit sie sich dingen lasse, das Korn zu schneiden, das weiß zur Ernte ist. Es werden sich nicht viele dazu drängen und sollen es auch nicht. Der Schematismus der Fakultäten und Berufe sorgt schon dafür, daß jeder hübsch in der Zunft bleibe; und, was schwerer wiegt, die meisten Menschen verlangen nicht nach Hypothesen und Problemen, sondern nach Lösungen und Dogmen, bei denen sie sich beruhigen

können: ob diese von rechts oder links kommen, ist ziemlich einerlei. Die Welt kann nun einmal nicht stehen ohne Ausgleichungen; aber die Wissenschaft vergeht, wenn sie die Probleme nicht scharf herausarbeitet und von ihren Antithesen sich etwas abdingen läßt. Sie bringt nicht den Frieden der Prediger und löst die Herzen nicht wie die Poeten, aber die wenigen, die das Joch des θεωρεῖν auf sich nehmen, sorgen dafür, daß Leben und Bewegung bleibt im Geiste der Menschheit und das unendliche Streben und die unendliche Sehnsucht nach Erkenntnis nicht einschläft. Das ist nicht alles, aber es ist immerhin so viel, daß jene wenigen nicht klagen dürfen, wenn sie ein Leben voll Zweifel und Unrast, voll Entsagung und Einsamkeit dafür einsetzen.

Schluß der Sitzung $11^{3}/_{4}$ Uhr.

Mittwoch, den 25. September, 12 Uhr fand die Sitzung der Kommission zur Beratung der von der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung gestifteten 1000 Mk. statt.

Anwesend waren: die beiden Vorsitzenden Prof. Münzer und Rektor Dr. Schäublin; die beiden Obmänner der philologischen Sektion Prof. Schöne und Dr. Oeri sen., die Herren Prof. Diels, Prof. Leo, Prof. Reitzenstein, Prof. Schwartz, Prof. Wendland, Prof. Wissowa.

Außerdem als Protokollführer: Dr. Schiff.

Der Vorsitzende Prof. Münzer verliest nach Eröffnung der Sitzung den die Stiftung betreffenden Brief der Weidmannschen Buchhandlung.

Prof. Schöne teilt mit, daß der wissenschaftliche Ausschuß die Angelegenheit bereits besprochen habe und in Anregung bringe, die Summe zur Herstellung eines Wortindex zu Diels Vorsokratikern zu verwenden. Er verliest zugleich einen Brief der Weidmannschen Buchhandlung, der er von dieser Anregung Kenntnis gegeben hat.

Prof. Diels berichtet ausführlich über die Indices, die für seine zweite Ausgabe der Vorsokratiker vorbereitet oder vorgesehen sind. In letzter Linie würde die Angelegenheit auf eine Personenfrage hinauskommen, da er selbst zu einem solchen Index nicht mehr Kraft und Zeit habe. Er glaube aber, daß cand. phil. Kranz für diese Arbeit der rechte Mann sei. Zugleich bemerkt Diels, daß er, da er als Autor in Betracht käme, sich der Abstimmung enthalten würde.

Andere Vorschläge werden nicht gemacht.

Nach einer abschließenden kurzen Debatte (Leo, Schwartz, Wissowa, Wendland, Diels, Münzer), in der über die Verwendung der in analoger Weise früheren Philologenversammlungen geschenkten

Summen berichtet wird und eine allgemeine grundsätzliche Aussprache erfolgt, wird beschlossen, der Plenarversammlung vorzuschlagen:

die gestiftete Summe zur Anfertigung eines Wortindex zu Diels' Vorsokratikern unter besonderer Berücksichtigung der Terminologie zu verwenden.

Schluß: 12 Uhr 15 Minuten mittags.

Am gleichen Tage 12 Uhr 20 Minuten tagte die Sitzung der Kommission zur Beratung über Ort und Zeit der nächsten (50.) Philologen-Versammlung (1909).

Anwesend waren: die beiden Vorsitzenden Prof. Dr. Münzer und Rektor Dr. Schäublin; von Präsidialmitgliedern der vier zuletzt vorangegangenen Philologenversammlungen Prof. Dr. Schwartz (Göttingen), Schulrat Dr. Sander (Bremen), Schulrat Prof. Dr. Brütt (Hamburg), Prof. *D.* Dr. Wendland (Breslau); ferner Prof. Dr. Schenkl (Graz).

Außerdem als Protokollführer: Dr. Schiff.

Der Vorsitzende Prof. Münzer berichtet über den Stand der Dinge. Es liegt nur eine offizielle Einladung vor: von seiten der Stadt und Universität Graz, die neben der Basler schon in Hamburg vorgelegen hatte.

Prof. Schenkl überbringt diese Einladung auch mündlich, und zwar zugleich im Namen des österreichischen Unterrichtsministeriums.

Der Antrag des Vorsitzenden, der Versammlung vorzuschlagen, die Einladung von Graz anzunehmen, findet allseitig Zustimmung.

Als Zeit schlägt Prof. Schenkl die letzten Tage des September 1909 vor. Auch dem wird zugestimmt.

Das Präsidium wird bestehen aus:

I. Prof. Dr. Schenkl

II. Direktor Dr. Adamek vom 2. Staatsgymnasium in Graz.

Zum Schluß wird verhandelt über die Verwendung eines Betrages von etwa 1400 Mark, der als Überschuß der Hallenser Versammlung (1903) noch vorhanden ist, da Hamburg (1905) und Basel (1907) ihn nicht gebraucht haben. Der Betrag soll der Grazer provisorischen Leitung als Vorschuß für Vorbereitungsauslagen übergeben werden mit dem Anheimstellen, bei der 50. Philologenversammlung Vorschläge für eine endgültige Verwendung zu machen.

Schluß: 12 Uhr 35 Minuten.

Zweite allgemeine Versammlung
im Musiksaal des Stadtkasinos.

Mittwoch, den 25. September 1907, 3¼ Uhr.

Vorsitzender: Der 2. Präsident Rektor Dr. F. Schäublin.

Die Parallelvorträge[1]) **über Universität und Schule, insbesondere die Ausbildung der Lehramtskandidaten** hatten außer den Teilnehmern auch sehr viele Gäste herbeigelockt.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. F. Klein (Göttingen) sprach zuerst über **Mathematik und Naturwissenschaft.**

Zuerst skizziert der Vortragende, inwiefern zwischen den Rednern der vier angekündigten Parallelvorträge ein Einverständnis, eine Verabredung bestehe. Er erinnert daran, daß, nachdem 1900 von entscheidender Stelle Gleichwertigkeit der verschiedenen Gattungen höherer Schulen grundsätzlich proklamiert war, die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte auf ihrer Breslauer Tagung 1904 eine zwölfgliedrige Unterrichtskommission eingesetzt und ihr die Fragen des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts allseitig bis zu abgeglichenen Vorschlägen durchzuarbeiten übertragen habe. Die Zusammensetzung dieser Kommission wurde derart gewählt, daß sie nicht nur Männer der verschiedenen bezüglichen Wissensgebiete, sondern auch Vertreter von Schule, Hochschule und Praxis umfaßte. Diese Kommission trat schon 1905 bei der Naturforscherversammlung zu Meran mit ausgearbeiteten Reformvorschlägen für den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an den höheren Schulen — Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen — hervor, die von einheitlicher Gesamtauffassung getragen sind. Eine Durchführung dieser Ideen war aber nur zu erhoffen, wenn auch im Kreise der Schulmänner und Philologen Verständnis für diese neuen Ziele zu finden war. So vertrat der Redner auf der Hamburger Tagung der Schulmänner und Philologen persönlich die Meraner Vorschläge und fand dabei nicht nur nicht den befürchteten Widerspruch, sondern vielfach Übereinstimmung oder doch den Wunsch zur Verständigung. Prof. Wendland, damals zweiter Vorsitzender, hat in seinem Schlußworte zu den Hamburger Verhandlungen ausgeführt, wie die Rivalität zwischen den einzelnen Gebieten, und damit der lärmreiche Schulstreit ausgeschaltet, dafür aber eine Quelle neuer

1) Die Vorträge sind unter dem Titel: „Universität und Schule". Vorträge auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 25. September 1907 zu Basel gehalten von F. Klein, P. Wendland, Al. Brandl, Ad. Harnack. Leipzig 1907 bei Teubner erschienen.

Fragen und belebender Momente dem Schulunterricht durch unmittelbare Beziehung zwischen Hochschule und Schule eröffnet ist. Jene Ausführungen zeigen klar, wie ähnlich im Grunde die Bedingungen für die verschiedenen Fächer liegen.

Dies stellt der Redner als die gemeinsame Basis der 4 Vorträge hin, wobei als spezielles zu besprechendes Problem die wissenschaftliche Ausbildung der Lehramtskandidaten an der Universität ins Auge gefaßt ist, ein Problem, das erneuten sorgfältigen Nachdenkens bedarf namentlich von seiten der beteiligten Universitätslehrer, das aber keine weiteren Verabredungen unter den Rednern bedingte.

Zum engeren Gebiete der mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien hinlenkend, berichtet der Redner über die weitere Tätigkeit der Unterrichtskommission, wie sie 1906 auf der Naturforscherversammlung in Stuttgart die Meraner Vorschläge ergänzt hat, so hinsichtlich der Frage des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts an den Reformschulen und namentlich auch an den Mädchenschulen, und wie sie vergangene Woche (15. Sept.) auf der Versammlung in Dresden eben an die Frage der Lehrerbildung herangegangen ist. Den hierüber erstatteten Bericht, der zugleich den Abschluß der Tätigkeit der Unterrichtskommission bildet, legt der Vortragende zur Verteilung vor und tritt auf denselben als Hauptaufgabe seiner Darlegung ein.[1])

Der Bericht bezieht alles, der übersichtlichen Fixierung wegen, auf die preußischen Verhältnisse, ohne diese damit als Norm aufstellen zu wollen. Dem Einwande, ob denn von einer derartigen Darstellung überhaupt Erfolg zu erwarten sei, ist zu erwidern, daß die Kommission durch Heranziehen einer großen Zahl Fachgenossen, von Hochschule und Schule, nach allen Seiten Fühlung und Anregung gesucht hat, daß aber auch heutzutage eine gemeinsame Normierung gemeinsamer Angelegenheiten mehr als zur Zeit des reinen Individualismus auf allgemeines Verständnis und Entgegenkommen rechnen kann.

Der Kernpunkt der Vorschläge besteht darin, die mathematisch naturwissenschaftlichen Studien in 2 Gruppen, Mathematik-Physik und Chemie-Biologie, zu zerlegen, von denen der Kandidat normalerweise eine wählt. Innerhalb der Gruppe unterscheiden sich die generellen Studien, verbindlich für alle Studierenden der Gruppe, von den individuellen Studien, der Ausgestaltung nach besonderer Richtung. Für erstere wurden 6 Semester in Ansatz gebracht und geradezu be-

---

1) Der Bericht ist in der vorgenannten Schrift (Universität und Schule) als Anhang abgedruckt.

stimmte Studienschemata zur Diskussion gestellt, wobei jedes Fach mit Rücksicht auf die anderen und die für den Studierenden auf alle Fälle notwendige Bewegungsfreiheit sich gewisse Einschränkungen gefallen lassen muß. Vom ersten Semester an setzen Praktiken und Übungen ein, für die in allen Fächern, auch in Mathematik, ausreichende Institutseinrichtungen verlangt werden.

Die Vorschläge stehen mit der heutigen Praxis des Vorlesungsbetriebes an den Hochschulen in einigen Punkten im Widerspruch. Sie tadeln das Prävalieren einzelner Fächer, z. B. der reinen Mathematik, in Spezialvorlesungen, und das Zurücktreten anderer, z. B., um bei derselben Gruppe zu bleiben, der angewandten Mathematik, und zwar nicht nur des numerischen Rechnens, Zeichnens und Messens, sondern beispielsweise auch der Astronomie. Waren für die hiermit angedeuteten Mißstände im heutigen Hochschulbetriebe oft einseitige Examenvorschriften verantwortlich, die jetzt gemildert sind, so bestehen noch Wünsche für die zusammenfassenden Vorlesungen; sofern sie als einleitende Kollegia gelesen werden, sind sie vielfach zu elementar, und nach obenhin, beim Abschluß der Studien, treten sie zu sehr zurück, oder fallen gar vollständig aus. Ebenso verlangen die Vorschläge Änderungen im Betriebe der Übungen und Praktiken, Einschränkungen zum Teil, zum Teil nach anderer Seite wieder wesentliche Erweiterung, wenn es nicht anders sein kann auf Kosten der theoretischen Vorlesungen. Die Absicht konnte dabei nicht sein, neue Gedanken zu entwickeln, sondern im Vordringen begriffene zu unterstützen und ihnen Nachdruck zu geben.

In bezug auf die Bemerkungen über den Schulbetrieb ist ein theoretischer Unterschied zwischen den Herren von der Schule und der Kommission nicht vorhanden; die Kommission stimmt der Forderung der Einordnung des Lehrers ins Schulganze zu, verlangt aber, daß die Lehrer nur in solchen Fächern unterrichten, die sie auf Grund wissenschaftlicher Studien wirklich verstehen, und daß nur in Notfällen hiervon abgewichen wird; sie wünscht auch Vermehrung der Gelegenheiten zu fachwissenschaftlicher Fortbildung.

Zum Schlusse spricht sich der Vortragende noch über die allgemeine Auffassung von dem Wesen und der Aufgabe der Universitäten aus, wie sie dem Berichte und dem ganzen Vortrage zugrunde liegt. Wie im politischen Leben das kollektive, soziale Moment hat hinzukommen müssen über die unabhängige Betätigung des einzelnen hinaus, so auch im akademischen Leben. Die Kommission verlangt hier nicht nach obrigkeitlicher Regulierung für die Ausbildung der Lehramtskandidaten, auch nicht ein Studium, das von Anfang an ängstlich nur an den späteren Beruf denkt, vielmehr, daß die Do-

zenten von sich aus das Zweckmäßige überlegen und miteinander vereinbaren. Nicht einfach die Wissenschaft in abstracto ist vorzutragen, noch ist die Heranbildung späterer Forscher das einzige würdige Ziel des Universitätsunterrichts, sondern jede Kategorie von Studierenden soll die ihr zukommende Förderung erhalten; nicht, wie gefordert wurde, besondere Dozenten für Lehramtskandidaten, sondern Forschertätigkeit mit Lehrtätigkeit verbunden tut not, Änderung der Gesinnung, in der die Lehraufträge gehandhabt werden; nicht wie es früher hieß: Freiheit und Gleichgültigkeit, nein Freiheit und Gemeinsinn.

Prof. *D.* Dr. P. Wendland (Breslau) referierte über die **Altertumswissenschaft: a) Sprachwissenschaft, b) Archäologie, c) Hellenismus.**

In der klassischen Philologie bedarf es nach meiner Überzeugung keiner durchgreifenden Änderung der äußeren Organisation des Universitätsunterrichtes. Der Lehrbetrieb hat sich seit längerer Zeit schon gewandelt und der gesunkenen Vorbildung angepaßt. Die Klagen und Anklagen, die auch von älteren Schulmännern gegen unsern Universitätsunterricht gerichtet werden, beruhen auf Erfahrungen einer vergangenen Zeit und auf ungerechter Verallgemeinerung und Übertreibung. Einem lebensvollen Unterrichte gegenüber ist die unnötig zugespitzte Frage, ob er Schulmänner oder Philologen bilde, rein akademisch; ein pedantischer Unterricht bildet so wenig tüchtige Philologen, wie gute Schulmänner.

Die große Fülle neuer Aufgaben, die unserer Wissenschaft durch ihre ungeahnte Erweiterung zugewachsen sind, ladet dazu ein, den jetzt wünschenswerten und möglichen Umfang des philologischen Studiums zu betrachten. Es wird dabei als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Blütezeiten der alten Literatur und die Erklärung ihrer Erzeugnisse nach wie vor im Mittelpunkte des Unterrichtes stehen und daß das Studium der Philologie von dem der alten Geschichte nicht zu trennen ist.

Die scharfen Grenzen, die einst die klassischen Philologen zwischen Philologie und Sprachwissenschaft ziehen wollten, lassen sich heute nicht mehr aufrechterhalten. Die Gleichartigkeit der das sprachliche Leben aller Zeiten bestimmenden Faktoren und Kräfte aufgezeigt, die psychischen Vorgänge, die allen sprachlichen Erscheinungen zugrunde liegen, erkannt zu haben, das ist das unvergängliche Verdienst der anfangs auf andere Ziele gerichteten modernen Sprachwissenschaft. Der Philologe, der ein tieferes Verständnis der Sprachentwicklung gewinnen will, bedarf der beständigen Hilfe der sprachwissenschaftlichen Grundanschauungen; in diese kann und soll

er, auch ohne Voraussetzung der Kenntnis anderer indogermanischer Sprachen, von dem Linguisten eingeführt werden. Solcher Einführung bedarf er besonders auch im Interesse seines künftigen Berufes. Denn die Sprachwissenschaft ist, wie einer der besten Kenner sagt, der Jungbrunnen, aus dem der Schulunterricht je eher je besser neue Belebung schöpfen muß.

Als einst die moderne Philologie, von den Gedanken Herders und der Romantik angeregt, sich das Ziel steckte, das Gesamtbild des antiken Lebens wiederzugewinnen, war die Kunst nur ein Glied dieses Gesamtlebens, die Archäologie nur ein Teil der allgemeinen Altertumswissenschaft. Dann ist die antike Kunst aus der Umklammerung der Philologie losgelöst und in den Zusammenhang der allgemeinen Kunstgeschichte hineingestellt worden. Dadurch sind die feineren Methoden der künstlerischen Würdigung und der Stilanalyse ausgebildet, die antiquarischen Gesichtspunkte zurückgedrängt worden. Dennoch bedarf auch jene Betrachtungsweise, die die Kunstgeschichte aus dem Zusammenhang des nationalen Lebens zu begreifen sucht, beständiger Erneuerung. Ohne archäologische Bildung kann kein Philologe ein Vollbild antiker Kultur gewinnen. Und der Schulmann hat sie besonders nötig, um den Unterricht mit Kunstanschauungen zu beleben. Unter den modernen Bestrebungen, die der einseitigen Verstandesbildung durch Erziehung des Auges ein heilsames Gegengewicht schaffen und die Kunstpflege in die Schule einführen wollen, ist die Einführung in das Verständnis einiger Meisterwerke antiker Kunst ein für das Gymnasium besonders naturgemäßer Weg.

Weiter wird die Bedeutung der hellenistischen Kultur, die durch das hellenisierte Rom und durch die hellenisierte Kirche der modernen Welt eine Fülle sittlicher, religiöser, politischer Gedanken vermittelt hat, gewürdigt. Sie allein erschließt das geschichtliche Verständnis des Zusammenhanges von Altertum und Gegenwart, der Grundlagen der modernen Kultur. Die Einführung in den Hellenismus ist darum eine wichtige Aufgabe des Universitätsunterrichtes.

Zum Schluß wird auf die Mittel hingewiesen, durch die auch nach der Universitätszeit die Verbindung und Fühlung mit der Wissenschaft zu fördern ist.

Prof. Dr. A. Brandl (Berlin) behandelte das Kapitel der **neueren Sprachen.**

In den Schulbetrieb der neueren Sprachen ist Unruhe gekommen durch die Notwendigkeit, nicht mehr bloß übersetzen zu lehren, sondern freies Sprechen, Schreiben, Verstehen. Das ist eine Folge der gesteigerten Verkehrsmittel und Verkehrsbedürfnisse. Da wir keine Weltsprache mehr besitzen, wie es das Mittelalter am Latein hatte,

so müssen die beiden wichtigsten Fremdsprachen als Verständigungsmittel gelernt werden, und dazu eine Menge fremden Lebens, Schaffens und Kulturringens. Das ist eine ungeheuere Aufgabe, die auf die Schule um so mehr drückt, als der nächstbeste Franzose oder Engländer als überlegener Prüfer auftreten kann.

Die Wirkung auf die Universität, die hierzu die Lehrkräfte zu liefern hat, besteht darin, daß die Fertigkeit gegenüber der reinen Wissenschaft stark betont werden muß und die Neuphilologie nicht bloß zu einer angewandten Wissenschaft wird wie die Medizin, sondern in Gefahr kommt, an Gründlichkeit und Sauberkeit der Arbeit zu verlieren, was sie an Masse des Zuspruchs gewinnt. Dennoch darf sich die Universität der Doppelaufgabe nicht entschlagen, sowohl die wissenschaftliche wie die praktische Seite des Faches zu pflegen; schon um nicht alexandrinisch zu werden und Lebensinteressen unseres Volkes zu vernachlässigen.

Allerdings müssen ihr mancherlei Verbesserungen der Universitätspädagogik zu Hilfe kommen. Der ursprüngliche Gelehrte darf nicht mehr den Wert einer Forschung nach dem Alter ihres Gegenstandes einschätzen, darf sich also nicht bei einer Arbeit über das 9. Jahrhundert vornehmer vorkommen als bei einer über das 19. Jahrhundert. Auf dem modernen Gebiete sind ebenso kritische Probleme zu lösen, sogar für das Wesen der Sprache und Dichtung die tiefgehendsten. Gegenüber den Studierenden empfiehlt es sich, ein System von Zwischenprüfungen einzuführen. Diese sind elastischer und wirksamer als es Studienpläne sein könnten.

Von den Regierungen werden erbeten mehr Lehrkräfte für den praktischen Universitätsunterricht und zwar solche von wissenschaftlicher Art; Auslandsstipendien bereits für Studierende, da diese im empfänglichsten Alter sind; und bessere Vorbildung der Gymnasiasten auf diesem Gebiete. Ohne die Stundenzahl des Faches auf dem Gymnasium zu vermehren, könnte man viel gewinnen, wenn man Englisch und Französisch, die ein elastischeres Ohr und weniger Reflexionsvermögen erheischen, vor dem Latein lehrte, dessen Aneignung dadurch viel leichter und interessanter würde. Daß der Schüler in späteren Jahren die moderne Sprache nicht vergesse, könnte man wohl erreichen, indem man sie in naheliegenden Fächern, wie Geographie und Geschichte, teilweise als Unterrichtssprache benutzte, wozu die Not der Zeit wohl allmählich die Lehrkräfte heranziehen wird.

Am wärmsten appelliert der Redner an die Lehrer der Schule, sie möchten sich trotz ihres aufreibenden Berufes mit der Wissenschaft in Fühlung halten. Praxis und Forschung müssen nicht bloß

ein Kompromiß, sondern ein herzhaftes Bündnis schließen; der einzuschlagende Weg werde sich bei der Arbeit des näheren von selbst ergeben.

Vor ganz besetztem Saal endlich forderte Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Prof. *D.* Dr. Ad. Harnack (Berlin) als Vertreter der **Geschichte** für die Universität die allgemeine Einführung 1. einer Vorlesung über Weltgeschichte als Abschluß der spezialgeschichtlichen Vorlesungen und als direkte Vorbereitung der Lehramtskandidaten für die Aufgabe des geschichtlichen Unterrichts auf den Gymnasien, 2. einer Vorlesung über Bürgerkunde, d. h. einer kurzen, zusammenfassenden Darstellung der geltenden Verfassung und des öffentlichen Rechtes, für Zuhörer aller Fakultäten, die den zukünftigen Lehrern der Geschichte besonders zugute käme. 3. Speziell machte er in bezug auf die Darstellung der alten Geschichte auf den schweren Mangel aufmerksam, der noch immer in der Behandlung der Kaiserzeit und der Urgeschichte des Christentums herrscht und suchte zu zeigen, wie diese als wirklicher Abschluß der alten Geschichte zu behandeln sind.

Für das Gymnasium fordert der Redner, daß die Geschichte des Staates und die politische Geschichte als der Rahmen des allgemeinen Geschichtsunterrichtes beizubehalten sei, daß aber die treibenden Mächte der Entwicklung deutlicher herauszuarbeiten seien und die Geschichte zugleich als die Geschichte des Geistes (Logos) zur Erkenntnis komme. Das Einprägen von Jahreszahlen ist noch mehr einzuschränken; dagegen solle sich der Schüler gewöhnen, sich die Geschichte in Menschenaltern, etwa in Zeiträumen von 30 Jahren, vorstellig zu machen und sie in diesen Abschnitten zusammen zu schauen. Bei dem Unterricht in der neuesten Geschichte ist alles Gewicht darauf zu legen, daß den Schülern auch die Grundzüge der gegenwärtigen Staatsverfassung und die Grundlinien des öffentlichen Rechts und der Verwaltung bekannt werden. Endlich wurde verlangt, daß die Schüler in den obersten Klassen mit einigen überlieferungsgeschichtlich-kritischen Fragen bekannt gemacht und selbst zur Lösung leichterer Probleme dieser Art angeleitet werden, damit der Geschichtsunterricht nicht ein rein autoritativer bleibe und damit die Schüler lernen, was geschichtliche Kritik ist und von der Bedeutung dieses hohen Bildungsmittels selbsttätige Kenntnis erhalten. Geschichtsunterricht, Lektüre der alten Historiker und deutscher Unterricht könnten hier zweckmäßig teilweise kombiniert werden. Speziell könnten überlieferungsgeschichtlich-kritische Themata für den deutschen Aufsatz mit ästhetisch-kritischen (literaturgeschichtlichen) wechseln. Die Abfassung eines Hilfsbüchleins, in welchem die Texte

für leichtere überlieferungskritische Probleme aus der alten Geschichte zusammengestellt wären, ist sehr zu wünschen.

Mit Bezug auf **Religion** führte der gleiche Vortragende folgendes aus: Es ist Ernst damit zu machen, daß der Religionsunterricht in den oberen Klassen der Gymnasien in wirklich geschichtlicher und nicht in unkritisch-autoritativer Weise gegeben wird. Nur in dieser Gestalt kann er den Gymnasien erhalten bleiben. Da es in der Entwickelung der Jugend eine Stufe gibt, in der sie für diesen Unterricht noch nicht reif ist, während der autoritative Unterricht auf sie keinen Eindruck mehr macht, erscheint es zweckmäßig, den Religionsunterricht in den mittleren Klassen zwei Jahre hindurch überhaupt auszusetzen. Für die vier oberen Klassen ist sodann ein Lehrgang zu entwerfen, der der vierten Klasse die Geschichte der israelitischen Religion und das Alte Testament, der dritten die Geschichte Jesu und des Urchristentums (das Neue Testament), der zweiten die Einführung in den Katholizismus und den alten Protestantismus und der ersten die Darlegung des Wesens der Religion und des Christentums mit besonderer Beziehung auf die Lebensfragen der Gegenwart zuweist. Kirchengeschichte als solche den Schülern vorzutragen erübrigt sich, wenn der Lehrer in der zweiten Klasse seine ganze Kraft darauf verwendet, den Schülern den Katholizismus und alten Protestantismus verständlich zu machen. Das aber ist hier die Hauptsache — denn mit den Kirchen hat es der Schüler im Leben zu tun; sie soll er kennen —, und dazu wird dasjenige Maß kirchengeschichtlicher Kenntnis zuzuführen sein, welches wünschenswert ist. Darüber hinaus aber hat die Schule kein Interesse an der Kirchengeschichte. In der obersten Klasse soll weder professionelle Dogmatik noch auch Apologetik getrieben werden, sondern das Wesen der Religion im allgemeinen und der christlichen Religion im besonderen ist ans Licht zu stellen mit Bezug auf die Verkündigung Jesu einerseits und unter Berücksichtigung der Darstellung der christlichen Religion in der Gegenwart, insbesondere bei den großen Führern und Denkern, andrerseits. Auch die Spannungen mit den „modernen“ Weltanschauungen sind dabei zu berücksichtigen.

Diese Forderungen machen neue Vorlesungen auf der Universität für die Lehramtskandidaten nötig. Zwar eine Vorlesung über Konfessionskunde (Symbolik) ist schon vorhanden und muß nur stärker in den Vordergrund geschoben werden; aber die drei übrigen jenen Forderungen entsprechenden Vorlesungen fehlen fast überall noch. Eine zusammenfassende vierstündige Vorlesung über die Geschichte der israelitischen Religion, zugleich eine Einführung in das Alte Testament umfassend, ist nötig, ferner eine solche über das

Urchristentum im Zusammenhang mit der religiösen Zeitgeschichte, endlich eine Vorlesung über das Wesen der Religion und des Christentums mit besonderer Beziehung auf die Lebensfragen der Gegenwart.

Der Vorsitzende spricht allen Vortragenden den warmen Dank der Versammlung aus und schließt die Sitzung um 6 Uhr.

(Das Referat über die Diskussion siehe Pädagogische Sektion, Sitzung vom 26. September.)

Dritte allgemeine Versammlung
im Musiksaal des Stadtkasinos.

Freitag, den 27. September 1907, $3^1/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Der 1. Präsident Prof. Dr. F. Münzer.

Als erster Vortragender sprach Geh. Hofrat Prof. Dr. F. Kluge (Freiburg i. B.) über **die deutsche Schweiz und die Mundartenforschung.**[1])

Die Schweiz — frühzeitig ein günstiger Nährboden deutscher Sprachwissenschaft — bringt im 16. Jahrhundert das erste deutsche Wörterbuch hervor (Maalers teutsche Sprach 1561) und im 19. Jahrhundert reiche mundartliche Arbeiten. Stalders schweizerisches Wörterbuch 1806 sichert die Vorherrschaft Oberdeutschlands in der Mundartenforschung für das ganze 19. Jahrhundert. Dieses Werk, dessen 2. Auflage der Verfasser lange vorbereitete, führte durch allseitige Betätigung in der schweizerischen Mundartenforschung 1862 schließlich zu dem großen Plan des schweizerischen Idiotikons, von dem jetzt nahezu 6 Bände vollendet sind. Sammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts sind darin verarbeitet und durch weitere systematische Arbeit ergänzt und vervollständigt. Eine glückliche Zentralisierung und Organisation in Zürich ist der Mittelpunkt des Werkes. Bundesrat und Kantone sichern die Lebensbedingungen für dieses eidgenössische Sprachamt, in welchem auch bedeutende mundartliche Zukunftspläne von langer Hand vorbereitet und in Angriff genommen werden. Das intimere Verhältnis, in welchem der Schweizer zu seiner Mundart steht, gewährleistet auch für die Zukunft dieselbe Fülle bedeutender Dialektarbeiten, wie sie das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts gezeitigt hat. Die Gediegenheit des Idiotikons und seine gleichmäßige und sichere Fortführung beruhen auf dem vaterländischen Geist, mit dem alle Beteiligten an dem Werke schaffen.

---

1) Der Vortrag ist vollständig gedruckt in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 178 vom 4. Oktober 1907.

Prof. Dr. H. Morf (Frankfurt a. M.) berichtete über **die romanische Schweiz und die Mundartenforschung.**[1])

Der Vortragende gibt ein Bild des romanischen Sprachgebietes, das wie ein Kranz das deutsche Mittelland der Schweiz umschließt, dessen Mundarten aber angesichts des Vordringens mächtiger Schriftsprachen gefährdet und im Verschwinden begriffen sind. Er skizziert einige der Probleme, die dieses reichgegliederte Sprachgebiet für den Forscher bereit hält und betont die Bedeutung der Mundartenstudien für die gesamte Sprachwissenschaft, für die sie ein wahrer Jungbrunnen geworden sind. Dann handelt er von den drei romanischen Idiotiken, die mit Unterstützung des Bundes und der Kantone für die französische, für die rätische und die italienische Schweiz in Arbeit sind und von denen das Unternehmen des „Glossaire des patois de la Suisse romande" das älteste (seit 1899) und am weitesten fortgeschrittene ist. In einem Überblick über die achtjährige Sammelarbeit dieses Glossaire wird gezeigt, wie die drei Redaktoren Proff. Gauchat (Zürich), Jeanjaquet (Neuenburg), Tappolet (Basel) durch ihre 450 phonetischen Aufnahmen die breite und sichere lautliche und morphologische Grundlage gelegt haben; wie sie den Wortschatz durch „Questionnaires" bei ihren getreuen Korrespondenten sammeln; wie die Redaktion selbst für regionale und Spezialwörtersammlungen sorgt; wie für die Sprachgeschichte die handschriftlichen und gedruckten Quellen ausgebeutet werden und wie das Eigennamenmaterial zusammenkommt. Das „Bureau du Glossaire" birgt heute schon reichlich eine Million Zettel, die nun der Verarbeitung harren. Am Wege dieses Glossaire blüht die Vorarbeit zu einem „Dictionnaire toponymique". Eine „Bibliographie des Patois romands" ist im Druck und die Probelieferung eines „Atlas linguistique" steht bevor, für den ein opferwilliger Verleger in der Person von Dr. U. Hoepli (Mailand) gefunden worden ist. Linguistische Monographien, z. B. über die Terminologie des Weinbaues und der Milchwirtschaft, wachsen aus der Glossairearbeit heraus. Ein jährlich viermal erscheinendes Bulletin bringt fesselnde Mitteilungen aus der Werkstatt dieses Glossaire, um während der Jahre des stillen Sammelns das Interesse für das Unternehmen wachzuhalten und gibt eine Ahnung von dem reichen Inhalt des zukünftigen Werkes, das im Spiegel der Sprache die ganze Kultur der Westschweiz zeigen und ein nationales Werk sein will.

Die beiden andern romanischen Glossare verfolgen für ihre Kantone das nämliche Ziel. Sie stehen noch in den Anfängen. Ihre

---

1) Der Vortrag wird abgedruckt in dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen, herausgegeben von Al. Brandl und H. Morf.

Sammelarbeit ist nach dem bewährten Vorbild des „Glossaire romand“ eingerichtet. Die Ausführung liegt in den Händen von Gelehrten, die unbestrittene Sachkunde mit strenger wissenschaftlicher Methode vereinigen. Der Engadiner Dr. F. Melcher (Chur) bearbeitet das rätische Gebiet; die Redaktion des italienischen „Vocabolario“ wird gebildet durch Prof. C. Salvioni aus Bellinzona und die Lombarden Guarnerio und Merlo.

Trotz der hingebenden Tätigkeit des einen rätischen Redaktors (seit 1905) und der Unterstützung durch die verdienstvolle „Societad Raetoromanscha“ schreitet die Arbeit in Graubünden viel zu langsam und ungleichmäßig vorwärts. Es liegt auf alle Fälle ein Organisationsfehler vor, da, soviel man sieht, Dr. Decurtins — und mit ihm eine ganze Partei — dem Unternehmen fernsteht, das als ein nationales Unternehmen die Mitwirkung aller tauglichen Kräfte erfordert und nicht durch politischen oder konfessionellen Partikularismus Schaden leiden darf. Auch ist die staatliche Subvention (4000 Fr.) viel zu gering, da sie nicht gestattet, dem einen Redaktor die Hilfskräfte an die Seite zu stellen, ohne deren Mitarbeit ein Rätisches Idiotikon in absehbarer Zeit nicht unter Dach zu bringen ist. Vielmehr wird vorher der „lungatg romontsch“ verklungen sein.

Die Tessiner haben unter glücklicheren Auspizien ihre Arbeit in diesem Jahre mit einer kantonalen Subvention von 5000 Fr. begonnen.

So arbeitet man in der Schweiz gegenwärtig an vier Idiotiken: einem deutschen und drei romanischen. Zusammen sollen sie ein Denkmal wissenschaftlichen, aber auch nationalen Geistes bilden, und ihr Nebeneinander soll ein Symbol des sprachlichen Friedens sein, der unserem deutsch-romanischen Vaterland immer erhalten bleiben möge.

Nach halbstündiger Pause hielt Prof. Dr. P. Perdrizet (Nancy) im verdunkelten Saale seinen Vortrag über **Les fouilles de Delphes: principaux résultats.**[1])

La haute antiquité que le Mythe attribuait à l'oracle pythique permettait de prévoir que sous les ruines de la période historique, des fouilles complètes découvriraient à Delphes des vestiges de la période préhistorique. Les cultes de Gé, de Poseidon, du héros Pyrros, qui persistèrent, plus ou moins atrophiés, à côté du culte triomphant d'Apollon, paraissaient a priori dater d'une époque très

1) Der Vortrag wird ganz erscheinen in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum und in der Revue des Etudes anciennes, hg. v. G. Radet (Bordeaux).

ancienne. Les fouilles ont confirmé pleinement ces prévisions. Elles ont donné des monuments mycéniens en grande abondance, quelques objets importés de la Crète minoenne, et même des instruments néolithiques. Un fragment de sculpture en pierre, aussi singulier comme style que comme matière, découvert en 1894 dans les fondations du temple d'Apollon, provient d'une tête de lionne analogue à celle trouvée par Evans dans le palais de Cnossos. Il y avait donc une âme de vérité dans les traditions concernant les rapports de la Crète et de Delphes à l'époque mythologique. L'hymne à Apollon Pythien raconte que le dieu avait préposé à la garde du temple de Delphes une colonie de Crètois de Cnossos, *Κρῆτες ἀπὸ Κνωσσοῦ Μινωΐου*: la découverte dans les fondations du mystique adyton d'une sculpture minoenne confirme d'une façon vraiment saisissante le témoignage de l'hymne homérique.

A l'époque mycénienne, Delphes était déjà, comme à l'époque classique, à la fois un sanctuaire et une ville, une ville sans murailles; et déjà les habitants enterraient leurs morts dans la partie occidentale du *κοῖλον* dont le sanctuaire d'Apollon occupe à peu près le centre. La plus grande partie des tessons mycéniens découverts à Delphes datent de la fin de la période mycénienne, et proviennent, soit du sanctuaire d'Athéna Pronaia, soit du sanctuaire d'Apollon, et plus précisément de la partie du sanctuaire d'Apollon qui s'étend devant la facade E. du temple, aux abords de l'autel. Près de l'autel et dans les fondations du temple, ont été trouvées quelques statuettes mycéniennes de terre-cuite, qui, toutes, sont des images féminines; l'une représente une déesse trônant. Peut-être a-t-on le droit de supposer que ces statuettes, antérieures à l'établissement du culte apollinien à Delphes, représentent ou bien Gé, l'antique divinité pélasgique, qui la première rendit des oracles à Pythô, ou bien la fille de Gé, Thémis, à qui le sanctuaire passa et qui en fut dépossédée par Apollon. Il est remarquable que les divinités qui ont possédé Delphes avant Apollon aient été des divinités féminines. Les Mycéniens semblent avoir adoré surtout des déesses, probablement des déesses agraires, chargées d'assurer la fécondité du champ, du troupeau et de la famille.

Sur la couche mycénienne qui s'étend devant le temple, se sont rencontrés en grande abondance, par stratifications régulières, des tessons géométriques, protocorinthiens et corinthiens, mêlés à des fragments de bronze très archaïques. Tessons et bronzes proviennent des vases qui servaient au culte. Les petits animaux votifs de terre-cuite et de métal, dont on a trouvé un si grand nombre dans d'autres sanctuaires, sont à Delphes en quantité infime. Le dieu, apparemment,

ne se contentait pas d'offrandes si petites, et surtout, il ne s'intéressait pas à l'agriculture et à l'élève des troupeaux.

La question de la topographie delphique est liée étroitement à celle de l'autopsie de Pausanias. Pausanias a vu Delphes, et il l'a décrit avec les notes qu'il y a prises.

Si Pausanias avait décrit Delphes à l'aide des livres, il en aurait donné une description complète. Or il a omis des monuments importants, qui sont connus soit par les fouilles (chasse d'Alexandre, ex-voto de Daochos, »Bouleutérion«) soit par les témoignages littéraires (trésors de Massalia, d'Agylla, de Spina, d'Acanthe, de Clazomène). La raison de ces omissions, c'est tout bonnement que les monuments en question ne se trouvaient pas sur le chemin que Pausanias a suivi dans son tour à travers le sanctuaire. De la grande entrée du téménos jusqu'à la façade E. du temple, Pausanias a suivi la Voie Sacrée; du parvis oriental à la Lesché, il a suivi une route en forme d'S, ayant aux deux extrémités le temple et la Lesché, aux deux boucles l'héroon de Pyrros et la fontaine Kassotis.

De tous les addenda et corrigenda que les fouilles ont faits à la description de Pausanias, le plus important concerne le temple d'Apollon, exhumé en 1893. Ceux qui procédèrent au déblaiement s'attendaient à retrouver l'édifice du VIe siècle, dont Hérodote a parlé et dont Euripide, dans l'Ion, a décrit les métopes. La surprise fut grande de trouver, au lieu d'un temple du VIe siècle, un temple du IVe siècle. On avait eu le tort d'ignorer les textes de Xénophon, d'Eschine et de Diodore qui, joints à une inscription connue depuis 1882, attestaient que le temple du VIe siècle, détruit vers 373 par un tremblement de terre suivi peut-être d'incendie, fut reconstruit au IVe siècle. Les fouilles ont livré un grand nombre de textes épigraphiques concernant la comptabilité du sanctuaire pythique au IVe siècle. La plupart de ces documents ont rapport à la reconstruction du temple. Il fut rebâti à l'aide de revenus extraordinaires, souscriptions des particuliers et des villes, puis, à partir de 346, amende payée par les Phocidiens, en punition du pillage du sanctuaire. Les Phocidiens furent tenus quittes envers le Dieu, après 10 versements semestriels de 30 talents et 12 versements de 10, soit 420 talents en tout, dont 300 en cinq ans. C'est surtout avec l'amende des Phocidiens que les Amphictyons purent reconstruire le temple; les souscriptions des particuliers et des villes n'y auraient pas suffi; pourtant on avait fait appel à la piété des fidèles, d'un bout à l'autre du monde hellénique. Les documents financiers du IVe siècle n'intéressent pas seulement l'histoire de l'architecture, mais aussi la métrologie, la chronologie et même l'histoire générale.

Ils font mieux comprendre notamment, comment le pillage du sanctuaire par les Phocidiens a permis à Philippe de s'immiscer dans les affaires de la Grèce.

Les fouilles ont prouvé que le sous-sol de l'adyton ne cachait rien de merveilleux; que la bouche prophétique de la Terre n'a jamais existé que dans l'imagination des dévots et des poètes. Une inscription du IVe siècle a appris que l'omphalos se trouvait dans l'adyton et qu'il était entouré d'un portique. L'omphalos extérieur, signalé par Pausanias sur le parvis oriental près du grand autel, a été retrouvé à peu près à l'endroit où l'avait vu le Périégète.

Entre tant de sculptures archaïques trouvées à Delphes, les seules qu'il faille inscrire au compte de l'art dorien sont deux statues pareilles, œuvres d'un sculpteur argien du début du VIe siècle, et les métopes de tuf du trésor de Sicyone. Celles-là exceptées, toutes les sculptures archaïques exhumées à Delphes sont d'art ionien. Ce résultat ne semble paradoxal que si l'on ignore la prodigieuse expansion de l'art ionien; et les fouilles faites à Delphes antérieurement aux nôtres le laissaient pressentir. Ni le sphinx de Naxos, découvert par Wescher et Foucart, ni le portique d'Athènes, découvert par Haussoullier, n'étaient des monuments doriens. Il y faut ajouter maintenant, outre les sculptures du temple des Alcméonides, trois trésors de marbre blanc, un dans le sanctuaire de la Pronaia, deux dans le sanctuaire d'Apollon, grâce auxquels ont été élargies et précisées d'une façon inespérée les données encore si insuffisantes que l'on possédait, même après les fouilles d'Ephèse, de Délos et d'Athènes, sur l'architecture et la sculpture ioniennes du VIe siècle. La frise du plus riche de ces trésors a des qualités de narration brillante et animée, d'imagination ample, aisée et féconde qui rappelle l'épopée homérique.

Deux de ces trésors avaient en guise de colonnes des statues féminines. Sœurs, par le style, des statues ioniennes de l'Acropole, les *κόραι* des trésors ioniens de Delphes annoncent, cent ans à l'avance, les *κόραι* de l'Erechthéion, de même que les cavaliers qui défilent sur la frise S. du trésor de Cnide ou l'assemblée des dieux sur la face E. sont comme une première pensée de la frise du Parthénon. L'art de Phidias plonge par ses racines dans l'art ionien.

La chaîne qui relie l'art ionien à l'art phidiaque se compose de plusieurs anneaux, dont les fouilles de Delphes ont rendu l'un: c'est le trésor d'Athènes et ses trente métopes. Malheureusement, on n'est point parvenu encore à déterminer avec certitude la date de ce monument. De même, on ne sait pas encore quelle place attribuer

dans le développement de la plastique grecque à la statue du Cocher, le plus beau bronze que nous possédions de l'antiquité.

Le succès des fouilles de Delphes a dépassé l'attente. On pensait qu'elles ne donneraient guère autre chose que des inscriptions: c'est le contraire qui est arrivé. Quelle que soit leur importance pour l'épigraphie, elles ont profité encore davantage à l'histoire générale de l'art.

Museumsdirektor Prof. Dr. C. Schuchhardt (Hannover) beschloß die Reihe der Vorträge mit: **Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen.**[1])

Der Vortragende zog eine große Parallele zwischen ältestem germanischen und ältestem griechischen Siedelungswesen und gewann damit für das griechische eine Reihe überraschender Aufklärungen. So wie im Sachsenlande, nach den archäologischen Feststellungen der letzten Zeit, die älteste fürstliche Wohnform der Herrenhof am Fuße einer Fluchtburg ist, erst später der Herr unter Zurücklassung seiner Scheunen und Ställe eine kleine feste Burg bezieht, an deren Fuße sich dann ein offener Weiler und schließlich die Stadt entwickelte, so ist es auch in Griechenland gegangen. In der besonders durch Schliemanns Ausgrabungen uns erschlossenen mykenischen Kultur herrscht schon die Herrenburg mit der offenen Siedelung (Troja, Tiryns, Mykenä); aber wir erkennen, wie sie aus älteren Zuständen herausgewachsen ist und in spätere übergeht. Odysseus wohnt noch auf dem einfachen Gutshofe; bei seiner Heimkehr findet er seinen alten Hund vor dem Herrenhause auf dem Miste. Ebenso ist die Fluchtburg im Süden nachzuweisen. In Italien gehört sie zu den Einrichtungen des Servius Tullius und heißt *pagus* (Dion. Hal. IV. 15), welcher Name sich erst nachher auf das „Burggebiet", den „Gau", ausgedehnt hat. Ebenso bezeichnet in Griechenland Polis ursprünglich die Burg und dann erst den Gau und den Stadtstaat. Das klassische Beispiel für dies alles ist die Entwicklung von Athen. Keineswegs ist dort, wie die bisherige Auffassung will, die Akropolis die älteste „Stadt" gewesen, die sich dann zunächst nach Süden zum Ilissos, wo die alten Heiligtümer Olympieion, Pythion, Delphinion und die Kalirrhoe liegen, ausgedehnt hätte, sondern umgekehrt: hier am Ilissos war der Keim der ältesten Siedelung, hier hat der alte Königshof des Ägeus gelegen (Plut. Thes. 12) und jene Heiligtümer neben sich geschaffen, während die Akropolis nur Fluchtburg

1) Der Vortrag wird vollständig in den Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum erscheinen.

war. Theseus hat dann die alte Fluchtburg zur Herrenburg gemacht und die Adelsgeschlechter von ganz Attika haben sich nun um sie herum ihre Winterhäuser gebaut, wie die Meder um Ekbatana, die Hannoveraner um die Burg Lauenrode. Ähnliche Parallelen zum Germanischen lassen sich an vielen anderen Plätzen leicht erkennen. In Olympia stand auf dem späteren Festplatze der Königshof des Oinomaos, von dem zu Pausanias' Zeit noch eine geborstene Holzsäule, mit einem Schutzdach versehen, gezeigt wurde; der Kronoshügel daneben war die Fluchtburg. Wie in ganz Elis hat sich hier keine Herrenburg entwickelt; der Kronoshügel ist leer geblieben und auf dem Hofplatze ist die Altis entstanden. In der pergamenischen Landschaft sind viele stolze Herrenburgen erhalten, Teuthrania und Halisarna an der Spitze, an deren Fuße nur Höfe und Weiler gelegen, Städte sich nie entwickelt haben. Auch der Unterschied zwischen den kretischen Palästen (Knossos, Phaistos, Hagia Triada) und den eigentlich „mykenischen" Troja, Tiryns, Mykenä erklärt sich nun einfach: der mykenische Palast mit dem auf weiter Fläche mehrfach wiederkehrenden Einzelhause ist aus dem Gutshofe entstanden; der kretische Palast aber mit seinen unzähligen, um einen großen Hof gedrängten Räumen ist die Wohnung eines asiatischen oder ägyptischen Herrschers, der längst dem Landleben entwachsen ist und ganz vom Tribute seiner Untertanen lebt.

Nachdem wie alle vorhergehenden, so auch dieser Vortrag lebhaft applaudiert worden war, nahm Prof. Münzer das Wort zu geschäftlichen Mitteilungen. Zuerst gab er Kenntnis von einem aus Gmunden eingelaufenen Sympathietelegramm (Farinelli). Dann berichtet er über den Beschluß der Kommission, die über die Verwendung der von der Weidmannschen Buchhandlung gestifteten 1000 Mark zu beraten hatte. Darnach soll dank der Summe ein Index zu Diels' *„Fragmente der Vorsokratiker"* mit Berücksichtigung der Terminologie angefertigt werden. In Zukunft jedoch sollen mit solchen Stiftungen Klassikerausgaben gefördert werden. Das Plenum stimmt beiden Beschlüssen zu. Hierauf verliest der Vorsitzende folgende Resolution der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion:

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion begrüßt lebhaft die in den vier Parallelvorträgen der Herren Proff. Klein, Wendland, Brandl und Harnack begründete Forderung einer Ergänzung des Hochschulunterrichts im Sinne einer vermehrten Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule.

Sie hält aber auch für dringend wünschenswert, daß den bereits

im Amte stehenden Lehrern vermehrte Gelegenheit zur Weiterbildung geboten wird. Als ein wirksames Mittel zur Erreichung dieses Zieles erachtet sie die Einrichtung periodischer Ferienkurse.

Den Behörden wird der Wunsch ausgesprochen, den Lehrern den Besuch von Ferienkursen zu erleichtern

durch Bewilligung von Urlaub,

durch Gewährung angemessener finanzieller Unterstützung zur Bestreitung der Kosten der Reise, des Aufenthaltes und der Kursteilnahme,

durch prinzipielle Durchführung und Übernahme bezahlter Stellvertretung.

Den Behörden, die schon jetzt den Lehrern in diesem Sinne ihr Entgegenkommen erweisen, wird der beste Dank ausgesprochen. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion unterbreitet die vorstehende Resolution dem Plenum der Philologenversammlung mit dem Wunsche, es möchte diese Versammlung sich der Resolution anschließen und dieselbe zu der ihrigen erheben.

Der Schriftführer: Dr. O. Mautz.

Daran schließt sich die Resolution der pädagogischen Sektion:

Nachdem die pädagogische Sektion von dem Beschluß der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion Kenntnis genommen hat betreffend die Ergänzung des Hochschulunterrichts im Sinne einer vermehrten Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule, so erklärt die pädagogische Sektion nicht bloß ihre vollkommene Zustimmung zu diesem Beschluß, sondern fügt die Bitte an das Plenum der Philologenversammlung hinzu, diesen Beschluß auch als von der pädagogischen Sektion ausgehend ansehen zu wollen.

Ferner erklärt die pädagogische Sektion, daß, um den Erfolg jener Anträge zu sichern, von dem Ausschuß der Philologenversammlung diese Beschlüsse zur Kenntnis aller deutschen Unterrichtsverwaltungen gebracht werden mögen.

Der Obmann der pädagogischen Sektion: F. Heman.

Eine dritte Resolution, ebenfalls von der pädagogischen Sektion ausgehend, lautet:

Die pädagogische Sektion beschließt, daß die Herren Geh. Hofrat Prof. Dr. Uhlig und Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Klein sich mit Vertretern der Hochschullehrer und der Mittelschullehrer aller, auch anderer als der in Basel besprochenen Unterrichtsfächer in Verbindung setzen

sollen, damit an die nächste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner weitere Vorschläge zur Lehrerbildung gelangen können.

Der Obmann der pädagogischen Sektion: F. Heman.

Dazu beantragt der Vorsitzende den folgenden, ebenfalls schon von der pädagogischen Sektion gebilligten Zusatz:

Die Herren Geh. Hofrat Uhlig und Geh. Reg.-Rat Klein sollen alle Schritte zur Gewinnung von Referenten im Einverständnis mit dem Vorsitzenden der nächsten Versammlung tun, da dieser allein die gesamte Organisation der Versammlung zu übersehen vermag und zu leiten hat.

Die Versammlung heißt Resolutionen und Zusatz gut.

Es folgt der Beschluß über Ort und Zeit der nächsten Versammlung. Der Vorsitzende berichtet über die Sitzung der Kommission, die vorschlägt, die Einladung nach Graz anzunehmen, und fügt hinzu, daß nachträglich noch eine Einladung von Ulm eingelaufen sei, das aber mit Graz nicht konkurrieren wolle und nur um Berücksichtigung für 1911 bitte. Prof. Dr. Schenkl (Graz) wiederholt die Einladung und zwar sowohl im Namen der Stadt Graz als auch der K. K. Österreichischen Unterrichtsverwaltung. Das Plenum beschließt, die 50. Versammlung im Jahre 1909 in Graz abzuhalten. Die Vorsitzenden werden Prof. Dr. Schenkl und Dr. Adamek sein.

Dann erhob sich noch der 2. Vorsitzende, Rektor Dr. F. Schäublin, zu folgendem Schlußwort:

Wenn ich mir am Schlusse unserer Verhandlungen noch für einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit erbitte, so geschieht es nicht, um in den Strauß herrlicher Geistesblüten, den in diesen Tagen die deutschen Philologen und Schulmänner dargeboten haben, noch ein bescheidenes Blümlein zu stecken, sondern um diesen Strauß noch einmal in die Hand zu nehmen und den Gefühlen Ausdruck zu geben, die mich bei seinem Anblick bewegen. Es sind die Gefühle des Dankes und der Freude. Meinen Dank auszusprechen drängt es mich als Philologe und als Schulmann. Als Philologe, weil es mir während dieser Tage vergönnt war, das lebendige Wort der Meister unserer Wissenschaft wieder zu hören und auf mich wirken zu lassen. Daß viele wie ich das Bedürfnis empfinden, sich immer wieder von neuem durch den Mund der großen Lehrer unserer Wissenschaft für ihre Aufgabe begeistern zu lassen, das beweist die große Zahl derer, die das Programm bewogen hat, die Reise nach Basel zu unternehmen. Und es lohnte sich wahrlich nach Basel zu kommen. Während der vergangenen Tage habe ich viele schmeichel-

hafte Komplimente über die Reichhaltigkeit und Gediegenheit der wissenschaftlichen Darbietungen entgegennehmen dürfen. Daß unser Programm aber so reich geworden ist, das ist nicht unser Verdienst, es ist das Verdienst der Herren Vortragenden, welche unserer Aufforderung mit der größten Bereitwilligkeit Folge geleistet und uns aus ihrem reichen Schatze das Beste gegeben haben. Wir Schulmeister müssen in unserem Berufsleben so oft zensieren, daß es uns leider auch auf anderen Gebieten des Lebens zur Gewohnheit wird. Heute möchte ich aber von dieser schlechten Gewohnheit nicht abgehen; denn gute Zensuren zu erteilen gewährt Freude. Nehmen Sie also, geehrte Herren Vortragende, von unserer großen Konferenz das Prädikat „summa cum laude" entgegen.

Als Schulmann fühle ich mich sodann verpflichtet, einen doppelten Dank abzustatten. Der erste gilt den Vertretern der Universität, die in diesen Tagen ihr warmes Interesse für die Schule bekundet haben. Sie haben uns die Hand geboten zu gemeinsamer Arbeit im Dienste der Jugendbildung und Jugenderziehung. Wir ergreifen diese Hand mit Freuden und werden sie nicht mehr loslassen. Ich stehe nicht an, den Kontakt, der zwischen Universität und Schule durch ihr Verdienst hergestellt wurde, als einen Hauptgewinn der diesjährigen Tagung zu bezeichnen. — Mein zweiter Dank gilt den Kollegen, welche mit Mannesmut und feuriger Begeisterung die Sache des humanistischen Gymnasiums verfochten haben. In dem nun schon seit Jahrzehnten tobenden Kampf haben wir uns immer mehr in die Verteidigungsstellung drängen lassen. Mit bloßer Abwehr wird aber nichts Positives geschaffen. Daß diese Einsicht bei den Freunden des humanistischen Gymnasiums sich immer mehr Bahn bricht, daß nun endlich an die Stelle der Defensive die Attacke treten müsse, das beweist die Gründung der großen Vereine in Berlin und Wien, das hat uns aber in diesen Tagen ganz besonders die frisch-fröhliche Kampfesstimmung bewiesen, welche in den Verhandlungen des deutschen Gymnasialvereins und der pädagogischen Sektion herrschte. Möge sie anhalten und damit die 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zum Wendepunkt werden im Kampfe um die uns allen teure Schule.

Und nun noch das Gefühl der Freude. Es ist die Freude an dem uns allen durch das Programm wieder deutlich sichtbar gewordenen Wachsen und Blühen der zehn Äste des Baumes der Wissenschaft, deren Pflege die Mitglieder unseres Vereins sich widmen. Beim Anblick des Blühens und Gedeihens der Wissenschaft, beim Rückblick auf die nun hinter uns liegenden Tage reichen wissenschaftlichen Lebens, wem sollte sich da nicht der Ruf des tapferen Humanisten

auf die Lippen drängen, mit dem ich die 49. Versammlung schließe, der Ruf Huttens: „Es ist eine Freude zu leben."

Schulrat Prof. Dr. Brütt (Hamburg) endlich wollte die Tagung nicht zu Ende gehen lassen, ohne nach gutem altem Recht als früherer Vorsitzender für die geleistete Arbeit zu danken. Er gab der Organisation das beste Zeugnis und betonte, wie nicht nur Basel volle Befriedigung über das gute Gelingen haben dürfe, sondern wie auch alle Teilnehmer dankbar der hier verlebten fruchtbaren Tage gedächten und schloß mit einem freudig unterstützten dreifachen Hoch auf Basel.

Der Vorsitzende schließt die Sitzung und den offiziellen Teil der Versammlung um 7 Uhr.

Philologische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907.

Die Sitzung beginnt um 9 Uhr 25 Minuten. Herr Professor Dr. Schöne eröffnet sie, indem er die Versammlung um Vorschläge zur Präsidentenwahl bittet. Es werden gewählt die Herren Professoren Schöne und Herr Geheimrat Wissowa. Schriftführer sind die Herren Priv.-Doz. Dr. Laqueur (Göttingen), Dr. Preiswerk (Waldenburg) und Dr. Vonder Mühll (Basel). Herr Schöne macht die Mitteilung, daß der Nachtrag zu der Festschrift des philologischen Seminars den Mitgliedern später werde zugestellt werden.

Die Reihe der Vorträge eröffnet Geheimrat Prof. Dr. H. Diels (Berlin) mit einem Berichte über das neue *Corpus medicorum antiquorum,*[1]) das unter den Auspizien der Internationalen Assoziation der Akademien erscheinen und von den drei derselben angehörigen Akademien von Berlin, Kopenhagen und Leipzig bearbeitet werden wird. In den Jahren 1901—1906 wurde ein das große Unternehmen vorbereitendes Verzeichnis aller Handschriften der antiken Ärzte teils nach den Bibliothekskatalogen, teils durch Aufnahme des Materials an Ort und Stelle beschafft. Auf Grund dieses von der Berliner Akademie (Abhandlungen 1905 und 1906) herausgegebenen Materials wurde die Gesamtausgabe der griechischen Ärzte, die zunächst in Angriff genommen werden, auf 32 Bände gr. 8°, jeder zu etwa 800 Seiten, veranschlagt. Die Kosten sind (abgesehen von den Druckkosten) auf 150000 Mk. berechnet. Eine große Anzahl von Mitarbeitern sind in und außerhalb Deutschlands für diesen Zweck gewonnen. Den Verlag hat die Teubnersche Buchhandlung in Leipzig übernommen. Der Druck hat bereits begonnen. Ein Probebogen wurde vorgelegt. Das Corpus soll das Fundament für eine wissenschaftliche Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung der antiken Heilkunde geben. Man hofft es in 15 bis 20 Jahren zu vollenden.

---

1) Der Vortrag ist in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum erschienen.

Es findet keine Diskussion statt. Als zweiter Redner spricht Prof. Dr. R. Reitzenstein (Straßburg i. E.) über **Horaz und die hellenistische Lyrik.**[1])

Adolf Kießling, dessen wunderbarer Fähigkeit, sich in Stimmung und Situation der einzelnen Oden des Horaz einzuleben, wir alle unendlich viel verdanken, hat gleichwohl in seiner bestechend feinen Studie über das dichterische Schaffen des römischen Lyrikers (Philolog. Unters. II) nachzuweisen gesucht, daß das Verständnis der meisten Lieder davon abhängt, ob es gelinge, unter dem Schutthaufen, der uns von der klassischen Lyrik allein übrig geblieben ist, noch das Vorbild ausfindig zu machen, an welches sich Horaz, sei es in unmittelbarer Übertragung, sei es in freier Nachbildung, anschloß. Er gab damit einem älteren Urteil scheinbar die wissenschaftliche Begründung; allgemein hieß es jetzt: was gelungen ist, gehört der klassischen Lyrik, was mißlungen ist, dem Römer. Allein gerade die Beispiele, an welchen Kießling sein Urteil zu erläutern suchte, sprechen gegen ihn, so I 24, welches nicht Klagelied, sondern ein in modernster Technik gebautes, vollkommen einheitlich empfundenes *παραμύθιον* ist, oder III 9, das nicht als Ständchen, sondern nur als lyrische Nachbildung der Gesprächsepigramme Philodems verstanden werden kann. Liederarten wie *προπεμπτικόν* und *παρακλαυσίθυρον*, die Technik der Ballade, die Form der *Recusatio* (I 6 und IV 2), die eigentümliche Kunst der Lieder I 27 und III 19 zeigen, daß Horaz zunächst aus der seinerzeit modernen, d. h. überwiegend hellenistischen Lyrik gedeutet werden will. Sie ist ja durch keine brückenlose Kluft von der klassischen Lyrik geschieden. Das zeigt Theokrit, die alexandrinischen Hochzeitslieder, die kleinen Polymetra, endlich das Epigramm, das diesen Polymetra entspricht und sie spiegelt. Freilich hat Horaz den von Catull behandelten Teil dieser Lyrik beiseite gelassen, aber sein Empfinden ist hellenistisch und gern wetteifert er mit hellenistischen Liedern. Durch einen Vergleich der einzig genauer bekannten Epigrammatik mit den kleineren Oden, z. B. III 22, III 13, I 30, III 26 können wir nicht nur das Verständnis der Technik und der Einzelstelle fördern: Stimmung und Bedeutung der ganzen Lieder kommt uns erst durch ihn voll zur Empfindung.

Für Horaz ist die klassische Lyrik ein Ganzes und mußte es nach der ästhetischen Theorie seiner Zeit für ihn sein. Sie bot ihm die Möglichkeit über den unsäglich eng gewordenen Kreis des helle-

1) Der Vortrag wird unverkürzt in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum erscheinen.

nistischen Empfindungslebens auch hinauszugehen; den Drang dazu gab die Neubildung des römischen Volkstums. Das gerade in den Mittelschichten wiedererwachte Interesse für das Staatsleben weckt das Empfinden für das politische Lied; das durch Cicero mächtig geförderte Eindringen der Philosophie in die Gedankenwelt der Nation läßt in Pindar und Simonides die Vorläufer der Philosophen ahnen und den Dichter wieder zum Lehrer seines Volkes werden. Aber Form und Inhalt sind modern. Daß er das gesamte Fühlen und Denken der eigenen Zeit im Liede zu spiegeln weiß, macht Horaz zum Erben der alten Lyrik; darum kann die volle Erklärung nur von jenem, nie von der Einzelnachahmung ausgehen.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Als dritter berichtet Prof. Dr. A. Körte (Gießen) über **neue Komödien-Papyri.**[1])

Die Hoffnung des Vortragenden, den neuen glänzenden Menander-Fund Lefèbvres behandeln zu können, schlug fehl, da sich die Veröffentlichung der sehr umfangreichen Reste (rund 1300 Verse aus vier Stücken) verzögert hat. So beschränkt er sich auf die beiden stattlichen Papyri aus Ghorân, welche Jouguet BCH 1906 mitgeteilt hat. Beide enthalten je einmal die Notiz χοϱοῦ, ohne daß ein Chorlied folgt. Dieser Vermerk ist genau so zu beurteilen wie der gleiche in unsern Aristophanestexten (Wolken 888, Ekklesiazusen 729, 876, Plutos 770) und ist somit ein neues wertvolles Zeugnis dafür, daß auch die neue Komödie den Chor nicht ganz hat fallen lassen, obwohl er für sie ein störendes Anhängsel war (vgl. Neue Jahrb. für Alt. V 81). Zwei auf der Rückseite des zweiten, besser erhaltenen Papyrus von anderen Händen wie der Komödientext, aber sicher im 2. Jahrh. v. Chr. niedergeschriebene Prologe werfen ein überraschendes Licht auf die Entstehung der metrischen Hypotheseis, die wir zu zehn aristophanischen und zwei sophokleischen Stücken besitzen. Beide rühren nicht vom Dichter der Komödie her, sind auch nicht zum Vortrag auf der Bühne bestimmt, sondern geben in künstlicher Versspielerei den Inhalt des Stückes an.

Sodann ging der Vortragende unter Vorlegung eines hektographierten Textes ausführlich auf die besterhaltene Szene des zweiten Papyrus ein, deren Aufbau er wesentlich anders gestaltete, als es Jouguet in Verein mit Blaß und Croiset getan. Aus der dramatischen Technik und der Sprache läßt sich nachweisen, daß dies Stück keinenfalls, wie Blaß anzunehmen geneigt war, von Menander

---

1) Der Vortrag wird in veränderter Gestalt im Hermes XLIII erscheinen.

herrührt, sondern von einem jüngeren, wesentlich geringeren Dichter, der schwerlich geborener Athener war. Der Wert des Fragments liegt für uns gerade darin, daß wir an diesem mittelmäßigen Werk die individuelle Größe Menanders abschätzen lernen.

In der Debatte ergreift Herr Diels (Berlin) zuerst das Wort. Er macht Mitteilung von Lefèbvres Fund mehrerer Stücke aus Menander, über welche Maspero im Journal des Débats (7. September 1907) vorläufig berichtet hat. Das Wichtigste darunter sind größere Partien aus den Ἐπιτρέποντες und der Περικειρομένη, woraus Herr Diels inhaltliche Proben gibt.

Herr Leo (Göttingen) bringt in Erinnerung, daß die terenzische Hecyra nach der Didaskalie auf Apollodor zurückgeht. Der neue Fund macht wahrscheinlich, daß die Ἐπιτρέποντες das Vorbild des Apollodor sind. Die von Herrn Körte behandelten Stücke rühren jedenfalls von einem mittelmäßigen Dichter her. Ob sie der mittleren (Blaß) oder der neueren Komödie angehören, ist nicht ausgemacht. Die drei Epheben sprechen eher für die spätere Zeit. Die von Herrn Körte ausgesprochene Vermutung, daß die metrischen Prologe unmittelbare Vorgänger der ὑποθέσεις seien, ist unwahrscheinlich. Dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Prologe von späteren Aufführungen herrühren. Was die Anmerkung χοροῦ in den Handschriften anlangt, so ist die Verbindung mit den Vermerken in des Aristophanes Wolken und Ekklesiazusen deshalb unwahrscheinlich, weil bei Aristophanes der Chor eben auftritt, während er hier fehlt. Das χοροῦ kann eine konventionelle Note sein. Hier bedeutet sie nur noch die Zwischenaktsmusik. Daß Komödienchöre bis ins zweite Jahrhundert vorkommen, ist inschriftlich bezeugt. Die großen Dichter der mittleren Komödie haben den Chor im Interesse der Ökonomie des Stückes zurückgedrängt. Nicht alle Komödiendichter brauchen ihnen darin gefolgt zu sein. Jedenfalls hat der Staat das Recht, einen Chor zu verlangen, noch eine Zeitlang gewährt und denselben erst endgültig beseitigt, als die literarische Entwicklung ihn vollständig ausgeschaltet hatte. Die uns auf Delos und in Delphi begegnenden χορευταί sind eine sakrale Institution mit archaisierender Tendenz.

Herr Körte antwortet: Die Bemerkung χοροῦ deutet eben doch das Vorhandensein eines Chores an. Ein organischer Teil des Dramas ist derselbe nicht mehr; er kann aber so gut wie die Maske aus Konvention beibehalten worden sein. Die Hecyra geht sicher unmittelbar auf Apollodor zurück, der das Motiv der menandrischen Ἐπιτρέποντες vergröbert hat.

Herr Diels: Das χοροῦ steht in den Leseexemplaren an den Stellen, an denen in den Schauspielerausgaben die Musik folgte.

Herr Diels fragt Herrn Leo, ob nicht diese Musik identisch sei mit der von ihm als Grundlage der plautinischen *cantica* und der hellenistischen Lyrik erkannten.

Herr Leo glaubt in diesem Augenblick die Frage offen lassen zu müssen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 26. September. Beginn 9 Uhr 5 Min.

Vorsitzender: Herr Schöne.

Prof. Lic. H. Lietzmann (Jena) spricht über **die klassische Philologie und das Neue Testament.**[1])

Noch vor wenigen Jahren würde eine prinzipielle Behandlung der Frage, was die Wissenschaft des Neuen Testamentes und die klassische Philologie miteinander zu tun hätten, und der Nachweis, daß sie sich gegenseitig nicht entbehren können, nicht überflüssig gewesen sein. Jetzt ist nicht durch theoretische Erörterungen, sondern durch Taten der führenden Gelehrten die Überzeugung von der untrennbaren Zusammengehörigkeit beider Wissenschaften bereits zur Herrschaft gelangt und statt allgemeiner Auseinandersetzungen ist ein kurzer Überblick über das, was bisher geleistet worden ist, und die nächsten unser harrenden Aufgaben am Platze.

Auf dem Gebiete der neutestamentlichen Textkritik, welches sehr zu Unrecht von manchen Philologen als vernachlässigt angesehen wird, ist seit etwa hundert Jahren das Streben der meisten Forscher auf die genauere Erkenntnis der aus Hieronymus erschlossenen drei Rezensionen, der des Lucian, Hesych und Origenes-Eusebius, gerichtet, und diese Aufgabe besteht auch noch für die nächste Zukunft, obwohl sie nicht das Ende der Arbeit bedeutet. Vorbildlich in der Selbstbeschränkung war Lachmanns Ausgabe, Tischendorf trug reiches Material zusammen, der Schwerpunkt der im Erscheinen begriffenen Ausgabe H. v. Sodens beruht in der Verwertung der Minuskelhandschriften und dem Versuch einer schärferen Umgrenzung der genannten Rezensionen. Für die Zukunft sind vorbereitende Untersuchungen über den Septuagintatext und Detailarbeiten das notwendige Desideratum.

Die Formenlehre der neutestamentlichen *κοινή* hat in der letzten Zeit die ausgiebigste Beleuchtung erfahren und die Resultate dieser intensiven Arbeit sind in vorzüglichen Hilfsmitteln bequem

1) Der Vortrag wird vollständig in den Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum, 1908, Heft 1 erscheinen.

zugänglich gemacht worden. Dagegen stellt die Lexikographie noch große Probleme, ja sie befindet sich erst in den Anfängen: Die Arbeiten Deißmanns haben da in erster Linie Bahn gebrochen. Die bisherige Forschung hat uns eine Reihe vorzüglicher Hilfsmittel in den Wortregistern zu einzelnen Schriftstellern und Papyruspublikationen[1]) geliefert. Spärlich sind aber die Register zu den Inschriften, für die Dittenberger in der Neubearbeitung der Sylloge und den „Orientis Inscriptiones" das Beste getan hat: genaue Wortregister zu den einzelnen Inschriftenbänden sind für uns ein Hauptdesiderium, daneben bedürfen auch verschiedene Schriftsteller (Diogenes Laertius, Stoiker, Philo) der Indices. Die schwersten Aufgaben vielleicht liegen auf dem Gebiete der Syntax sowohl wie der Stilistik. Besonders die Lehre von den Präpositionen und Konjunktionen und die Verbalsyntax müssen in Angriff genommen werden, um für die Interpretation der neutestamentlichen Texte ein sichereres Fundament zu schaffen, als wir es heute besitzen. Für die Stilistik ist so ziemlich noch alles zu tun.

Das reizvollste von allen diesen Gebieten ist natürlich das der sachlichen Erklärung, des kultur- und religionsgeschichtlichen Verständnisses des Neuen Testamentes. Die Vorbedingung für die Bearbeitung dieses Gebietes ist auf philologischer Seite das Erwachen des Interesses an religiösen Problemen und die Entdeckung des Hellenismus gewesen. Männer wie Hugo Grotius und Johann Jakob Wetstein (1751) haben die Aufgabe bereits erkannt und mit staunenswerter Gelehrsamkeit Material herbeigetragen. Die theologische Forschung des 19. Jahrhunderts hat im großen und ganzen diese Anregungen nicht weiter verfolgt, die höchst respektablen Arbeiten einzelner Gelehrter fanden keine Nachahmung.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts hat dann die Bewegung eingesetzt, welche zu einem gemeinsamen Arbeiten philologischer und theologischer Forscher geführt hat, und die hoffentlich dazu beitragen wird, den kulturellen Hintergrund der neutestamentlichen Religion zu beleuchten und zugleich ihre besondere Eigenart schärfer zu erkennen.

Zu wünschen ist dabei, daß die philologischen Mitarbeiter es nicht versäumen, sich mit der bereits geleisteten theologischen Arbeit gründlich bekannt zu machen, und daß das heranwachsende Theologengeschlecht mit soliden griechischen Sprach- und Sachkenntnissen

1) Während des Kongresses erschien das vortreffliche Hilfsmittel „Repertorium griechischer Wörterverzeichnisse und Speziallexika" von Hermann Schoene. Bibl. Teubneriana 1907.

ausgerüstet wird. Die theologischen Fakultäten sind da fast ausschließlich auf die Arbeit der Schule angewiesen; sie selbst haben nicht die Macht, die Verhältnisse zu bessern. Möge das Gymnasium in den Stand gesetzt werden, uns Studenten zu schaffen, die diesen Problemen gewachsen sind!

In der Diskussion ergreift zuerst Herr Deißmann (Heidelberg) das Wort. Er betont die Bedeutung des Vulgärgriechischen für die neutestamentliche Gräzität. Er wehrt sich gegen die Bezeichnung „Degeneration". Es handelt sich um Volksgriechisch, nicht um entartetes Literargriechisch. Dadurch erklären sich die Beziehungen zwischen der attischen Komödie und dem Bibelgriechisch. Herr D. möchte auf die Einheitlichkeit der Kultur in der griechisch-semitischen Welt nachdrücklich hingewiesen haben.

Herr Harnack (Berlin) erklärt, daß die Behauptung, erst die moderne religionsgeschichtliche Forschung habe die Beziehungen zwischen dem Christentum und dem Hellenismus aufgedeckt, einseitig sei: der Einfluß der griechischen Spekulation auf das christliche Dogma ist schon lange vorher erkannt worden. Die gegenwärtige Richtung religionsgeschichtlicher Forschung ist folkloristisch und beschäftigt sich nur mit den äußeren Formen der christlichen Religion, die in den ersten drei Jahrhunderten gegenüber dem Dogma von ganz untergeordneter Bedeutung sind.

Herr Schwyzer (Zürich) bemerkt, daß eine Syntax der neutestamentlichen Gräzität erst auf Grund einer solchen des mittelalterlichen und Neugriechischen geschrieben werden könne.

Herr Lietzmann stimmt in der Beurteilung des Vulgärgriechischen mit Herrn Deißmann überein. Herrn Harnack gegenüber erklärt er, daß die dogmengeschichtliche und folkloristische Forschung sich erst zur wirklich religionsgeschichtlichen Forschung ergänzen: der Hellenismus ist in die Objekte beider Gebiete gleichermaßen eingedrungen. Daß noch nicht die dogmengeschichtlichen Untersuchungen, sondern erst die von Usener inaugurierte Epoche religionsgeschichtlicher Arbeit das gegenwärtige Einvernehmen zwischen Theologen und Philologen herbeigeführt hat, ist in dem persönlichen, weitreichenden Einfluß Useners begründet.

Herr Reitzenstein (Straßburg) macht darauf aufmerksam, daß sich der Philologe in der Erklärung heidnischer religiöser Vorstellungen vielfach auf christliche Quellen beziehen muß, ohne deshalb in die Gebiete der Theologie grundsätzlich übergreifen zu wollen.

Gymnasialprofessor Dr. R. Helbing (Karlsruhe) spricht über

die sprachliche Erforschung der Septuaginta.

Die ungeahnte Fülle der Papyri und Inschriften bewirkte, daß

die Philologen die richtige Stellung zur hellenistischen Sprache fanden und einsahen, daß auch die griechische Sprache den Gesetzen der historischen Entwicklung unterworfen ist. Es gibt keine *graecitas fatiscens*, keine Degeneration der Sprache der Hellenen, vielmehr ist das hellenistische Griechisch ein frisch sich entwickelndes Reis am alten Stamme. Die sprachlichen Beobachtungen in den Papyri und Inschriften veranlaßten dann weiterhin die Philologen, sich auch um andere vulgäre Texte, die als eine Art Domäne der Theologen gegolten hatten, zu kümmern, nämlich um das Neue Testament und die Septuaginta. Das Neue Testament, dem man ja auch sonst größeres Interesse entgegenbrachte, kam dabei am besten weg. Blaß, also ein Philologe, hat uns eine neutestamentliche Grammatik beschert. Thumb hat in seinem Buch „Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus" zum erstenmal die Frage der sog. biblischen Gräzität als Philologe in großzügiger Weise behandelt. Von der anderen Seite halfen die Theologen selbst die Brücke bauen; man vergleiche Deißmanns Bibelstudien, durch die wir belehrt werden, daß in der griechischen Bibel Männer des Volks in der Sprache des Volks zu uns reden, oder Schmiedels Neuauflage der neutestamentlichen Grammatik des alten Winer. Der Sonderbegriff einer biblischen Gräzität ist zugleich mit dem Inspirationsdogma, mit dem er stehen und fallen mußte, in ein Nichts zerflossen. Recht wenig ist aber bisher die Sprache der LXX behandelt worden. Diese Hauptquelle der ersten κοινή-Epoche ist zu erschließen. Schon der große Umfang der Übersetzung des A. T., worin alle Lebenssphären berührt werden, bürgt dafür, daß große Schätze grammatischen und lexikalischen Materials zu heben sind. Die Forschung hat dabei zu beachten, daß die LXX, die uns ein hellenistisches Buch sein müssen, in der Sprache ihrer Zeit, also in der κοινή, schreiben, ferner daß sie eine Übersetzung sind. Zunächst sind für die sprachlichen Phänomene bei den LXX Parallelen aus den Ptolemäerpapyri, den vorchristlichen Inschriften aller Art, sowie aus der hellenistischen Literatur der ersten κοινή-Zeit zu suchen, damit die Sprache der LXX mitten in die Welt des Vulgärgriechischen hineingestellt wird. Aber in vorchristlicher Zeit soll man nicht stehen bleiben, einmal wegen der Beziehungen zum N. T., zu Philo und Josephus, sodann auch weil man die Handschriften in bezug auf Einflüsse späterer Sprachentwicklung an den nachchristlichen Papyri und Inschriften kontrollieren kann. Die Literatur vor Aristoteles darf aber nicht unberücksichtigt bleiben, vor allem auch wegen der Wortbildungslehre; viele Beziehungen der LXX finden sich in dieser Hinsicht zur attischen Komödie, woraus man vielleicht auf den Zusammenhang zwischen κοινή und attischer Volkssprache Schlüsse

ziehen könnte. Die Frage der biblischen Wörter kommt sodann ebenfalls in Betracht. Man kann nur solche Wörter allenfalls als biblisch bezeichnen, die einen jüdischen oder (im N. T.) einen christlichen Begriff bezeichnen. Schließlich sind aber auch sie schlechthin griechisch, wenn sie in ihrer Bildung dem hellenistischen Sprachgeist entsprechen, und wenn wir die griechische Bibel einfach als hellenistisches Buch nehmen. Auch Ausblicke auf die byzantinische Zeit und auf das Neugriechische sind nötig. Eine Darstellung der Sprache der LXX muß aber auch kritische Ergebnisse liefern und eine künftige philologische Ausgabe der LXX vorbereiten. Dabei kommen für unsern Zweck vor allem die ältesten Handschriften in Betracht, B, א und A. Da sie sprachlich so ziemlich gleichwertig sind, so ist bei der Kritik ein eklektisches Verfahren geboten. Vielfach wird es aber leider nur möglich sein, ungefähr das Bild zu gewinnen, das die Sprache der LXX geboten haben mag. Das dritte Ziel, das der LXX-Forscher zu verfolgen hat, ist die Erklärung der einzelnen Erscheinungen, wobei man auf die Prinzipien der *κοινή*-Frage eingehen muß. Schließlich ist die Hebraismenfrage sehr in Betracht zu ziehen. Es ist zu untersuchen, ob syntaktische Konstruktionen, die man bisher lediglich aufs Konto des hebräischen Originals setzte, wirklich ungriechisch sind. Dabei stellt es sich heraus, daß die *κοινή*-Forschung viele sog. Hebraismen beseitigt. Öfters zeigt es sich, daß eine Konstruktion zwar griechisch ist, aber sehr häufig Anwendung findet infolge mechanischer Übertragung des Urtextes. Selbst zum Stil im allgemeinen lassen sich Parallelen im hellenistischen Griechisch finden. Jedenfalls waren die LXX dem hellenistischen Leser nicht unverständlich. Ja man kann sogar sagen, daß die griechische Sprache auch im Gewand der Übersetzer noch schön ist.

Eine Diskussion findet nicht statt. Da die Zeit stark vorgerückt ist, wird schon nach dem Vortrag von Herrn Helbing die kombinierte Sitzung der philologischen und der indogermanischen Sektion eröffnet und der Vortrag von Herrn Hale in diese hinübergenommen.

(Siehe Indogermanische Sektion, dritte Sitzung.)

Dritte Sitzung.

Freitag, den 27. September. Beginn 9 Uhr 15 Min.

Vorsitzender: Herr Prof. Dr. Schöne.

Professor Dr. F. Boll (Würzburg) bespricht **Die Ergebnisse der Erforschung der antiken Astrologie.**[1])

1) Der Vortrag ist vollständig in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1908 erschienen.

Der Verfall der Astrologie, deren Macht erst seit dem 18. Jahrhundert zusammengebrochen ist, hat lange ihre geschichtliche Würdigung aufgehalten. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie nicht wie etwa Vogelschau oder Blitzdeutung bloß eine spezielle Form der Voraussagung war, sondern ein einheitliches Weltbild von strenger deterministischer Geschlossenheit aufstellte, das auf orientalischem Gestirnkultus beruht, aber mit den Mitteln orientalischer Sternbeobachtung und griechischer Wissenschaft aufgebaut ist. Daher war die Durchforschung des in Hunderten von griechischen Handschriften, Papyri und Kunstdenkmälern massenhaft vorliegenden Materials eine Notwendigkeit für die Geschichte der antiken Religion, Philosophie und Wissenschaft. Die Ergebnisse erstrecken sich gleichmäßig auf den Orient, wie auf Griechenland, bereichern vielfach auch unser Verständnis der antiken Astronomie und Chronologie und sind daneben auch für unsere Kenntnis der griechischen Sprachentwicklung, wie des antiken Lebens, namentlich der Völkerbeziehungen, von Wichtigkeit. Astrologie als Sterndeutung hat es bei den Griechen vor der hellenistischen Zeit nicht gegeben; aber mit den Grundlagen der Astronomie sind ihnen auch einzelne Voraussetzungen der Astrologie im 6. Jahrhundert bekannt geworden, deren Spur sich bei den Pythagoreern nachweisen läßt. Vereinzelt begegnen in der astrologischen Überlieferung auch Parallelen zu Elementen der kretischen Kultur.

In der Diskussion weist Herr Deißmann (Heidelberg) auf die Bedeutung der demnächst zu erwartenden Edition des Vettius Valens für die Probleme der *κοινή*-Forschung hin.

Gymnasialprofessor Dr. C. Ritter (Tübingen) spricht über

Platos Ideenlehre nach den späteren Schriften.

Wir sind gewöhnt an das Urteil, daß Plato der Philosophie zwar mächtige Anregungen gegeben, die konkreten Verhältnisse der Erfahrungswelt aber vernachlässigt habe. Ihm als dem Begründer des Idealismus stellt man den großen Realisten Aristoteles gegenüber, der erst die zum Gedeihen wahrer Wissenschaft notwendigen Grundlagen festgestellt habe. Das Urteil wäre richtig, wenn die ontologischen Lehren Platos wirklich den Sinn gehabt hätten, der ihnen in der Darstellung des Aristoteles untergelegt wird. Trotz Zeller und Bonitz, deren Wort nicht ohne Grund namentlich bei den Philologen außerordentlich schwer in die Wagschale fällt, ist dies aber sehr lebhaft bestritten, seit Lotze seine bekannte Erklärung abgegeben hat, daß man entweder den Glauben an den philosophischen Tiefsinn Platos aufgeben oder die hergebrachte Auffassung der Ideenlehre berichtigen müsse. G. Teichmüller und H. Cohen traten

Lotze zur Seite mit dem Verlangen einer Neudarstellung der Philosophie Platos ausschließlich nach seinen eigenen Schriften. Lutosławski und Natorp haben eine solche Neudarstellung gegeben.

Zu den inneren, philosophischen Bedenken, welche gegen die von Aristoteles beeinflußte Darstellung sich erhoben hatten, waren inzwischen auch äußerliche, in dem Sprachgebrauch wurzelnde hinzugekommen. Ihre Urheber sind L. Campbell und W. Dittenberger, dem bald eine Reihe von anderen deutschen Sprachstatistikern sich anschloß. Sogleich fiel in die Augen, daß die chronologischen Schlüsse, die diese Forscher aus ihren Beobachtungen ableiteten, in den Grundzügen völlig übereinstimmten, während die bisher auf Verwendung inhaltlicher Merkmale gegründeten Ansätze eine geradezu verzweifelte Mißhelligkeit der einzelnen Gelehrten ergeben hatten. Dem tiefer Blickenden war aber außerdem bald offenbar, daß wer nun der Sprachstatistik trauen wollte, eben damit auch von der an Aristoteles orientierten Auffassung Platos sich lossagen mußte. Entscheidend ist der zeitliche Ansatz des Sophistes. Die Sprachstatistiker sind alle darüber einig, daß er die Reihe der Schriften des Alters einleite und daß nur Politikos, Timaios, Kritias, Nomoi nach ihm verfaßt sein können, höchstens vielleicht auch noch der Parmenides. Die Definition der *οὐσία*, welche der Sophistes herausarbeitet und mit allem Nachdruck hinstellt, ist *δύναμις τοῦ ποιεῖν καὶ πάσχειν*. Die Tatsache, daß Aristoteles sie ignoriert, mochte man damit entschuldigen, daß Plato eben, wie Zeller sagt, von diesem kühnen Versuch einer Lösung des ontologischen Problems, der offenbar „nur Platos früherer Zeit angehören“ könne, „sich immer weiter zurückzog“. Diese Auslegung wird unmöglich, wenn der Sophistes die letzte Reihe der Schriften Platos einleitet, da die in ihm entwickelte Lehre dann eben vor den Ohren des Aristoteles von Plato in der Akademie vorgetragen worden ist. Aber auch der Ausweg, den z. B. Windelband einschlägt, ist ungangbar. Er will den Sophistes samt seiner Fortsetzung, dem Politikos, und samt dem Parmenides Plato absprechen: womit er einen „dem Eleatismus nahe stehenden . . in der platonischen Gedankenwelt durchaus heimischen“ Philosophen sich konstruiert, der an Gedankentiefe dem echten Plato völlig ebenbürtig gewesen sein muß, genau dieselben Stileigentümlichkeiten zeigt, wie der Verfasser des Philebos, Timaios, Kritias und der Nomoi, auch vor Aristoteles schrieb, welcher auf Sophistes und Politikos Bezug nimmt, — uns aber gänzlich unbekannt ist! Die Polemik gegen die *φίλοι εἰδῶν*, welche der Sophistes außer jener merkwürdigen Definition des Seins enthält, kann bei spätem Ansatz dieses Dialogs nicht anders verstanden werden, als daß Plato ent-

weder seine eigenen früheren Sätze über die εἴδη berichtigen und zurücknehmen oder daß er gegen ein Mißverständnis sich verwahren will, zu dem er durch sie Lesern und Auslegern Anlaß gegeben hatte. Jedenfalls ergibt sich bei genauer Durchforschung der dem Sophistes nachfolgenden Schriften, daß jene Definition des Seins, die es der Wirklichkeit gleichsetzt, deren Wesen eben in Wirkungen sich bekundet, von Plato fernerhin immer festgehalten worden ist. Einige Sätze des Timaios freilich (aus Kap. 18) scheinen hiegegen zu zeugen und die Aristotelisch-Zellerische Auffassung der Ideenlehre zu bestätigen; und dieser Schein ist durch Herbeiziehung von Ausführungen aus dem 7. Buch der Politeia befestigt worden. Aber gerade aus jenem Zusammenhang heraus läßt er sich auch auflösen, wenn man die Lehren Platos über die Mathematik scharf ansieht. Ich nehme keinen Anstand, Plato mich so völlig anzuschließen, daß ich erkläre: das Dreieck, mit dessen Winkelsumme oder Winkel- und Seitenbeziehungen es die Geometrie zu tun hat, und das Quadrat, von dessen Diagonale sie handelt, ist in der Tat ein anderes Objekt, als die gezeichneten Figuren, die es versinnbildlichen. Nur von jenen nichtsinnlichen Gebilden gibt es ἐπιστήμη. Auch für mich ist dabei ἐπιστήμη (ἀλήθεια) und οὐσία ein Korrelatbegriff: nur jene sind wirklich genau so wie wir sie uns vorstellen, während unsere Vorstellung des sinnlichen Objekts dieses niemals in all seinen unendlichen zufälligen Besonderheiten und Abweichungen von der Norm erfassen kann. Schon 1897 habe ich in meinen Bemerkungen zum Sophistes[1]) es ausgesprochen, daß wenigstens in den späteren Schriften Platos für mich keine Äußerung erfindlich sei, die den Ideen irgendwelches phantastische, wunderliche Sein und Wesen beilege. Die damals gegebenen Ausführungen möchte ich ergänzen durch den Hinweis auf Sätze moderner Denker, die nahe an die Worte anstreifen, die Plato früher von den Ideen gebraucht hat: ohne daß es jemand einfällt, sie in dem albernen Sinne zu nehmen, den Aristoteles den platonischen Sätzen unterzulegen beliebt. Was Goethe 1825 in dem „Versuch einer Witterungslehre" gleich zu Beginn schreibt, was er am 17. April 1787 in sein Tagebuch notiert hat; was wir in Schuppes Erkenntnistheoretischer Logik S. 107 lesen oder in Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts I, 294 und 311 f. ist dem Wortlaut nach nicht weniger phantastisch, als was Plato jemals über die Ideen behauptet hat. Und doch haben diese Sätze ihren sehr guten und vernünftigen Sinn für den, der sie richtig verstehen will. — In den letzten Jahren seines Lebens hat Plato den empirischen

1) Archiv. f. Gesch. d. Philos. XI S. 26 ff.

Einzelheiten große Sorgfalt zugewandt. Als Instrument ihrer Bearbeitung und Erfassung hatte er, wie besonders deutlich im Politikos und Philebos ausgesprochen wird, die Mathematik erkannt, und das war der Grund, warum er sich den Pythagoreern näherte, von denen er namentlich in der Astronomie fruchtbare Keime übernehmen konnte, die er, zusammenwirkend mit den für solche Studien begabtesten seiner Schüler, einem Eudoxos und Herakleides, weiterentwickelte. Wer diese Tatsachen beachtet, wird zu der Erkenntnis kommen, daß Plato der Ergänzung und Berichtigung durch Aristoteles nicht bedarf.

Auf Antrag des Vorsitzenden wird die Debatte über den zweiten Vortrag hinter den dritten verlegt.

Professor Dr. M. Pohlenz (Göttingen) redet über **Die erste Ausgabe des platonischen Staates.**

Mit Recht ist neuerdings darauf hingewiesen worden, daß das Gebäude des platonischen Staates in allen seinen Teilen einen einheitlichen Plan erkennen läßt. Das schließt aber keineswegs aus, daß der Architekt Bauglieder verwertet hat, die früher eine selbständige Bedeutung besaßen, und wir sind nicht etwa der Notwendigkeit überhoben, die Indizien genau zu prüfen, die für eine solche Annahme sprechen.

Nun erweist sich Gellius' Nachricht von einer ersten Ausgabe des Staates bei genauer Prüfung durchaus als glaubwürdige Überlieferung. Für sie sprechen auch psychologische Erwägungen, zumal der siebente Brief ausdrücklich berichtet, daß Plato mit den Grundzügen seiner politischen Theorie schon vor der ersten sizilischen Reise fertig war, für sie ferner der Anfang des Timäus. Denn die Bedenken, die von Usener, Rohde u. a. gegen eine Beziehung dieses Dialoges auf die uns vorliegende Politeia erhoben worden sind, werden auch durch die neuesten Erklärungsversuche nicht hinweggeräumt.

Zu demselben Ergebnis führt vor allem aber auch eine Betrachtung von Isokrates' Busiris. Denn der Redner spielt in §§ 15 bis 23 zweifellos auf Platos Staatslehre an, kann aber nur eine von unserer Politeia verschiedene Ausgabe meinen. Diese muß namentlich schon eine ähnliche Anerkennung der ägyptischen Einrichtungen enthalten haben, wie wir sie später im Timäus S. 24 finden. Das läßt sich auch durch den Vergleich des Busiris mit dieser Darstellung und durch andre Erwägungen wahrscheinlich machen. Da der Busiris Anfang der achtziger Jahre verfaßt sein muß, so ist das Erscheinen von Platos erster Politeia in dieselbe Zeit oder früher zu verlegen.

Damit wird aber der Gedanke, daß Aristophanes in seinen

Ekklesiazusen auf Plato anspielt, von vornherein nahegelegt. Die Gründe, die man gegen diese Beziehung vorgebracht hat, berücksichtigen weder den eigentümlichen Charakter des Stückes, das zwei Motive lose miteinander verwebt, noch auch die Tatsache, daß die Berührungen, die der Dichter mit Plato aufweist, keineswegs allgemeine kommunistische Ideen, sondern Einzelheiten eines genau durchdachten Programmes betreffen. Von einer Polemik gegen Plato ist aber bei dem Dichter keine Rede.

Wir müssen danach annehmen, daß Plato 392 oder 391 einen Dialog veröffentlichte, der die praktischen Vorschläge für die Gestaltung des Staatslebens enthielt. Durch geschichtliche Anknüpfungen wies Plato dabei auf die Ausführbarkeit seines Projektes hin. Später ließ er diese fallen, weil er seine Staatstheorie durch den Zusammenhang mit der Psychologie und der Ethik glaubte viel besser sichern zu können. Er tat dies in unsrer Politeia, in die er an verschiedenen Stellen die praktischen Vorschläge des ersten Entwurfes einarbeitete. Von diesem wurden jetzt keine Exemplare mehr ausgegeben, die alten verschwanden bald aus den Händen der Besitzer. Als Plato nach 367 den Plan faßte zu zeigen, wie der Idealstaat unter gegebenen Verhältnissen sich bewähren würde, wollte er allerdings an den ersten Staat anknüpfen, da dieser von geschichtlich gegebenen Einrichtungen ausgegangen war und durch seinen geringen Umfang sich für die Einfügung in die beabsichtigte Tetralogie empfahl. Der Plan wurde aber nicht ausgeführt. So fiel der erste Staat der Vergessenheit anheim.

Den Vorsitz während der Debatte übernimmt Herr Geheimrat Prof. Dr. G. Wissowa (Halle).

Herr Schöne zeigt an dem Beispiel der bei Plato vorkommenden ionischen Dative auf *-οισι* die Schwierigkeit richtiger Interpretation der Sprachstatistik. Gegenüber Herrn Pohlenz legt er Gewicht auf den Ausdruck *ex eo* bei Gellius. Der Wortlaut kann nur besagen, daß aus dem uns vorliegenden Staat ein Stück im Umfang von etwa zwei unserer Bücher separat veröffentlicht war.

Herr Wendland (Breslau) möchte in Basel an Dümmlers Verdienste um die vorliegende Frage erinnern.

Herr Siebeck (Gießen) erkennt eine Entwicklung in Platos Auffassung der Ideen an. Anfänglich sind dieselben Wertnormen und Platos Philosophie wesentlich ethisch orientiert. In den späteren Schriften sind die Ideen Gesetze (*αἰτίαι*). Aristoteles gibt eine mangelhafte Schilderung der ersten Auffassung.

Herr Boll bemerkt, daß der Philebus die aristotelische Philosophie vorbereite.

Herr Ritter verteidigt die Sprachstatistik. Er stellt die Vermutung auf, unter den *duo libri* des Gellius könnten die zwei *λόγοι* des ersten Buches des Staats verstanden sein.

Herr Pohlenz möchte die Sprachstatistik nicht auf den Staat angewendet wissen. Er verteidigt die Authentizität der Gelliusnotiz, die nicht auf tendenziöser Erfindung beruhen könne.

Herr Reitzenstein dankt den Vorsitzenden.

Auf den Vorschlag von Herrn Oeri wird beschlossen, an den in seiner Vaterstadt Basel weilenden erkrankten Herrn Geheimrat Professor Dr. Ed. von Wölfflin folgendes Telegramm zu senden:

> In dankbarer Erinnerung an Ihre hohen Verdienste um die philologische Wissenschaft sendet Ihnen die philologische Sektion der Philologenversammlung nach Ihrem Krankenlager herzliche Wünsche auf Genesung.
>
> Im Auftrag
>
> H. Schöne.

Herr Schöne schließt die Tagung mit dem Dank an die Vortragenden und dem Wunsch, es möchte bei den folgenden Versammlungen das lateinische Literaturgebiet stärker berücksichtigt werden.

Schluß der Sitzung 12 Uhr.

Pädagogische Sektion.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907, vormittags 9 Uhr.

Nach einem kurzen Eröffnungswort des 1. Obmannes werden zum 1. Vorsitzenden Prof. Dr. F. Heman, zum 2. Vorsitzenden Dr. E. Probst und zum Schriftführer Dr. H. Frei, alle von Basel, ernannt.

Damit den Mitgliedern die Teilnahme am Ausflug der archäologischen Sektion nach Vindonissa möglich werde, wird die 2. Sitzung (Donnerstag) erst um 4 Uhr abgehalten und der Vortrag von Gymnasialdirektor Dr. Aly auf den Freitag verschoben.

Den ersten Vortrag hielt Reg.-Rat Direktor Dr. V. Thumser (Wien) über die **Anforderungen der Gegenwart an die Mittelschulen.**[1])

Er hob zunächst hervor, daß mit vollem Rechte die Freunde des humanistischen Gymnasiums für die Aufhebung des Gymnasialmonopols eintraten und die Gleichberechtigung aller höheren Schulen hinsichtlich des Übertritts der Abiturienten an die Universität anstrebten. Wenn diese Frage in Österreich noch immer nicht gelöst worden sei, so gehe dies sowohl auf die große Zahl der Nationen des Landes als insbesondere auf die Tatsache zurück, daß die Gymnasien acht, die Realschulen sieben Jahrgänge zählen und die Organisation der ersteren lediglich Sache des Zentralparlaments und des Ministeriums für Kultus und Unterricht ist, während bei jener der Realschulen auch die einzelnen Landtage mitzureden haben. Doch setzt eine gedeihliche Entwicklung des österreichischen Mittelschulwesens eine Lösung der Frage in der Weise voraus, wie sie im Deutschen Reiche durchgeführt wurde. Ist die Gleichberechtigung

---

1) Der Vortrag erscheint vollständig im „Pädagogischen Archiv", auszugsweise ist er im „Humanistischen Gymnasium" 1907, S. 189—192 abgedruckt.

den Realanstalten zugestanden, dann muß auf die Wahrung und Ausgestaltung der Eigenart aller höheren Schulen, im besonderen auch der des humanistischen Gymnasiums das größte Gewicht gelegt werden. Die von so vielen gewünschte Einheitsschule führt nicht so sehr zur Einheitlichkeit, als vielmehr zu einer bedenklichen Einseitigkeit der Bildung des deutschen Volkes. Im übrigen ist sie aus inneren Gründen unmöglich, da sie entweder durch Überfülle des Lehrplans zur Überbürdung der Jugend führte oder durch Oberflächlichkeit in der Behandlung der einzelnen Disziplinen den Aufgaben einer höheren Schule gar nicht mehr gerecht werden könnte. Haben die Realanstalten die Gleichberechtigung zuerkannt, so können die Eltern mit Rücksicht auf die Eignung der Söhne die verschiedenen Schulgattungen wählen, ohne damit schon eine Vorentscheidung über deren Beruf zu treffen. Die Betonung der Eigenart der einzelnen Schultypen wird ferner bei aller Beobachtung hygienischer Grundsätze dazu führen, das Wissensniveau der Schüler möglichst zu heben und die derzeit vielfach auf ein bedenkliches Minimum herabgesunkenen Anforderungen dem Charakter der höheren Schulen gemäß strenger zu gestalten. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die weite Ausdehnung der Kompensationen und die Vermischung von Klassen- und Fachsystem entschieden zurückzuweisen und die freiere Ausgestaltung des Unterrichtes in den obersten Klassen ist lediglich an jenen Orten gerechtfertigt, wo es nur eine einzige höhere Schule gibt, oder in jenen Ländern, wo, wie in Österreich, die Berechtigungsfrage noch nicht gelöst ist. Die Organisierung von Sonderklassen zugunsten der sogenannten einseitig veranlagten Schüler gibt einen Hauptvorzug des Gymnasiums auf, die Geisteskräfte der Jugend nach verschiedenen Seiten hin möglichst kräftig zu wecken und zu fördern. Berechtigt ist hingegen die Forderung, den Unterricht mit dem Leben, mit der Gegenwart in Verbindung zu bringen. Dies läßt sich methodisch einerseits dadurch leicht erreichen, daß die Vertreter der einzelnen Fächer die ungesuchten Beziehungen, welche ihre Disziplinen zum Leben zeigen, beim Unterrichte aufdecken, indem z. B. der Philologe und der Germanist, sowie der Historiker den Schülern das Verhältnis des Altertums, der Vergangenheit zum modernen Leben, zur Gegenwart sowohl an Einzelheiten als auch in zusammenfassender Darlegung zu veranschaulichen sucht und auch die Vertreter der realen Disziplinen an einzelnen, besonders charakteristischen Fällen die Beurteilung, welche verschiedene Objekte und Probleme im Altertume gefunden haben, jener gegenüberstellen, die heutzutage maßgebend ist. Der Germanist oder Historiker wird aber auch den Unterrichtsstoff, soweit dies eben die Abgeschlossenheit und Sicherheit des Ur-

teils zuläßt, bis auf die Gegenwart herabführen. Daneben wird gleichzeitig der Lehrstoff von gedächtnismäßig festzuhaltenden Einzelheiten immer wieder aufs neue entlastet werden müssen. Die eben angedeutete Ausgestaltung des Unterrichts setzt aber bei den Lehrern eine Weite des Blicks voraus, die sich diese schon während des Studiums an den Hochschulen zu erwerben die Gelegenheit haben müssen.

Zum Schlusse des Vortrags wies der Referent darauf hin, wie vorteilhaft es wäre, wenn bei dem so lebhaft entwickelten Mittelschulstreite Schule und Haus einträchtig zusammengingen. Ein geeignetes Mittel hierzu findet er nach seiner eigenen Erfahrung darin, daß an den sogenannten Elternabenden auch aufklärende Vorträge über strittige Schulfragen gehalten würden. Seine Anschauungen formulierte Herr Thumser in folgenden Thesen:

1. Nach Zuerkennung der Gleichberechtigung an die verschiedenen Mittelschultypen hängt die gedeihliche Entwicklung des Mittelschulwesens von der Betonung und Ausgestaltung der Eigenart der einzelnen Schulgattungen ab; daher darf an den Gymnasien beim Unterricht in den altklassischen Sprachen neben dem realen Gesichtspunkte der formale schon im Hinblick auf die sprachlich-ästhetische Würdigung der Lektüre nicht in den Hintergrund treten.

2. Die Einheitsschule ist aus inneren Gründen unmöglich, aus äußeren Gründen unnötig, da die Eltern mit der Wahl der einzelnen Schulgattungen, sobald diesen die Gleichberechtigung zuerkannt ist, keineswegs mehr eine Vorentscheidung über die Berufswahl ihrer Söhne treffen.

3. Nur wo die Gleichberechtigung der verschiedenen Mittelschulen nicht durchgeführt ist und soweit es an der erforderlichen Zahl von Realanstalten mangelt, ist in den beiden obersten Jahrgängen eine freiere Gestaltung des Unterrichts gerechtfertigt.

4. Die Vermengung von Klassen- und Fachsystem und die ausgedehnte Verwendung der Kompensationen gefährdet das Ziel der Mittelschule, die Jugend an ernste Pflichterfüllung zu gewöhnen, und drückt ihr Bildungsniveau herab.

5. Der Rücksicht auf die Praxis des Lebens kann die Mittelschule, das Gymnasium im besonderen, in ausreichendem Maße dienen, indem der Unterricht den Zusammenhang der einzelnen Disziplinen mit dem Leben methodisch ausnützt und den Lehrstoff in der Muttersprache, sowie in Geschichte bis auf die Gegenwart herabführt. Diesen beiden Zielen sollte schon die Vorbildung der Mittelschullehrer an den Hochschulen Rechnung tragen.

6. Eine günstige Lösung der Mittelschulfrage ist am sichersten

bei einträchtigem Zusammengehen von Schule und Haus zu erzielen. Daher empfiehlt es sich, an den sogenannten Elternabenden auch aufklärende Vorträge über streitige Schulfragen zu halten.

Oberstudienrat Rektor Dr. C. Hirzel (Ulm) sprach über die **Einseitigkeiten und Gefahren der Schulreformbewegung.**[1]) Er stellte folgende Thesen auf:

1. Der Vorwurf, daß der gymnasiale Unterricht der Gegenwart dem Geiste der Zeit widerspreche, ist einerseits sachlich nicht begründet, andererseits begrenzt er die Aufgaben des Gymnasiums zu eng. Demgegenüber ist als die wichtigste Aufgabe zu bezeichnen die Schaffung eines auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden Lehrerstandes.

2. Der Ton, in dem die Polemik gegen das Gymnasium sich zu äußern pflegt, entspricht vielfach den Anforderungen an eine sachliche Auseinandersetzung nicht, ihr Inhalt aber läßt Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse in weitem Umfange vermissen.

3. Die wachsenden Ansprüche der organisierten schulhygienischen Bestrebungen an die Einschränkung des Unterrichts sind mit einer erfolgreichen Führung desselben nicht mehr zu vereinigen.

4. Der Vorwurf, das Gymnasium sei nicht national und versäume die Pflege vaterländischer Erziehung, ist nicht begründet und beruht auf einer Überspannung des Wertes einseitig nationaler Bildung.

5. Die Beseitigung der Vorschulen als Voraussetzung der Einheitsschule läßt sich aus den Forderungen einer gesunden Sozialpolitik nicht begründen.

6. Der Einfluß künstlerischer Bildung auf den Gymnasialunterricht ist als ein berechtigtes Element desselben anzuerkennen. Art oder Umfang dürfen aber seine übrigen Aufgaben nicht beeinträchtigen.

7. Die Zurückdrängung des grammatischen Unterrichts und der ihn erst zu voller Wirkung bringenden Übungen in den alten Sprachen hat die richtigen Grenzen jetzt schon überschritten, da dieser sowohl an sich wie als Stütze der Einführung in die Literatur einen durch nichts zu ersetzenden Wert hat, darum ist die Rückkehr zu einer stärkeren Pflege desselben anzustreben.

8. Das Grundübel des Gymnasialunterrichts, wie er sich im letzten Menschenalter gestaltet hat, ist die wachsende Überfüllung mit Lehrfächern und Wissensstoffen. Mit Rücksicht auf die nunmehr im wesentlichen durchgeführte Gleichberechtigung der ver-

1) Der Vortrag wird in den „Grenzboten" veröffentlicht werden.

schiedenen Wege höherer Schulbildung ist — ohne völligen Ausschluß anderer Elemente, namentlich der mathematischen, eine Vereinfachung und Konzentrierung auf das Gebiet der altsprachlichen und der auf vaterländischer Grundlage ruhenden historischen Bildung anzustreben.

9. Im Bewußtsein dessen, was das Gymnasium in der Vergangenheit dem deutschen Volke geleistet hat, wird es auf Grund einer so gearteten Reform in gleicher Richtung wie bisher, aber mit gesammelter und verstärkter Kraft, seiner Aufgabe auch künftig gerecht werden können.

10. Zur Durchführung der in den obigen Sätzen bezeichneten Ziele, wird eine Unterrichtskommission niedergesetzt, die der nächsten Versammlung Einzelvorschläge zu praktischen Maßnahmen und Schritten vorlegen soll.

Die Diskussion[1]) über die beiden Vorträge benutzten die Herren Aly (Marburg), Uhlig (Heidelberg), Stählin (München), Lasson (Berlin), Lange (Solingen), Lück (Steglitz) und Thumser (Wien), im großen und ganzen in zustimmendem Sinne. Herr Stählin spricht auch zugleich im Namen derjenigen bayrischen Gymnasiallehrer, die nicht mit allen gehörten Ausführungen einverstanden sind, folgende Gedanken aus: Wir glauben nicht an den Wunsch der Reformer, das humanistische Gymnasium zu schwächen und zu vernichten. Tatsächliche große Schwierigkeiten nach der Gewährung der Gleichberechtigung an die drei Mittelschulen haben manche der Reformvorschläge gezeitigt. Solche Schwierigkeiten sind z. B. der durch den eigenartigen Ausbau der drei Mittelschulen bedingte erschwerte Übergang von einer Lehranstalt in die andere, ungleiche Vorbildung beim Bezug der Hochschule; auch daß die meisten neunklassigen Schulen (in den meisten kleineren Städten ausschließlich) humanistische Gymnasien sind. Billigen wir auch nicht Reformvorschläge, Reformgymnasien und Einheitsschule, so möchten wir doch weitgehende Umwandlung von humanistischen Gymnasien in Realanstalten und die „freiere Gestaltung" des Unterrichts in den Oberklassen, wodurch ein Wechsel der Schule und ein Verfolgen des von den Schülern erst in späteren Jahren erkannten Zieles möglich wird. — Von anderen Punkten sind uns wichtig die Turnspiele (nicht Sport), die wir obligatorisch

1) Infolge der summarischen Abfassung des Protokolls können nur die Diskussionsvoten derjenigen Redner eingehender wiedergegeben werden, welche sie selbst aufgezeichnet und dem Herausgeber eingesandt haben. Einige Ergänzungen bietet das Referat über die Sitzungen der pädagogischen Sektion in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Jahrgang 61, Dezember 1907.

haben möchten, da sonst erfahrungsgemäß die Schüler, die sie am nötigsten haben, wegbleiben; die Beseitigung des Nachmittagsunterrichts (die in München nur gute Erfahrungen gezeitigt hat); die allgemeine Volksschule statt Privatschulen (wir befürchten dadurch eine Förderung der Einheitsschule nicht). Für Kunst sollen an Gymnasien besondere Stunden eingesetzt werden.[1]) — Die wichtigste Abweichung von der allgemeinen Ansicht bezieht sich auf das lateinische Skriptum; wir glauben mit Budde[2]), daß die Beseitigung desselben keine Revolution, sondern eine Evolution ist. — Ich schließe mit dem Dank dafür, daß ich diese Abweichungen betonen durfte, Abweichungen, welche auch bei warmen Freunden des humanistischen Gymnasiums und der Kenntnis des klassischen Altertums möglich und vorhanden sind.

Herr Uhlig (Heidelberg) konstatiert zunächst, daß aus der ungenügenden Anzahl niederer und höherer Realschulen in Bayern den humanistischen Gymnasien Gefahren erwachsen müßten, und betont Herrn Stählin gegenüber, daß auch in Bayern viele Gymnasiallehrer keineswegs auf dessen Standpunkt in der Frage der Anwendung der alten Sprachen ständen. Redner hat während vieler Jahre manche Blicke in den Latein- und Griechischbetrieb an deutschen und außerdeutschen Gymnasien tun können und sich von dem durch starke Beschränkung der Übungen in diesen Sprachen entstandenen Schaden fest überzeugt; das Verständnis der Autoren wird unsicherer, der Fortschritt der Lektüre langsamer, triviale grammatische Erörterungen werden notwendig. Der schon jetzt — und nicht nur von Philologen — beklagte Rückgang des Schriftstellerverständnisses wird bei weiterer Reduktion der Übungen eklatant werden. Wohl ist in der Art der Anwendung der antiken Idiome gesündigt worden, aber bei richtigem Verfahren (wie es z. B. auch am Frankfurter Goethegymnasium herrscht) sind die Übungen den Schülern auch durchaus keine Plage.

Herr Lange[3]) sieht in § 7 der Hirzelschen Thesen eine Überschätzung der Grammatik, die wohl Fundament, nicht aber Selbstzweck sein soll; der von der Hygiene geforderte freie Nachmittag werde sicher kommen, und die sexuelle Belehrung in der Schule sei nicht zu verwerfen.

---

1) Vgl. A. Rehm, Blätter für bayr. Gymnasialwesen 1906. 42, 43 ff. und Ipfelkofer, Programm des Luitpoldgymnasiums München 1907.

2) G. Budde, Geschichte der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten an den höheren Knabenschulen von 1813 bis auf die Gegenwart.

3) Vgl. Ztschr. f. d. Gymnasialwesen Dez. 1907. 61, 803 f. (Lange zur Diskussion über Aly ebd. 807 f.)

Der dritte Vortragende, Bibliothekskustos Dr. S. Frankfurter (Wien) sprach über **das Gymnasium im Kampfe der Gegenwart.**[1]) Er führte ungefähr folgendes aus:

Mannigfach sind die Gründe, die in unseren Tagen den Kampf gegen das humanistische Gymnasium, der ja schon lange währt, zu einem so heftigen machen, daß er eine entschiedene Abwehr dringend erheischt. Längst hat die Frage, um die es sich dabei im wesentlichen handelt, aufgehört, das zu sein, was sie von Haus sein sollte, eine pädagogisch-didaktische, sie ist eine soziale und neuerdings eine politische geworden, so daß sie in den Kampf politischer Parteien gezogen wurde, ja sie ist auch eine nationale geworden. Dadurch ist die Frage, die an sich schwierig genug ist, nur um so verwickelter geworden, dadurch ist aber auch ein leidenschaftlicher Zug in die Behandlung einer Schulfrage gekommen, deren Lösung mehr denn andere große Sachkenntnis und vor allem leidenschaftslose Besonnenheit erfordert.

An der Hand der neuesten Reformliteratur zeigt Redner, daß der Kampf gegen das humanistische Gymnasium bereits weit über die Grenzen einer Kritik des Bestehenden und des Strebens nach Reformen hinausgediehen sei, sogar vielfach die Existenz des Gymnasiums selbst durch Leugnung der Berechtigung der klassischen Bildung in unserer Zeit bedrohe. Zur Kennzeichnung dieser Literatur bespricht er eine Reihe charakteristischer Züge, die ihr gemeinsam sei. Sie verkenne oder ignoriere absichtlich die große Veränderung, die sich in Inhalt und Umfang des Lehrstoffes und in der Methode der Behandlung auch auf dem Gebiete des klassischen Unterrichts wie überhaupt des Gymnasialunterrichts vollzogen habe und immerfort vollziehe. Da werde die Vorstellung erweckt, als herrsche auf dem Gebiete des Gymnasialunterrichts eine Art Friedhofsruhe und völliger Erstarrung, während auch hier wie sonst alles im Flusse sei; ja man könne sogar ohne zu starke Übertreibung sagen, vielleicht auf keinem Gebiete herrsche stärkere Bewegung, als auf dem der Pädagogik im allgemeinen und der Gymnasialpädagogik im besonderen, wie sich aus der schier unübersehbaren Literatur — in selbständigen Schriften, in Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften, in Verhandlungen von Lehrervereinen und Lehrerversammlungen — ergebe und zwar begreiflicherweise, seien doch die Objekte, der Lehrinhalt und die Methode so wandelbar. Ein ferneres Kennzeichen der Reformliteratur sei ein Arbeiten mit großen Worten, die vielfach bloße Schlagworte sind, berechnet, auf den weiten, mit dem Wesen

1) Ein etwas ausführlicherer Auszug erschien in der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ 19. Jahrg., 1908, Heft 1, S. 30—34.

der Sache weniger vertrauten Leserkreis Eindruck zu machen, große Worte, die bei kritischer Prüfung entweder als ohne innere Berechtigung oder als alte Wahrheiten sich erweisen und die in schillernder Form als neue Heilsbotschaften verkündigt werden. Ein gemeinsamer Zug sei auch, daß an sich richtige Forderungen, deren Berechtigung von keiner Seite bestritten und deren Verwirklichung auch von Freunden des Gymnasiums lebhaft gewünscht werde, mit Angriffen auf den eigentlichen Grundcharakter des Gymnasiums verbunden werden. Eigentümlich ist der Literatur weiter ihr widerspruchsvoller Charakter: nicht nur widersprechen die Schriften einander, indem sie in ihren Forderungen unvereinbar sind, sondern sie leiden auch fast jede für sich an inneren Widersprüchen. Endlich werden Vorwürfe, die, gleichviel ob sie berechtigt oder unberechtigt sind, alle höheren Lehranstalten oder die Schule an sich treffen, gegen das Gymnasium erhoben und dadurch beim Publikum der Gedanke geweckt, als sei das Gymnasium und im besonderen der Philologe der Feind, der bekämpft werden müsse.

Wie sehr das Gymnasium darunter leidet, liegt auf der Hand: es hat die frühere allgemeine Wertschätzung eingebüßt und wird in seinem Wirken gehemmt, das mangelnde Vertrauen lähmt auch seine Erfolge. Allein nicht nur das Gymnasium wird bekämpft, sondern auch der humanistische Bildungsgedanke, dem es dient, und deshalb handelt es sich in diesem Kampfe um eine allgemeine Bildungsfrage, ja um eine Kulturfrage. Deshalb tut Abwehr dringend not. Daß in diesem Kampfe, der sich vornehmlich gegen die Philologen richtet, diese, als die meistangegriffenen, im Vordertreffen auch in der Abwehr stehen müssen, sei klar; allein diese kann nicht lediglich Sache der Philologen sein. Denn es gibt viel mehr Freunde der klassischen Bildung und ihrer Erhaltung, als man gemeinhin glaubt. Es ist ferner unrichtig, wenn man vielfach meint, der Kampf gehe nur die Männer der Schule an. Vielmehr sollten die Männer der Wissenschaft mehr, als es bis jetzt geschehen ist, die Männer der Schule in diesem schweren Kampf unterstützen, denn auch für sie kann die Frage der Jugendbildung nicht gleichgültig sein, auch vom Standpunkt ihrer Aufgabe, Jünger der Forschung und Männer heranzubilden, die in verschiedenen führenden praktischen Berufen wirken sollen.

Der Kampf gegen das Gymnasium und im besonderen gegen den altklassischen Sprachunterricht hat auch in den Kreisen der Schulmänner selbst Zaghaftigkeit, ebendeshalb, weil sie sich isoliert sahen, hervorgerufen; es stellte sich vielfach bei ihnen das Gefühl ein, als stünden sie auf verlorenen Posten, da ja auf die Dauer die

Dinge sich nicht halten ließen. Das zeigt sich auch in manchen Reformschriften, die aus diesen Kreisen hervorgingen.

Daß in dem schweren Kampfe, den das Gymnasium jetzt zu führen hat, die Tagespresse eine große Rolle spielt, hat bereits Herr Hirzel hervorgehoben, doch kann Redner ihm darin nicht völlig beipflichten, daß gerade der Tagespresse der Vorwurf wegen des Tones gemacht wird, in dem die Polemik geführt wird. Es ist das eine Verkennung des eigentlichen Gegners. Mit Recht hat man gelegentlich die Tagespresse das Thermometer der öffentlichen Meinung genannt, und in der Presse erscheinen ebensowohl freundliche wie feindliche Artikel. Man muß daran festhalten, daß heute die Zeitungen nicht nur von den eigentlichen, den Berufsjournalisten, gemacht werden, sondern daß die wirksamsten Artikel von außenstehenden Mitarbeitern herrühren. Und die schärfsten Angriffe gegen das Gymnasium werden nicht von den „Zeitungsschreibern“, sondern von Männern erhoben, die durch ihren Namen auf das Publikum Eindruck machen: es sind darunter Universitätsprofessoren und Männer, die selbst am Gymnasium gewirkt haben und deshalb als Kronzeugen gegen das Gymnasium gelten. Redner braucht hier nicht Namen zu nennen, sie drängen sich jedem auf. Auch hier muß gesagt werden, daß die Verteidiger des Gymnasiums nicht den Gegnern die Zeitungen überlassen und, wenn auch unsachliche, Angriffe sachlich, aber entschieden und jederzeit zurückweisen sollten.

Endlich, vielleicht schon zu spät, ist die Erkenntnis gereift, daß hier wie sonst Organisation und Zusammenfassung der Kräfte not tun. So sind in Berlin und in Wien — es verdient festgehalten zu werden, unabhängig voneinander — Abwehrvereine ins Leben gerufen worden in den „Vereinen der Freunde des humanistischen Gymnasiums“, deren Vorläufer der rühmlich wirkende „Deutsche Gymnasialverein“ in Heidelberg ist.“

Redner berichtet dann eingehend über die Entwicklung und die Tätigkeit des Wiener Vereins, der in kaum mehr als Jahresfrist es auf die Zahl von 750 Mitgliedern, unter denen sich außer Schulmännern, und zwar Lehrern aller Fächer, auch Angehörige aller Berufsstände und Vertreter beider Häuser des Reichsrates befinden, ferner 16 gründende Mitglieder, die die hervorragendsten Namen von Staatsmännern, Industriellen, Kirchenfürsten aufweisen, gebracht hat, und legt die von ihm bisher veröffentlichten drei Hefte der „Mitteilungen“ vor, deren zweites und drittes er an die Mitglieder der pädagogischen Sektion im Namen des Vereinsvorstandes zur Verteilung bringen ließ.

Schließlich zeigt er, daß die Abwehrbewegung ebenso wie der Kampf gegen das Gymnasium, der sich ja nicht auf Deutschland

und Österreich beschränke, international sein sollte, denn die Ziele und Aufgaben der humanistischen Bildung seien überall die gleichen. Es müsse jedoch dafür gesorgt werden, daß sie unbeschadet alles Strebens, die Schuleinrichtungen zu verbessern und die Gymnasien den berechtigten Forderungen der Gegenwart anzupassen (gerade die Freunde des humanistischen Gymnasiums müssen entschieden dafür eintreten), im wesentlichen unverkümmert bleiben. Würden in den einzelnen Ländern solche Vereine geschaffen werden, die auf die Mitwirkung der Schulmänner und natürlich auch der Philologen nicht verzichten dürfen — der Schwerpunkt muß jedoch auf die Teilnahme von Freunden aus allen Gesellschaftskreisen und Berufsschichten, namentlich auch der praktischen, gelegt werden — und die bei aller Differenzierung im einzelnen in den Hauptzielen zusammengehen und deren Leitung in irgendeine, wenn auch lose, Verbindung treten, so würde damit der Sache der Bildung und der Wissenschaft ein großer Dienst geleistet werden. Dazu wollte der Vortragende durch seine Ausführungen anregen.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Über die anfangs gestellten Anträge von Herrn Aly, den Thesen der beiden ersten Vortragenden vollständige Zustimmung zu erteilen und eine Unterrichtskommission zu ernennen, soll in der Freitagssitzung verhandelt und beschlossen werden.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, nachmittags 4 Uhr.

Vorsitzender: Dr. E. Probst.

Diskussion zu den Parallelvorträgen über Universität und Schule, gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung (vgl. S. 22 ff.) von den Herren

F. Klein (Göttingen): Mathematik und Naturwissenschaft.

P. Wendland (Breslau): Altertumswissenschaft: a) Sprachwissenschaft, b) Archäologie, c) Hellenismus.

Al. Brandl (Berlin): Neuere Sprachen.

Ad. Harnack (Berlin): Geschichte und Religion.

Zum ersten Vortrag ergreifen nur die Herren Maurer (Saarbrücken) und Witting (Dresden) das Wort. Des letzteren Antrag: „Alle anwesenden Vertreter der Schule sind mit den Ausführungen

des Herrn Klein vollständig einverstanden", wird einstimmig angenommen.

Zum zweiten Vortrag wünscht Herr Imelmann (Berlin) einen obligatorischen Kurs über römisches Recht an den Gymnasien, den jedoch die Herren Wendland und Uhlig (Heidelberg) nicht für richtig halten. Herr Aly (Marburg) schlägt zur Entlastung der Universitätsprofessoren die Einrichtung von Assistentenstellen vor. Die Assistenten wären die gegebenen Berater der Studenten; aus ihnen ließen sich die Privatdozenten heranziehen. Er ist gegen einen Studienplan, aber durchaus für einen Lehrplan. Herr Wendland erwidert, daß auch bei Einrichtung solcher Assistentenstellen der Verkehr der Studenten mit den Professoren nicht zu umgehen sei. Nach einem weiteren zustimmenden Votum von Herrn Hausrath (Karlsruhe) begründet Herr Löschcke (Bonn) seinen Antrag: „Die philologischen und archäologischen Mitglieder der pädagogischen Sektion befürworten dringend, daß ein volles Zeugnis erteilt werde, wenn der Kandidat die Prüfung in Griechisch und Latein für alle Klassen und eine Prüfung in Archäologie, die deren Vertreter abzunehmen hat, bestand." Derselbe findet die Zustimmung der Versammlung.

Zum dritten Vortrag: Herr Uhlig stellt fest, daß das zweite und dritte Referat die Grenzen des Themas überschreitend auch über Gestaltung des Unterrichts gehandelt haben, nennt dann eine Reihe von Punkten des Vortrags Brandl, mit denen wohl jeder einverstanden sein werde, und hebt besonders die Zweckmäßigkeit der in Berlin üblichen Zwischenprüfungen (in Latein) hervor. Dagegen läßt er die vorgeschlagene Folge der Fremdsprachen im Gymnasium nicht gelten. Im übrigen scheint ihm die Orthoëpie im fremdsprachlichen Unterricht jetzt ebensosehr überschätzt, wie früher unterschätzt zu werden. Man findet hübsch, den Ostpreußen, Deutschrussen, Wiener gleich an seiner Aussprache zu erkennen; warum soll der Deutsche nicht auch an seiner Aussprache des Französischen und Englischen erkannt werden dürfen? Man verliert zuviel Zeit mit der Aussprache. Im Gegensatz zu Herrn Brandl beweist dann Redner an einem Beispiel das Unbegründete der Meinung, daß die Zunge im Verlauf der Schuljahre wesentlich steifer werde.

Herr Stengel (Greifswald) mahnt zur Geduld der erst im Ausbau begriffenen Neuphilologie gegenüber. Sie werde trotz großer Schwierigkeiten kraftvoll sich entwickeln; man solle nur Front machen gegen jede Einmischung Unberufener und der ganzen Sache mehr Kräfte und mehr Geld zuwenden. Herr Leo (Göttingen) wendet sich gegen die Zwischenprüfungen und gegen die Scheidung in alte und neue

Philologie; es gebe überhaupt nur eine Philologie. Zum Schluß verteidigt Herr Brandl seinen Standpunkt.

Zum vierten Vortrage bemerkt Herr Uhlig: Besonders einleuchtend in dem belehrenden und erhebenden Vortrage war die Forderung an die Lehrer des Geschichtsunterrichts, daß die Epoche, in welcher dem antiken Lebensideal das so verschiedene christliche gegenübertrat und herrschend wurde, eindringender zu behandeln sei. Zweifellos richtig war auch die Forderung historischer Kritik auf oberen Schulstufen. Das Unterlassen von solcher ist zum Teil schuld daran, daß bisweilen Männer der exakten Wissenschaften, die auf ihrem Gebiet die schärfste Skepsis üben, gegenüber höchst anfechtbaren Überlieferungen eine merkwürdige Vertrauensseligkeit zeigen. Gegenüber den von Harnack angeführten eklatanten Beispielen von Unkenntnis der gegenwärtigen öffentlichen Einrichtungen möchte ich aber bitten nicht zu generalisieren: in der Schweiz und verschiedenen deutschen Staaten werden bürgerkundliche Kenntnisse in höheren Klassen gelehrt, und vom Erfolge habe ich mich an badischen Abiturientenexamina wiederholt überzeugt.

Sehr billigenswert ist der Wunsch für den Religionsunterricht, daß die protestantischen Schüler höherer Stufen klarere und würdigere Anschauungen vom katholischen Glauben und Kultus bekommen möchten, auch wenn von katholischer Seite nicht vollständig Gegenrecht geübt werden sollte; das ist pädagogische, wie politische Pflicht. Die Forderung Harnacks, in den mittleren Klassen den Religionsunterricht zu unterbrechen, ist sehr berechtigt; denn in diese Zeit fällt der Konfirmandenunterricht. Dadurch wird das zeitweilige Zuviel von religiöser Belehrung und das gleichzeitige Einwirken auf die Konfirmanden vom Geistlichen und Lehrer vermieden, die oft in ihren Ansichten stark auseinandergehen. Schließlich sind noch zwei Hauptschwierigkeiten des protestantischen Religionsunterrichtes zu erwähnen. Nach der Ansicht vieler Theologen hat die an den Berichten der Evangelisten geübte Kritik die Dogmatik wesentlich erschüttert, und, um den theologischen Streit nicht in die Schule zu tragen, ist verlangt worden, die Dogmatik ganz wegzulassen; allein das ist in der Geschichte Jesu (z. B. in der Auferstehungsgeschichte) unmöglich. Die andere, oft übersehene Schwierigkeit entspringt aus der Verschiedenheit der religiösen Überzeugungen bei den Eltern verschiedener Schüler. Der Umstand, daß liberale Theologen, an das Vorhandensein streng gläubiger Familien nicht denkend, die sogen. Aufklärung von seiten der Lehrer befürworten, hat schon zu ernsten Beschwerden geführt, so daß es vielleicht nötig werden kann, den Religionsunterricht auf oberen Stufen fakultativ zu erklären oder doch Dispensation

in weitestem Maße zu gewähren. Ich spreche hier nicht einseitig für das Recht der Bibelgläubigen, aber ich behaupte allerdings, daß auch ihr Recht anerkannt und gewahrt werden muß.

Herr Deißmann (Heidelberg) spricht für eine Entlastung des Lehrstoffes von den rein doktrinären Materien, für eine stärkere Heranziehung der originalen Schöpfungen christlicher Frömmigkeit und für Sprechstunden vertraulich-privater Natur, in denen besonders die Weltanschauung zur Sprache zu bringen wäre. Herr Aly will den Religionsunterricht nur während der Zeit des Konfirmandenunterrichts missen; die Ansichten über die Entstehung des Alten und Neuen Testaments gehören nicht in die Schule. Herr Neubauer (Frankfurt a. M.) ist für möglichste Einschränkung der Geschichtszahlen und möchte lieber eine schriftliche Geschichtsprüfung. Herr Hirzel (Ulm) wendet sich gegen die Erteilung der Bürgerkunde in der Schule wegen sonstiger großer Inanspruchnahme der Schüler der obersten Klasse.

Herr Harnack erklärt zum Schlusse, daß er Bürgerkunde nicht als Lehrfach aufgefaßt wissen wolle, aber vernachlässigen solle man sie auch nicht. Er wünscht, daß in geschichtlichen Aufsätzen selbsttätig von den Schülern kritisch gearbeitet werde. Die Schilderung des Katholizismus und des alten Protestantismus habe mit all der inneren Teilnahme zu geschehen, die man aufbringen könne, sonst unterbleibe sie besser. Es sei möglich, sowohl im Alten wie im Neuen Testament die Erscheinungen des Katholizismus und alten Protestantismus so darzustellen, daß man alle Teile befriedige; es sei das Objektive, nicht die Meinung der Gelehrten zu geben. Ein durch zwölf Jahre fortgesetzter Religionsunterricht wirke jedenfalls erschlaffend.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. F. Heman.

Herr Aly zieht seinen Antrag betr. Diskussion über die Einsetzung einer Unterrichtskommission in Übereinstimmung mit Herrn Hirzel in Rücksicht auf die beschränkte Zeit zurück. Die Angelegenheit soll der nächsten Versammlung unterbreitet werden.

Die Resolution der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion (siehe dort) wird mit einigen Änderungs- und Ergänzungsvorschlägen [Hirzel (Ulm): „notwendig“ statt „wünschenswert“; Lück (Steglitz): „wissenschaftliche Fortbildungskurse“ statt „Ferienkurse“; Uhlig: es

werde beschlossen, daß diese Resolution an sämtliche Unterrichtsverwaltungen Deutschlands geschickt werde; es sei der Dank auszusprechen auch für teilweise Erfüllung dieser Wünsche, damit diejenigen Behörden, die schon etwas getan haben, sich nicht stoßen können] durch folgenden Beschluß gutgeheißen:

Nachdem die pädagogische Sektion von dem Beschlusse der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion Kenntnis genommen hat betr. die Ergänzung des Hochschulunterrichts im Sinne einer vermehrten Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule, erklärt die pädagogische Sektion nicht bloß ihre vollkommene Zustimmung zu diesem Beschlusse, sondern fügt die Bitte an das Plenum der Philologenversammlung hinzu, diesen Beschluß auch als von der pädagogischen Sektion ausgehend ansehen zu wollen.

Der Vorsitzende: Prof. Dr. Heman.

Herr Klein regt an, zur Weiterleitung der an der Basler Versammlung nicht behandelten Probleme zur Lehrerbildung an die nächste Versammlung eine kleine Kommission zu wählen. Herr Lück schlägt vor, für dasselbe Fach zunächst einen Vertreter der Universität und einen der Schule zu ernennen und mit der Vorbereitung dieser Angelegenheit die Herren Klein und Uhlig zu betrauen. Herrn Münzers Zusatzantrag, den Präsidenten der nächsten Philologenversammlung mit in die Kommission zu wählen, wird angenommen.

Direktor Dr. F. Aly (Marburg) referiert über die **Stellung des Lateins im Lehrplan des Gymnasiums.** Sein Vortrag gipfelt in folgenden 7 Thesen:[1])

1. Die lateinische Sprache hat aus historischen wie aus didaktischen Gründen ein Anrecht auf die Stellung, die sie zurzeit im Lehrplan des humanistischen Gymnasiums einnimmt.

2. Der Betrieb der lateinischen Sprache erfordert eine angemessene Anzahl von Wochenstunden; es sind im ganzen auf den unteren und mittleren Stufen je 8, auf den oberen je 7 Wochenstunden zu verlangen.

3. Der Unterricht in der lateinischen Grammatik dient als Grundlage für die grammatisch-logische Bildung.

4. Die Übersetzungen in das Latein sind auf allen Stufen und auch in der Reifeprüfung festzuhalten.

5. Als Voraussetzung einer ergiebigen Lektüre ist ein einjähriger Kursus in der römischen Geschichte zu fordern.

---

1) Der Vortrag ist im Humanist. Gymnasium 1907 Nr. 6. erschienen.

6. Der Kanon muß reichhaltig und elastisch sein; dem Lehrer ist die größte Freiheit in dieser Hinsicht zuzubilligen, jedoch mit der Beschränkung, daß die Lektüre den erziehlichen Grundsätzen entspricht.

7. Der Kanon:

für VI und V ein Lesebuch mit Einzelsätzen (lateinischen und deutschen) und zusammenhängenden Stücken sagenhaften oder historischen Inhalts, auch Fabeln;

für IV ein Nepos plenior, der aus Justinus, Cicero, Curtius Rufus u. a. ergänzt ist, wie der von Lattmann, in chronologischer Folge, aber mit anekdotenhaftem Charakter, dazu leichtere Fabeln des Phaedrus;

für III 2 Caesar De bello Gallico I—VI und leichtere sowie kürzere Abschnitte aus Ovids Metamorphosen (Delectus Sibelisianus);

für III 1 Caesar V—VII, dafür auch Abschnitte aus De bello civili (Belagerung von Massilia, Curio, Schlacht bei Pharsalus), umfangreichere Stücke aus Ovid, griechische Sagen;

für II 2 Cicero in Catilinam I und III, De imperio Cn. Pompei, Pro Archia, Pro Ligario, Philippica I; Livius aus der ersten Dekade (besonders V und VII, 29—VIII); Virgil Aeneis I und II, Auswahl aus Elegikern (Seyfferts Lesestücke);

für II 1 Sallust Bellum Catilinae, Bellum Iugurthinum; Cicero, Cato maior, Laelius; Livius dritte Dekade (XXI, XXII); Virgil Aeneis IV und VI, Abschnitte aus der zweiten Hälfte, besonders Nisus und Euryalus, Elegiker;

für I 2 Cicero, eine größere Rede (Pro S. Roscio, In Verrem IV, V, Pro Murena, Pro Sestio, Pro Plancio, Pro Milone) oder Auswahl aus den philosophischen Schriften, besonders die zweite von Weißenfels (Somnium Scipionis, Tusculanen I und V, De natura deorum, De officiis), Briefe in Auswahl, historisch geordnet; Tacitus Germania 1—27; Horaz Oden I und II, Epoden 2, 16, Satiren I, 6, 9, II, 1, 6;

für I 1 Tacitus Annalen I—III, Historien IV—V, Dialogus, Agricola; Cicero Orator, Auswahl aus De oratore und Brutus; Horaz Oden III und IV, Episteln I, auch II, 2.

Mit seinen Ausführungen einverstanden sind Herr Thumser (Wien) und Herr Schmidt (Wiesbaden). Herr Hirzel (Ulm) hätte lieber noch mehr Lateinstunden (These 2). Herr Lange (Solingen) verurteilt die schroffe Ablehnung alles Neuen. Für die Anhänger des humanistischen Gymnasiums gebe es gar verschiedene Wege zur

Erreichung desselben Zieles. Man sei verpflichtet, den Schülern auf die Universität etwas mitzugeben, was sie befähige, frei zu urteilen. Die meist geistlosen Übersetzungen ins Latein auf der Oberstufe müssen fallen. Aus der Übersetzung vom Deutschen ins Lateinische sei die Akribie des Geistes eines Schülers nicht sicher zu erkennen, da Drill und Routine bei manchen nachhelfen. Ein Jahr für die Geschichte des Altertums genüge, weil die spätere, ungleich wichtigere Geschichte mehr Zeit in Anspruch nehmen dürfe. Im Reformgymnasium bilde mit Recht das Französische, da es den Jungen näher stehe als Latein, die Grundlage, zum Vorteil der alten Sprachen. Der Referent weist unter Zustimmung der Mehrheit die Einwendungen Langes zurück. Auf eine Abstimmung wird verzichtet.

Herr Stählin (München) führt aus: Wenn Herr Lange vom Standpunkt des Reformgymnasiums aus Bedenken und abweichende Ansichten geäußert hat, so möchte auch ich es zugleich im Namen einer großen Zahl bayrischer Kollegen von dem des humanistischen Gymnasiums tun. Wir haben auf den Generalversammlungen unseres Vereins 1901—1905 die Frage des Lateinunterrichts, 1907 in der Münchener Gymnasiallehrer-Vereinigung genau das heutige Thema (Referent Gymn.-Prof. Flierle[1])) behandelt. Da hat sich das Urteil über die historische Stellung des Lateins mit der Zeit zugunsten des Griechischen verschoben, nachdem ersteres jahrhundertelang dem Abendland griechische Kultur und Literatur vermittelt hat. Auch wird der didaktische Wert des Lateins von uns nicht so hoch geschätzt. Nicht einmal Ciceros Sprache (von den andern im vorgeschlagenen Kanon genannten Schriftstellern ganz zu schweigen) stimmt mit den Gesetzen der Grammatik ganz überein, deren Beachtung wir von den Schülern verlangen. Ebenso halten wir die Übersetzungen ins Lateinische nicht für so wertvoll, da die geistigen Fähigkeiten, die dabei bewiesen werden, nicht der Inbegriff der zu weckenden Geisteskräfte sind; denn selbst auf der Oberstufe wiegt oft das rein Gedächtnismäßige vor. Flierle will infolgedessen 12 von den 66 Lateinstunden dem Griechischen und andern Fächern zuweisen. — Schon 1888 traten fast drei Viertel der bayrischen Gymnasiallehrer für eine Ergänzung der Reifeprüfung durch eine lateinisch-deutsche Übersetzung ein, ein kleiner Bruchteil wollte sie an Stelle der deutsch-lateinischen setzen; seitdem hat letztere Anschauung immer mehr Anhänger gefunden. Vom vorgeschlagenen Kanon möchten viele von uns zugunsten der griechischen Lektüre Abstriche

1) Sein Vortrag ist veröffentlicht in den Blättern für das Gymnasial-Schulwesen 43 (1907), S. 641—662.

vornehmen (z. B. von Ciceros philosophischen Schriften). — Damit glaube ich gezeigt zu haben, daß die vorliegenden Thesen über die Stellung des Lateins im Lehrplan des humanistischen Gymnasiums bei einer großen Zahl meiner bayrischen Kollegen nicht Zustimmung finden würden.

Nach einer Bemerkung von Herrn Decker (Kornthal) gegen das Reformgymnasium bemerkt Herr Aly in seinem Schlußvotum, daß er nicht den Untergang des Reformgymnasiums wolle; nur verwahre er sich gegen den Zwang, der von reformgymnasiumfreundlicher Seite ausgeübt werde. Er wolle die preußischen Lehrpläne von 1901. Eine Abstimmung findet nicht statt, da solche Fragen nicht durch Majoritäten entschieden werden.

Professor Dr. H. Planck (Stuttgart) spricht über **die humanistische Bildung der Mädchen.**[1])

Die Frage, ob Mädchen überhaupt Anteil an der humanistischen Bildung erhalten sollen, ist nach dem heutigen Stand der Dinge erledigt; jedoch kann es sich nur um eine Auslese von solchen handeln, welche die erforderliche Gesundheit und Nervenkraft, gute Begabung und die nötigen Charaktereigenschaften besitzen — vor allem darf es nicht bloße Modesache werden! Dagegen ist es kein Unglück für ein Mädchen, diese Bildung in einen nichtakademischen Beruf mitzunehmen (z. B. den der Gattin und Mutter). Aber wie und wo soll sie geschehen? Durch Koëdukation, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo 93% der Jugend mit gutem Erfolg gemeinsam unterrichtet werden? oder durch selbständige Mädchengymnasien, wie z. B. in Stuttgart? oder durch Angliederung von Gymnasialklassen an die Höhere Töchterschule (Gabelung oder Aufbau)?

Koëdukation ist das Billigste und zugleich ursprünglich germanische Sitte, die aber in den höheren Schulen durch den Einfluß der romanischen Klostererziehung verdrängt worden ist. Zwar Württemberg nimmt seit lange bis zum 14. Jahre und seit einiger Zeit auch in die oberen Klassen von Vollanstalten Schülerinnen auf, in Baden ist dies noch mehr der Fall, seit diesem Jahre auch in Sachsen und Elsaß-Lothringen,[2]) ebenso in der Schweiz da und dort. Aber Preußen und Bayern wollen davon nichts wissen. Allein wir müssen von Billigkeit und Vorbildern fremder Staaten mit ganz

1) Der Vortrag ist abgedruckt in den Neuen Jahrbüchern für das klass Altertum, XXII, 1908, Januarheft.

2) Ein genaues Verzeichnis der höheren und mittleren Schulen Deutschlands mit gemeinsamem Unterricht gibt der Jahresbericht des Vereins „Frauenbildung—Frauenstudium“ 1907.

anderen Verhältnissen absehen und selber Erfahrungen gewinnen. Diese sind bis jetzt für kleinere Schulen bis zu 14 Jahren, namentlich ländliche, günstig. Für die oberen Klassen hat Württemberg noch zu wenig Erfahrung, dagegen sind die Ergebnisse in Baden (Mannheim, Heidelberg) gute. Die Mädchen sind meist begabter und ihre Anwesenheit legt dem Lehrer heilsame Selbstbeherrschung auf, nur ist da, wo kein Reformgymnasium besteht, die Notwendigkeit der Wahl zwischen Gymnasium und Höherer Töchterschule schon mit neun Jahren mißlich. In der Lektüre müßte eine sorgfältige Auswahl getroffen werden, andrerseits wäre der Herzensanteil der Mädchen beim Unterricht ein gutes Gegengewicht gegen die Nüchternheit oder Blasiertheit vieler Gymnasiasten. Vom erziehlichen Standpunkt gibt es schwerere Bedenken; die ausschließliche Einwirkung von männlichen Lehrkräften bis hinauf in die obersten Klassen wäre zu beseitigen, besonders geeignete Lehrerinnen müßten ihnen zur Seite stehen, in der ganzen Anstalt und in den einzelnen Klassen muß der Geist der Zucht und Ordnung herrschen, wenn das Zusammensein der beiden Geschlechter, namentlich in den oberen Klassen, nicht zu Unzuträglichkeiten führen soll.

Die Angliederung weiblicher Gymnasialklassen an die Höhere Töchterschule (wie z. B. in Karlsruhe) in Form von Abzweigung nach dem 6. oder 7. Schuljahr sieht einen Lehrgang von sechs Jahren voraus und ist sehr empfehlenswert, wo die rechten Männer an der Spitze stehen und der Unterricht nicht bloß in den alten Sprachen, sondern auch in Französisch, Mathematik, Geschichte und Literatur gesondert von der Höheren Töchterschule durch akademisch gebildete Lehrkräfte erteilt wird (das Karlsruher Mädchengymnasium wird staatlich unterstützt und erteilt seit 1904 eigene vollgültige Reifezeugnisse). Größer ist die Zahl der Anstalten, die statt der Gabelung den Aufbau gewählt haben, fast alle nach dem Vorbild des Realgymnasiums mit einem Lehrgang von 4(—5) Jahren. Dies ist günstig für solche Mädchen, welche sich erst nach Absolvierung der Höheren Töchterschule zum Studium entschließen. Aber verkehrt wäre es, diesen Weg für den einzig richtigen auszugeben, denn die Erziehung zum wissenschaftlichen Denken kommt zu spät, das Überhasten ist fast unausbleiblich, und es ist unnatürlich, daß die Auslese von Mädchen erst 9—10 Jahre in der Töchterschule mit dem großen Haufen schwimmen muß. Die Frage muß vielmehr lauten: Was ist erforderlich, damit die Auslese von Mädchen, die eine tiefergehende wissenschaftliche Vorbildung erstreben, dieser ganz teilhaftig werde ohne unbillige Erschwerung und ohne den Nachteil der Schnellbleiche?

Zum Schluß wird noch das Stuttgarter Mädchengymnasium geschildert, das 1899 mit drei Schülerinnen gegründet, erhebliche Staats- und Stadtbeiträge erhält, aber als reine Privatanstalt von einem Aufsichtsrat mit voller Selbständigkeit geleitet wird. Ein Reformgymnasium mit sechsjährigem Lehrgang, nimmt es vom dreizehnten Jahre ab Mädchen aus einer Töchter- oder Lateinschule auf. Der Lehrplan weicht darin vom Karlsruher Mädchengymnasium ab, daß er auf Übersetzungen aus der Muttersprache stärkeres Gewicht legt. Die Form des humanistischen Gymnasiums haben wir gewählt, weil uns Latein ohne Griechisch als eine Halbheit erschien, und weil wir den Mädchen, die im allgemeinen mehr sprachlich-ästhetisch-literarisch veranlagt sind, gerade die Meisterwerke der dem weiblichen Empfinden näher als die römische stehenden griechischen Literatur nicht vorenthalten wollten. An der Spitze steht eine Vorsteherin; die Lehrerinnen und die meist im Nebenamt Unterricht erteilenden Lehrer beziehen ihr Honorar nach gleichem Satz. Die verhältnismäßig kleinen Klassen (7—15 Schülerinnen) und der Eifer der Lehrkräfte ermöglicht die Korrektur fast der doppelten Anzahl schriftlicher Arbeiten und Bewältigung von mindestens gleichviel fremdsprachlicher Lektüre als an den Knabengymnasien. Bisher haben 18 Schülerinnen ihre Reifeprüfung an einem humanistischen Gymnasium mit Erfolg, teilweise mit Auszeichnung bestanden, drei die Apothekerprüfung. Das 9. Schuljahr ist im September 1907 mit 63 Schülerinnen in 6 Klassen angetreten worden.

Bei der Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und der dem weiblichen Geschlecht geöffneten Studienwege darf zurzeit von einem allein seligmachenden Weg noch nicht gesprochen werden; als Humanisten freuen wir uns, wenn dem Gymnasium in den Reihen deutscher Frauen und Töchter begeisterte Anhängerinnen erstehen und grüßen alle Mitstreiterinnen mit einem herzlichen ἀγαθῇ τύχῃ.

(Aus dem Referat gekürzt.)

Herr Uhlig spricht seine freudige Zustimmung zum eben gehörten Vortrag aus und ergänzt ihn durch Mitteilungen zuerst über italienische Verhältnisse. Seit etwa 25 Jahren werden auch Mädchen an Ginnasi und Licei unterrichtet und gehören zu den besten Elementen der Schulen. Mißstände sind nicht vorgekommen. Der Sprechende kennt nur eine Anstalt, das Ginnasio und Liceo Ennio Quirino Visconti zu Rom, wo die Mädchen (der ungemein großen Anzahl wegen) gesondert und von sehr tüchtigen Lehrerinnen (sämtlich Dottoresse der Universität Bologna oder Rom) unterrichtet werden. Das Zuströmen der Mädchen zu den humanistischen Lehranstalten kommt nach der Meinung des Redners durchaus nicht von

einem niedrigen Stande der höhern italienischen Mädchenschulen; Anstalten wie die Scuola Adelaide Cairoli in Florenz seien vorzüglich. — Dann kommt Redner auf die den Knabengymnasien vollkommen gleich gestaltete, vom Verein für erweiterte Frauenbildung gegründete und von Dr. Ritter v. Kraus in Wien ausgebaute Anstalt zu sprechen. Besonders günstig waren die Eindrücke von einigen altphilologischen Lehrern mittlerer und oberer Klassen; speziell berührte neben dem Eifer und der Begabung der Schülerinnen die fast allgemein zutage tretende körperliche Frische und Gesundheit wohltuend. — Schließlich wird ausdrücklich zwei Äußerungen Plancks zugestimmt, daß die humanistische gymnasiale höhere Mädchenbildung einen selbständigen, von Berufsabsichten unabhängigen Wert habe, und daß bei der humanistischen Mädchenbildung nicht der Zeitfolge, aber der Wertschätzung nach der griechische Unterricht dem lateinischen vorantreten muß, da die griechische Literatur in vielen hervorragenden Zeugnissen geradezu geschaffen scheint, den weiblichen Geist zu erfreuen und zu bilden, während die lateinischen Schulautoren sich zum geringsten Teil zur Lektüre für Mädchen wirklich eignen.

Herr Lüning (St. Gallen) konstatierte auf Grund langer Erfahrung, daß Unzuträglichkeiten im Verkehr der Mädchen mit den Knaben sich nur ganz selten zeigen; dafür sei der gegenseitige Einfluß ein durchwegs günstiger. Herr Helbing (Karlsruhe) findet eine Auslese in der Lektüre bei den Mädchen dank dem feinern Takt derselben eher weniger nötig als bei den Knaben. Herr Lück (Steglitz) warnt davor, Organisatorisches von den Mädchengymnasien auf die Knabengymnasien zu übertragen und glaubt, daß das Interesse für Mathematik und Naturwissenschaften bei den Mädchen groß sei. Schuld an etwa zutage tretender Interesselosigkeit ist nach Herrn Kleins (Göttingen) Überzeugung besonders eine Überspannung der Mathematik, bei der sich eben nichts forcieren lasse. Herr Jantzen (Königsberg) betont die Gefahr der Heranziehung von Mannweibern, der man rechtzeitig begegnen müsse. Eine Entscheidung des Studiums schon mit 12 Jahren sei verfrüht und hygienische Gründe sprechen eher für vier statt sechs Gymnasialjahre. Für die Mädchen genüge eine Vermittlung des geistigen Lebens der Antike durch gute Übersetzungen. Das Latein sei aber gut für die Bildung des historisch-wissenschaftlichen Sinnes, der bei Erlernung der neueren Sprachen nützlich sei.

Hofrat Dr. Mathy (Karlsruhe) hat zugunsten einer ausgiebigen Diskussion seinen Vortrag zurückgezogen; er wird ihn auf Antrag von Herrn Lück (Steglitz) in der nächsten Versammlung halten.

Archäologische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907,
nachmittags 3 Uhr 15 Minuten.

Als Vorsitzender wurde gewählt — nachdem Prof. Dr. C. Robert (Halle) die Wahl abgelehnt — der erste Obmann Prof. Dr. H. Dragendorff (Frankfurt a. M.), als zweiter Vorsitzender Dr. Th. Burckhardt-Biedermann (Basel) und als Schriftführer Dr. Goeßler (Stuttgart), Dr. Barthel (Freiburg i. Br.) und Dr. von Salis (Basel).

Die Sitzung war ganz der mykenischen Frage gewidmet.

Dr. G. Karo, Sekretär des Deutschen archäologischen Instituts in Athen sprach zuerst über das Thema: **Mykenisches aus Kreta.** (Mit Lichtbildern.)

I. Kuppelgräber.

Während bisher Kuppelgräber nur aus reif „mykenischer" Zeit (= Evans' Late Minoan II/III) bekannt waren, ist diese Form auf Kreta schon in der Epoche der „Kykladen"-Kultur (= Early Minoan) voll entwickelt. Im Gegensatz zu den kleinen Rundgräbern, die Tsuntas auf Syra entdeckt hat, sind die kretischen großen Stammesgrüfte von 8—9 m Durchmesser, in denen bis zu 200 oder mehr Leichen lagen. Ein Dromos führte zu der niedrigen, mit einer großen Steinplatte verschlossenen Tür des Grabes; die Anordnung im Innern ist unsicher, da alle bisher gefundenen Kuppelgräber (eines bei Hagia Triada durch Halbherr, drei durch Xanthudidis bei Kumasa, südöstlich von Gortyn, ausgegraben[1]) eingestürzt und zum Teil ausgeraubt sind. Der Einsturz ist bei diesen mächtigen Bauten aus kleinen unregelmäßigen Steinen sehr begreiflich. In H. Triada beweisen Reste von Tonsärgen, daß hier die vornehmen Toten schon gerade so beigesetzt wurden wie in den folgenden Perioden auf Kreta. Tönerne und steinerne Sarkophage (Larnakes) sind ja besonders in

1) Memorie d. Inst. Lombardo 1905, 235. BSA. XII, 10.

der spätminoischen Zeit häufig. Das Grab von H. Triada liegt allein, in Kumasa bilden drei runde und eine rechteckige Gruft einen kleinen Friedhof; ein gepflasterter Platz daneben konnte zu Leichenfeiern, Opfern, Wettspielen dienen.

Die Beigaben in allen diesen Gräbern sind einheitlich, altertümlich. Monochrome Tongefäße mit geritzten Ornamenten, zahlreiche Steingefäße und -geräte, Bronzedolche, die in der Form von den alten Feuersteinmessern abhängen, wenig Goldschmuck, steinerne Idole, steinerne und elfenbeinerne Siegel. Also ähnliches Totengerät wie auf den Kykladen, nur reicher und (bis auf einige aus einer jener Inseln importierte Marmoridole) im Stile durchaus verschieden, viel weiter fortgeschritten. Besonders schön ist ein Siegel aus Elfenbein in Gestalt eines Adlerweibchens, an das sich zwei Junge schmiegen (Kumasa). Einige der bunten kretischen („Kamares-") Gefäße fanden sich in der obersten Schicht von H. Triada. Sie beweisen, daß die Gruft bis in die „mittelminoische" Zeit hinein benützt wurde. Als sie dann voll war, legte man neben ihr kleine rechteckige Kammern an (im ganzen 12, mit gegen 50 Toten), die sich an das große Heroon anlehnen: ein bedeutsames Zeichen für die Kontinuität in Kultur und Totenkult.

Aus entwickelt „mittelminoischer" Zeit stammt ein benachbartes Kuppelgrab von H. Triada. Nahe dabei finden sich wieder kleine Kammern für die einfacheren Bürger (ein Massenfriedhof für die Armen in Palaikastro, BSA. IX, 352: die Toten liegen hier, zwischen parallelen Mauern, mit ärmlichen Beigaben einfach in der Erde). Diese beiden Typen der Gruft bestehen auf Kreta weiter durch die ganze „spätminoische" Epoche bis in die geometrische Zeit hinein. Jedoch sind die Kuppelgräber selten gerade in der Zeit der prachtvollen Tholoi von Mykenä und Orchomenos, und an Schönheit und Kunst kann sich mit diesen kein kretisches Grab auch nur entfernt messen, höchstens das „Königsgrab" von Isopata bei Knosos (Evans, Prehistoric Tombs of Knosos), das jedoch rechteckigen Grundriß besitzt. Anderseits sind die dekorativen Elemente der festländischen Kuppelgräber direkt von Kreta übernommen, ebenso wie das konstruktive Prinzip auf Kreta zuerst ausgebildet wurde. Man wird annehmen dürfen, daß kretische Künstler, nach der Zerstörung der großen Paläste, um 1400 v. Chr. ihre verarmte Heimat verließen und Lehrmeister der „mykenischen" Architekten wurden, auch selbst wohl auf dem Festlande Bauten errichteten, die alle kretischen Gräber an Pracht weit übertrafen. Denn jene mykenischen Kuppelgräber fallen zeitlich in die unmittelbar auf den Zusammenbruch der kretischen Hegemonie folgende Periode (Late Minoan III).

II. Stadtanlagen.

Es ist für das Verständnis der altkretischen Kultur von höchster Bedeutung, daß keine ihrer Städte, keiner der prächtigen Paläste die geringste Spur einer Befestigung zeigt (auch keine Lehmziegelmauern!), ja daß sogar die Städte ohne Rücksicht auf strategische Position angelegt sind. Man kann dies verfolgen: in Knosos, wo der Berg östlich und die höheren Hügel westlich vom Palaste diesen bedrohen; in Phaistos, wo westlich vom Palasthügel ein höherer ansteigt, der ihn beherrscht; in H. Triada, das am unteren Abhang eines Berges unbewehrt liegt; in Gurnià, wo höhere Hügel die Mulde, in der die Stadt liegt, einschließen; in Palaikastro, dessen Städtchen südlich von einem zur Burg wie geschaffenen Berge frei in der Ebene erbaut ist. Nirgends sind die starken, bedrohlichen Positionen besetzt. Es herrschte Frieden im Innern Kretas, und kein Feind drohte von außen. Ein solcher in der Antike einziger Zustand ist nur möglich unter einem einheitlichen, starken Königtum, das seine Insel durch eine übermächtige Flotte zu schützen weiß: die sagenhafte Thalassokratie des Minos zeigt sich als Abglanz historischer Wahrheit.

Von der Bedeutung der Flotte zeugt die kleine Stadt, die Seager im Sommer 1907 auf dem Felseneiland Pseira in der Mirabello-Bucht ausgegraben hat. Der öde, wasserlose Felsrücken ist zu menschlicher Behausung so ungeeignet wie möglich. Aber er besitzt den einzigen gegen den Nordsturm geschützten Hafen in dieser Gegend, und so erwuchs hier ein Schifferstädtchen, dessen Blüte die erstaunlich reichen Funde beweisen (Ton- und Steingefäße schönster Kunst, sogar Stuckreliefs mit lebensgroßen Figuren). Auf dem Meere lag im 2. Jahrtausend v. Chr. Kretas Macht und Reichtum.

An die Zuhörer wurden verteilt:

ein gedrucktes Schema der Epochen altkretischer Kultur (nach Evans und Mackenzie)

und eine gedruckte Karte der Insel Kreta, östliche Hälfte.

Als Illustration zu dem Vortrag diente die Ausstellung einer Reihe von galvanoplastischen Nachbildungen kretischer Altertümer von E. Gilliéron in Athen (Fabrikaten der „Galvanoplastischen Kunstanstalt“ zu Geislingen, Württemberg).

Eine Diskussion fand nicht statt.

Nach diesem Vortrage behandelte Prof. Dr. Fr. v. Bissing (München) das Thema: **Die mykenische Kultur in ihren Beziehungen zu Ägypten** (mit Lichtbildern).[1]

---

1) Erscheint ausführlich in den Schriften des Deutschen archäologischen Instituts.

Der Vortragende führte aus, daß die relative Chronologie der kretischen Funde dank Evans', Mackenzies, der Italiener und Amerikaner Forschungen feststände; nicht so die absolute Chronologie. Bei dem einstweiligen Mangel sicherer Nachrichten über das Verhältnis Mesopotamiens und Syriens zu Kreta können allein die ägyptischen Denkmäler die Grundlage zu einer absoluten Chronologie geben. Sie sind denn auch seit langem von Petrie, Evans und anderen herangezogen worden, allein nicht immer dürfte bei diesen Versuchen Sicheres und Unsicheres, Mögliches und Unmögliches genügend geschieden sein.

Etwas verzwickt wird die Frage durch die Verschiedenheiten in der modernen Auffassung der ägyptischen Chronologie. Bis zum Beginn des neuen Reiches herrscht, von ganz unbedeutenden Differenzen abgesehen, Einhelligkeit: Amosis I. setzt E. Meyer von 1580 bis 1557, die großen Könige der 18. Dynastie Tuthmoses III., Amenophis III., Amenophis IV. sterben 1447, 1380, 1363, der erste König der 20. Dynastie Ramesses III. 1179, die 21. Dynastie herrscht um 1100.

Die Hyksoszeit, die Amosis I. unmittelbar vorausgeht, will Meyer auf etwa 100 Jahre zusammenstreichen, die antike Tradition läßt sie viel länger, bis höchstens 800 Jahre dauern. Sie umfaßt die 15. bis 17. Dynastie. Ein Ereignis, das unter einem der ersten Hyksoskönige vorfiel, hat also nach Meyer nach 1700, nach der antiken Tradition nach 2400 v. Chr. stattgefunden. Viel schlimmer wird aber die Differenz, wenn wir höher hinauf, bis zur 12. Dynastie, steigen. Nach Meyer erreichen wir damit etwa das Jahr 2000, nach Petrie und der antiken Tradition die Zeit um 3400. Solange wir also in den kretisch-ägyptischen Gleichzeitigkeiten über die 15. Dynastie nicht hinauskommen, haben wir einigermaßen festen Boden unter den Füßen, darüber hinaus gelangen wir ins Uferlose.

Steigt man nun von unten hinauf in der Reihe der ägyptischen Denkmäler, die zu Kreta in Beziehung stehen, so zeigt sich, daß die Funde aus der 21. und 20. Dynastie (Bügelkanne in London aus Deir el Bahri, Bilder im Grab Ramesses' III.) der letzten Phase der mykenischen Kunst angehören, daß die in Tell Amarna gefundenen Scherben dem entwickelten dritten Stil, den Funden aus den Häusern in Mykene entsprechen, daß der eigentliche „Palacestile" in dem unter Tuthmoses III. datierten Maketgrab auftritt. Die Funde in Ägypten weisen also die gleiche relative Folge auf wie die Funde in Kreta und gestatten den Ausgang der mykenischen Kunst nach 1100, den jüngeren dritten Stil um 1380, den „Palacestile" um 1450 zu setzen; der jüngere kretische Palast, in dem Scherben des späteren dritten Stils nicht vorkommen, ist also vor 1380, nach 1450 zerstört worden.

Die Funde von Enkomi stimmen dazu, denn die angeblich dort vorkommenden Namen von Königen der 22. Dynastie erweisen sich bei genauerem Zusehen als Ramessidisch. An den Anfang der 18. Dynastie gehört nun auch das Fürstengrab von Isopata. Sämtliche Formen der gefundenen Steingefäße lassen sich in der 18. Dynastie nachweisen, in der man zum Teil auf Formen des alten Reichs zurückgegriffen, oder auch, wie der Fund der Königin Aahotep lehrt, archaische Gefäße wieder verwandt hat. Die Herleitung des in Ton noch anfangs der spätern minoischen Periode häufigen, auch im sechsten Grab von Mykene gefundenen Gefäßes S. 12 aus dem Wasserkrug der Ägypter ist sehr problematisch, die an sich archaische Form überdies im Kult auch im neuen Reich gebraucht worden.

Daß der jüngere Palast nicht allzu lange vor 1600 erbaut wurde, beweist nun der unmittelbar unter einem Zimmer des jüngeren Palastes gefundene Steingefäßdeckel mit dem Namen des Hyksoskönigs Siaan (höchstens um 2300, spätestens nach 1700), der wohl aus dem Schutt des älteren Palastes stammt und älter als der jüngere Palast sein muß. Auch das Bruchstück einer ägyptischen Statuette, das unter dem Pflaster des Osthofs des jüngeren Palastes in einer mit Kamaresvasen durchsetzten Schicht sich fand, gehört, wie Griffith auf Grund der Inschrift vom Anfang an gemeint hat, in die Zeit zwischen Dynastie 13 und 18, höchstwahrscheinlich in die Hyksoszeit.

Denn in diese gehören die Kamaresvasen von Kahun, nicht in die 12. Dynastie. Zu den früher in der Strena Helbigiana gegebenen Beweisen kommt die durch Petries neueste Funde gesicherte Datierung der auch auf Kypros gefundenen schwarzen Kännchen mit weiß gefüllten Ornamenten in die Hyksoszeit. Solche Kännchen sind mehrere mit den ägäischen Scherben von Kahun gefunden. Hingegen enthielt keiner der großen Funde aus dem mittleren Reich (Assuan, Assiut, Dachur, Beni Hassan, El Bersche usf.) auch nur eine ägäische oder mykenische Scherbe.

Auch die Geschichte des Spiralornaments bietet keinen Anlaß, Beziehungen Ägyptens zu Kreta vor der Hyksoszeit anzunehmen. Die Spirale erscheint in Ägypten überhaupt erst in der 12. Dynastie (von archaischen Vasenmalereien abgesehen), entwickelt sich üppig in der Folgezeit und beherrscht die ornamentale Kunst der ersten Hälfte des neuen Reichs. Nicht an den Gräberdecken und Geräten des mittleren Reichs, sondern der 18. Dynastie finden wir sie immer wieder, gerade von diesen Decken zu mykenischen Mustern führen zahlreiche Fäden hin und her. Wohl möglich, daß die Spirale wie der Mäander im mittleren Reich von Osten zu den Ägyptern gewandert ist. Allein nichts weist gerade auf Kreta, und allen von

Evans vorgeschlagenen alten Parallelen lassen sich gleichwertige oder bessere aus der Zeit nach der 13. Dynastie bis zur 19. gegenüberstellen.

Was nun für das mittlere Reich gilt, gilt noch vielmehr für das alte. Weder die bekannte Opfertafel mit der kretischen Inschrift, noch die angeblichen ägäischen Scherben aus der 1. Dynastie (die mit keiner außerägyptischen Vasenklasse wirklich übereinstimmen), und die Formen der Steingefäße liefern uns irgend zwingende Beweise für einen Zusammenhang Kretas mit der Kultur des alten Reichs.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Prof. Dr. H. Bulle (Erlangen) berichtete über **Die Ausgrabungen von Orchomenos und das Verhältnis des griechischen Festlandes zu Kreta.**[1])

Die Ausgrabungen auf dem Stadtberg von Orchomenos, die 1903 und 1905 im Auftrage der Bayerischen Akademie unter Oberleitung Furtwänglers von Bulle, Reinecke und Riezler vorgenommen worden sind, haben mehrere alte Kulturschichten zutage gefördert. Die älteste Schicht, neolithisch, ins 3. Jahrtausend v. Chr. hinaufreichend, hat runde Hütten aus Lehm, die durch Überkragung kuppelförmig nach Art eines Bienenkorbes geformt sind (technische Vorbilder der mykenischen Kuppelgräber); die Keramik ist fein poliert, und zwar teils monochrom, teils rot-weiß. Die zweite Schicht hat ovale Hütten aus Lehm und eine Keramik mit primitivem Firnis, sogen. „Urfirnis"; sie ist annähernd gleichzeitig mit der kretischen Kamareskultur (erste Jahrhunderte des 2. Jahrtausends v. Chr.). Die dritte Schicht ist die ältermykenische, gleichzeitig etwa mit den Schachtgräbern von Mykene (etwa 1700—1500 v. Chr.). Sie hat rechteckige Häuser mit mehreren Zimmern (keine „Megaron"form); die einheimische Tonware ist monochrom, daneben wird mykenische Mattmalerei spärlich importiert. Die Toten werden innerhalb der Ortschaft, wahrscheinlich sogar innerhalb der Häuser bestattet, in kleinen rechteckigen Lehm- oder Steinkisten, und zwar in der Stellung der „liegenden Hocker". Die vierte Schicht, die jüngermykenische, ist stark zerstört. Baureste sind außer dem bekannten Kuppelgrab nicht vorhanden, hingegen sind zahlreiche Reste von bemaltem Wandstuck gefunden worden. Die Malereien gleichen in Gegenständen und Stil völlig den kretischen und sind wahrscheinlich von eingewanderten Kretern gemacht. Die einheimische Keramik ist

1) Der Vortrag wird ausführlich in den Jahrbüchern f. d. klass. Altertum abgedruckt werden.

monochrom, daneben wird massenhaft die mykenische Firnisware eingeführt.

Nach der ersten und der zweiten Periode hat jedesmal ein neuer Volksstamm die verlassene Stätte besetzt, was durch Untersuchungen an einigen Punkten der Umgegend zur Gewißheit wurde. Von der dritten (ältermykenischen) Epoche ab ist Kontinuität des Volkstums anzunehmen. Der mythische Stamm der Minyer ist mit der dritten und 4. Schicht in Verbindung zu bringen.

Während des ganzen 2. Jahrtausends v. Chr. haben auf dem Festland Stämme gesessen, die nach und nach aus dem Norden gekommen und mit den Schöpfern der mykenischen Kultur auf Kreta nicht rasseverwandt sind. Die Festlandsstämme nehmen seit 1700 v.Chr. (Mykene) und in steigendem Maße seit 1500 (Orchomenos, Thessalien) die kretische Kultur an, jedoch nur äußerlich, so wie Japan die europäische Zivilisation, behalten aber ihre eigene Bauweise (Megaron typus) und ihr Volkstum bei (keine Spuren von Kreta im mykenisch-homerischen Sagenkreis). Die Schöpfer der altkretischen Kultur sind vermutlich die Karer; die Bewohner des Festlandes hingegen sind die älteren Brüder der historischen griechischen Stämme (Achäer).

Ausgestellt waren zahlreiche Photographien und Pläne. Ferner wurde vorgelegt der erste Band des Ausgrabungsberichtes: „Orchomenos. I. Die ältesten Ansiedlungsschichten. Von H. Bulle. (Abhandlungen der Kgl. Bayer. Akademie d. Wiss. I. Klasse. XXIV. Bd. II. 1907.)“

Eine Diskussion fand nicht statt.

Nach einer Pause beleuchtete Privatdozent Dr. Hubert Schmidt (Berlin): **Die Bedeutung des altägäischen Kulturkreises für Mittel- und Nordeuropa.**[1] (Mit Lichtbildern.)

Bei einem Überblick über die Kulturentwicklung von Mittel- und Nordeuropa während der Dauer der sogenannten klassischen Kulturen lassen sich die Einflüsse des Mittelmeergebietes, im besonderen Griechenlands und Italiens, von der Zeit der römischen Kaiserherrschaft (Blütezeit der provinzial-römischen Industrie) bis an den Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends (La Tène- und Hallstatt-Kultur) etappenmäßig zurückverfolgen.

Für das zweite vorchristliche Jahrtausend tritt die Frage der Bedeutung des altägäischen Kulturkreises in den Vordergrund des

1) Eine ausführliche Behandlung der hier kurz zusammengefaßten Daten mit den zugehörigen Literaturnachweisen behält sich der Vortragende für eine größere Arbeit (Zeitschr. f. Ethnologie) vor, in der auch andere „ägäische“ oder „mykenische“ Probleme der Lösung näher geführt werden sollen.

wissenschaftlichen Interesses, zumal da sie mit dem vielfach allzu einseitig behandelten Probleme der Priorität des Orients im engen Zusammenhange ist (vgl. O. Montelius, Sophus Müller; im Gegensatz zu ihnen Sal. Reinach, M. Much).

Auffallenderweise ist das Verbreitungsgebiet sicher bestimmter, altägäischer Produkte auf europäischem Boden innerhalb der beiden fraglichen Perioden — der jüngeren, kretisch-mykenischen und der älteren, vormykenischen, sogen. Inselkultur — verhältnismäßig beschränkt.

Der „mykenische" Handel hat die Nordküste des Schwarzen Meeres wahrscheinlich überhaupt nicht berührt und ist in westlicher und nördlicher Richtung nicht hinausgegangen über eine Zone, die von der Ostküste Spaniens, von der Ostküste Siziliens (zweite sikulische Periode oder Bronzezeit Siziliens), der Küste Unteritaliens (Oria, Molfetta, Scoglio del Tonno in Tarent), allenfalls noch von Sardinien (Kupferbarren in Form von ausgebreiteten Tierfellen mit mykenisch-kretischen Schriftzeichen) und dem Nordrande der Adria (spätmykenische Vasen auf der Insel Torcello in den Lagunen von Venedig) begrenzt wird, letzteres jedoch, ohne das Festland im wesentlichen zu treffen.[1])

Wie weit etwa trotzdem im Binnenlande von Mitteleuropa mykenische Einflüsse zur Geltung gekommen sind, läßt sich nur aus einer strengen Analyse der Waffen- und Gerättypen erschließen.

Etwas weiter ausgedehnt waren die älteren, vormykenischen, also bis in den Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zurückreichenden Beziehungen des südöstlichen Mittelmeergebietes zu Mitteleuropa; sie lassen sich über Sizilien (verzierte Knochenbelagstücke aus Castelluccio und Troja) hinweg in das Herz von Europa bis nach Südfrankreich (geflügelte Perlen; vgl. M. Much, P. Reinecke), der Schweiz (geflügelte Perlen und kyprische Dolche), Ungarn (kyprische Dolche) und Böhmen, bzw. Saalegebiet (kyprische Schleifennadeln in der Unetitzer Kultur) verfolgen.

Umgekehrt hat ein zentraleuropäisches, wahrscheinlich in Siebenbürgen ursprünglich lokalisiertes Fabrikationszentrum sowohl in vormykenischer Zeit, als zur Zeit der Stufe der Schachtgräber gewisse Kulturelemente (goldene Hängespiralen in Troja, Mykene und Ungarn) dem ägäischen Kreise vermittelt.

Solche Übertragungen werden wohl in einen kausalen Zusammenhang mit dem Bernstein- und Zinnhandel zu bringen sein, der

1) Der Inselstein aus Corneto in der Slg. Castellani (Rom) dürfte Unikum geblieben sein; vgl. Milani, Studi e Materiali II S. 24 Fig. 147.

sicher schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. seine Bedeutung für Südeuropa erlangt hatte (Bernstein in mykenischen Schachtgräbern und Troja).

So bringen die Funde selbst bestimmte Phasen der altägäischen Kultur in ein enges Verhältnis zur bronzezeitlichen Entwicklung von Mittel- und indirekt auch von Nordeuropa und liefern uns die chronologischen Fixpunkte für die absolute Datierung der letzteren.

Zugleich kehrt sich damit unser Problem in die Frage um, welche nordischen Elemente in der altägäischen Kultur sich geltend gemacht haben, und zwingt uns zu einer Prüfung und Modifizierung der einseitigen Beurteilung der einschlägigen Funde, wie sie in der Literatur vielfach zu finden ist.

Aus der Fülle der so sich aufdrängenden Probleme greift der Vortragende zwei interessante Streitfragen heraus, um die Selbständigkeit der mitteleuropäischen Entwicklung gegenüber dem altägäischen Kreise zu beweisen.

I. Die Herkunft der Fibel.

Von den fünf, im altägäischen Kreise auftauchenden Fibelformen ist die „Fibula ad arco di violino“ die älteste. Über ihren Ursprung sind die Meinungen geteilt. Die einen führen ihn auf den ägäisch-mykeniscehn Kreis zurück und sehen überhaupt in den ältesten Fibeln Siziliens, Italiens, der Schweiz, Ungarns und der nördlichen Balkanländer nur Nachbildungen mykenischer Vorbilder (Orsi u. a.). Die anderen schwanken zwischen der Pfahlbau- und Terramarekultur Oberitaliens und den nördlich des Balkans gelegenen Gebieten als Heimat der Fibel (Montelius u. a.). Da typologische Untersuchungen zu keinem Resultat führen, müssen Erwägungen allgemeiner Art die Frage entscheiden: a) Das verschiedene Verhalten Siziliens und Italiens gegenüber den Einflüssen der mykenischen Kultur. In Sizilien rufen sie während der zweiten sikulischen Periode eine völlige Veränderung des äußeren Lebens hervor, in Italien finden sie während der Dauer der Terramarekultur keinen Eingang. Wenn also trotzdem beiden Kulturgruppen die ältesten Fibelformen gemeinsam sind, können diese nicht in der mykenischen Kultur ihren Ursprung haben. Bestätigt wird das durch die Schichtenfolge am Scoglio del Tonno in Tarent: hier ist die Pfahlbauschicht, in der auch die F. ad arco di violino und a foglio vertreten sind, durchaus frei von eigentlich mykenischen Einschlüssen. Erst in der über den Pfahlbauablagerungen befindlichen Schicht kamen mykenische Vasenscherben und ein mykenisches Tonidol zum Vorscheine. — b) Gegen den ägäisch-mykenischen Ursprung der Fibel spricht vor

allem die nationalmykenische Tracht. Sie schließt mit ihren genähten Ärmelgewändern ebenso, wie die spätere ionische Tracht, den Gebrauch von Fibeln und Nadeln aus. Im ägäischen Kreise war die Fibel an die dorische Tracht gebunden und hat daher niemals dort für ihre Existenz und weitere Entwicklung einen fruchtbaren Boden gefunden. Deswegen ist auch die Annahme hinfällig, daß die griechischen Stämme im ägäischen Kreise sie erfunden hätten, da ebenda im zweiten Jahrtausend v. Chr. der Einfluß der mykenischen Kultur vorherrschte. Sie sind nur die Veranlassung gewesen, daß die Fibel auch hier trotzdem Eingang gefunden hat. Für ihre Entstehung sind aber günstigere Bedingungen vorauszusetzen; diese sind eher im Bereiche der oberitalischen Pfahlbaukultur, als in den nördlichen Balkan- oder unteren Donauländern zu suchen.

II. Die Ornamentik.

Weder die geradlinig-geometrischen Ornamente auf nordischen Tongefäßen der Steinzeit (O. Montelius), noch die Spiralsysteme in Mittel- und Nordeuropa sind auf Einflüsse des ägäischen Kreises bzw. des Orients (O. Montelius, S. Müller) zurückzuführen.

Die ersteren gehören zu den einfachsten Zierformen der alteuropäischen Horizontal- und Vertikalornamentik. Spiralsysteme erscheinen in zwei verschiedenen Epochen:

A. Die steinzeitliche Spirale ist in Mitteleuropa älter als alle Fundgruppen des ägäischen Kreises, in denen sie bisher aufgetaucht ist. In den unteren Donau- und Balkanländern, ihrer mutmaßlichen Heimat, wird sie — eingetieft, plastisch und aufgemalt — als selbständig entwickeltes Dekorationselement in bestimmt umgrenzten, lokalen, jungneolithischen Kulturgruppen verwendet. Sie bildet also die Voraussetzung für gleichartige Entwicklungserscheinungen späterer Zeit auch im ägäischen Kreise und reiht sich hier an andere, alteuropäische Kulturelemente an, wie die figürliche Plastik, die weiße Inkrustation in der Keramik und vielleicht auch die Weißmalerei.

B. Die bronzezeitliche Spirale gilt ebenso mit Unrecht als Entlehnung aus der Mykene-Gruppe (S. Müller, Montelius u. a.) oder aus der Inselkultur (P. Reinecke).

Das Stilmerkmal dieser Spiralornamentik — die Verbindung von Spiralreihen mit Zickzackstreifen, die in der Kerbschnittmanier und Stempeltechnik ihren Ursprung haben — finden wir in sehr verschiedenen Epochen und Gegenden.

a) Auf Steinbüchsen und Tongefäßen der ägäischen Inselkultur im Anfange des zweiten Jahrtausends v. Chr.

b) Auf Bronzen der zweiten Periode der nordischen Bronzezeit (Montelius).

Zwischen diesen Kulturgruppen eine direkte Verbindung anzunehmen ist unmöglich. Vielmehr weisen andere Funde auf ein mitteleuropäisches Kulturzentrum.

c) Im altillyrischen Gebiete auf Kalksteinplatten von Nesazio bei Pola (Istrien), allerfrühestens dem Ende des 8. Jahrhunderts v. Chr. angehörig.

Nachwirkungen mykenischer Technik und Dekoration sind wegen des Zusammenhanges mit älteren Traditionen hier auszuschließen. Auf diese weist im besonderen die Ω-förmige Doppelspirale, die ihre Analogie in der vormykenischen Keramik und in der Golddrahttechnik der Schatzfunde von Troja hat.

Aber es geht noch weniger an, diese späten Skulpturen mit dem alttrojanischen Kreise in direkte Verbindung zu bringen.

Für alle drei genannten Fundgruppen haben wir eine gemeinsame Quelle zu suchen. Ihren Ursprung deutet die mäanderartige Umbildung der Spiralmuster an, die gleichfalls auf den Steinplatten von Nesazio zu finden ist. In Mitteleuropa hat nämlich die Spiralmäander-Ornamentik schon in der jüngeren Steinzeit ihre Ausbildung erfahren. Deutliche Spuren eines so vorauszusetzenden binnenländischen Quellgebietes für unseren Formenkreis zeigen:

d) die Funde von der wahrscheinlich in der Hauptsache bronzezeitlichen Wohnstätte bei Wietenberg in der Nähe von Schäßburg (Siebenbürgen): eine Herdplatte mit konzentrischen Ringen von Spiralreihen und Zickzacklinien, ganz analog dem Bronzedekorationsstil der nordischen Bronzezeit, aber im engen Zusammenhange mit der einheimischen Keramik, die Spiralmotive und Kerbschnittmuster reichlich und vielseitig verwendet.

Die Urkeime dieser Kunststufe sind aber schon in der mitteleuropäischen Steinzeit ausgebildet worden einerseits durch die reich entwickelte Spiraldekoration der Balkan- und unteren Donauländer (Butmir, Jablanica, Cucuteni, Lengyel, Tordos, Bukowina, Ostgalizien, Bessarabien, Gouv. Kiew), in der auch der Mäander schon als Variation erscheint, andererseits in der Kerbschnittverzierung der jungneolithischen Keramik Slawoniens.

Der innere, ideelle Zusammenhang zeitlich und räumlich weit auseinanderliegender Kulturgruppen äußert sich auch im Festhalten einzelner Ziermotive, die ursprünglich die Bedeutung von Symbolen, also religiöse Kraft gehabt haben müssen. Ein treffendes Beispiel ist die hängende Doppelspirale (Keramik und Goldzierkunst von Troja II, spätmykenische Nekropole von Enkomi auf Zypern,

Grabstele von Mykene, Altarbau von Hadschar-Kim auf Malta, Grabstele und Bronzesitula von Bologna, Steinbasis von Nesazio, Bronzedrahtschmuck in bronzezeitlichen Gräbern Mitteleuropas). Ihr Urbild ist schon in der Steinzeit Mitteleuropas auf Schalen der sogen. Bandkeramik vorgebildet, wo es als Hängeschmuck zu deuten, also wohl auf ein Amulett zurückzuführen ist.

Analogen Sinn scheint auch die S-Spirale auf thrakischen Tonfiguren zu beanspruchen. Und der Herdplatte von Wietenberg (Siebenbürgen) steht die Opfertischplatte im Palaste von Phaistos (Kreta) mit plastischen S-Spiralen zwischen sechs aufrechtstehenden Opfergefäßen durchaus parallel.

In diesen Einzelspiralen ist also nicht der Einfluß des Orients, sondern der Ausdruck des ureignen, religiösen Bewußtseins der Alteuropäer zu erkennen.

Ebenso erklärt sich in tieferem Sinne, aber am einfachsten die großartige durchaus selbständige Entfaltung der Spiralornamentik in der Stein- und Bronzezeit von Mittel- und Nordeuropa.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Geschäftliche Mitteilungen:

Dr. Gropengiesser (Heidelberg) empfiehlt die neue „Zeitschrift für Geschichte der Architektur" (erscheint im Verlag von Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg).

Zur Verteilung gelangt als Probenummer Heft 1 des ersten Jahrganges (Oktober 1907). Die Zeitschrift erscheint monatlich.

Schluß der Sitzung: 6 Uhr 20 Min.

Ausflug der archäologischen und der historisch-epigraphischen Sektion nach Windisch (Vindonissa).

Donnerstag, den 26. September 1907.

141 Teilnehmer.

Abfahrt von Basel 7 Uhr 55 Min. früh. Ankunft in Brugg 9 Uhr 3 Min.

Zuerst hielt Rektor S. Heuberger (Brugg) angesichts der freigelegten Ruinen des Amphitheaters einen kurzen orientierenden Vortrag über die Geschichte von Vindonissa und über den Gang der bisherigen Grabungen, welche von der Gesellschaft „Pro Vindonissa" betrieben werden, und erklärte das Amphitheater. Dann besichtigten die Teilnehmer gruppenweise unter Führung von Rektor S. Heuberger, Direktor Dr. L. Frölich, Pfarrer E. Fröhlich, Dr. Th. Eckinger, sämtlich in Brugg, und Professor Dr. H. Dragendorff (Frankfurt a. M.)

die Ausgrabungen auf dem Plateau „Breite“ in der Nähe von Windisch, wo im ersten nachchristlichen Jahrhundert das Standlager der 21. Legion war, das Lagertor am Nordrand der Terrasse und die Schutthalde am Hang des sog. „Kalberhügels“, ferner die reichhaltige und interessante Sammlung von Fundgegenständen in der Kirche des Klosters Königsfelden. Das gemeinsame Mittagsessen im „Roten Haus“ war durch verschiedene Reden belebt.

Abfahrt von Brugg: 3 Uhr 5 Min. nachmittags. Ankunft in Basel: 4 Uhr 12 Min.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907,
vormittags 10 Uhr 15 Min.

Vorsitzender: Prof. Dr. H. Dragendorff.

Der erste Vortragende, Prof. Dr. H. Thiersch (Freiburg i. Br.), sprach **Zur Tholos von Epidauros.**[1])

Der Aufbau des polykletischen Rundbaues stellt sich nach genauer Beobachtung der Baureste in einem wesentlichen Punkte anders dar als bei den bisherigen Rekonstruktionen. Der Mittelraum hatte Fenster, deren senkrechte Pfosten mit antenartigen Kapitellen nach einer brieflichen Mitteilung Dörpfelds sogar zum Teil noch existieren. Die feinen Marmorsimsstücke, die man bisher unrichtigerweise viel zu hoch oben unter dem Wandkopf ansetzte, sind die etwas vortretenden Fensterbänke und die *καταλοβεῖς* der Bauinschrift. (Der Versuch Haussoulliers (Revue de Philologie 1899, S. 28 ff.), diesen Ausdruck den *παρωτίδες* der Didymaioninschrift gleichzusetzen und als Konsolen am oberen Türrahmen zu deuten, ist aufzugeben. H., dem die Existenz der Fenster an der Tholos noch unbekannt war, ging dabei von der falschen Voraussetzung aus, daß jene Partie der epidaurischen Inschrift sich nur auf die Türe der Cella beziehen könne.)[2]) Die Tholos hatte kein Oberlicht, der Mittelraum war in Holz eingedeckt; nur ob innen in Form einer Kuppel, ist fraglich. Die offene Mitte des Bodens war vermutlich mit einem Holzpodium überdeckt, für das der künstlich hohl gelegte Unterbau einen erweiterten Resonanzboden abgab. Auf dem Holzpodium, der eigentlichen „Thymele“, die dem ganzen Bau den Namen gab, spielte die Instrumentalmusik; die *ἀοιδοί* des Hierons standen ringsum. Die Tholos war tatsächlich

1) Erscheint in „Zeitschrift für Geschichte der Architektur“, herausgegeben von Dr. Hirsch.

2) Zusatz. Vgl. die Diskussion.

der Musikpavillon des Kurortes. Hier wahrscheinlich wurden dem Gott die Päane angestimmt, die Morgenchoräle, deren sehr häufiges, vielleicht tägliches Spielen Kabbadias, *Τὸ Ἱερὸν* S. 215 ff. wahrscheinlich gemacht hat. Vermutlich diente der Rundbau auf der Marmaraterrasse in Delphi — sein archaischer Vorläufer lag unter dem Schatzhaus der Sikyonier — ebenfalls musikalischen Aufführungen; desgleichen der wiederum eng mit dem Apollotempel verbundene Rundbau der Vollgraffschen Ausgrabungen in Argos. Der Rundbau als das typische Lokal für musikalische Darbietungen ist für die archaische und klassische Zeit außerdem festgelegt durch die Skias in Sparta und das Odeion des Perikles in Athen. Ein dekorativer Auszug aus dem letztgenannten Bau scheint erhalten im Denkmal des Lysikrates, der seinen choragischen Sieg eben in jenem Odeion des Perikles erfochten haben wird. Dieses hatte also hochgeschlossen aufgehende Wände, an deren Innenseite sich die überlieferten Sitzreihen anlehnten. Erst höher oben, wie bei unseren heutigen Zirkusbauten, saßen die Lichtquellen. Verwandt damit ist das Arsinoeion in Samothrake. Unregelmäßigkeiten im unteren Teil der Wandinnenseite dieses Baues lassen vermuten, daß auch hier Sitzreihen von Holz oder eine Art Balkon ringsum liefen. Sicher sind nicht wie in Niemanns Rekonstruktion alle Felder zwischen den Pilastern im Oberteil der Wand geschlossen gewesen, dagegen besaß das Dach kein Oberlicht. Es hatte augenscheinlich die elegant geschweifte Form der spitzen Frauenhüte hellenistischer Zeit (*θολία*). — Das „hadrianische" Pantheon reicht in Entwurf und Baubeginn vielleicht noch in trajanische Zeit hinauf (endgültige Zerstörung des älteren Baues unter Trajan; trajanische Ziegelstempel außer den hadrianischen). Damit steigert sich die Wahrscheinlichkeit von Michaelis' Vermutung, daß Apollodor von Damaskus der Architekt war. Das „Odeion" des Apollodor bei Dio Cassius LXIX, 4 ist vielleicht eben das Pantheon; seiner äußeren Ähnlichkeit wegen mit jenen griechischen, der Musik geweihten Rundbauten sowie der in seinem Innern nachweislich nicht ohne musikalische Begleitung erfolgten kultlichen Dienste wegen von dem griechischen Autor so bezeichnet (vgl. sein „Gymnasion" = Trajansthermen). Die Statuen der julischen Stammgötter im älteren Pantheon, die bekannte Absicht des Agrippa, den Kult des Augustus (*Πάνθειος*?) zum Mittelpunkt darin zu machen, sind die römische Fortsetzung hellenistischer, zuerst im Philippeion von Olympia, zuletzt im „Hymnodeion" des Kaiserkultes in Pergamon ausgesprochener Tendenzen.

In der dem Vortrage folgenden Diskussion bezweifelt Herr Robert (Halle a. S.) die Deutung der *θυμέλη* als hölzerner Tisch,

die ganze Literatur des 5. Jahrhunderts kennt sie nicht. In der attischen Tragödie vor allem müßte sie nachgewiesen werden.

Herr Loeschcke (Bonn) stellt fest, daß der dreifüßige Tisch nach Blümners Darlegung der Speisetisch ist; die (hölzerne) Stufe neben dem Altar ist die *θυμέλη*. Die Rekonstruktion der Tholos billigt L.

Herr Wolters (Würzburg) bemerkt: warum die für die Akustik notwendige konzentrische Fundamentmauer des Gebäudes einen Irrgang darstellt, bleibt bei der Annahme von rein konstruktiven Gründen unerklärt.

Herr Bethe (Leipzig) fragt nach den Dimensionen des Ganzen, da der Bau doch eine Anzahl von Zuhörern aufzunehmen hatte.

Herr von Duhn (Heidelberg) äußert ebenfalls Bedenken gegen die vorgeschlagene Bedeutung der Tholos.

Herr Keil (Straßburg) erklärt: Haussoullier habe die Bauinschrift kürzlich für eine ganz andere Rekonstruktion verwertet.

Herr Engelhardt (Saalfeld) sieht in den Irrgängen eine Anlage für die Lüftung des Raumes.

Hierauf referierte Priv.-Doz. Dr. W. Vollgraff (Utrecht) über:

Die Ausgrabungen in Argos (mit Lichtbildern).

Es erschien richtig, zuerst die prähistorischen Altertümer der Stadt zu untersuchen. Die Reste der ältesten vormykenischen Burg auf der Aspis können mit ziemlich leichter Mühe aufgedeckt werden. Eine Reihe mykenischer Felsgräber am Fuß desselben Hügels beweist, daß Argos auch im mykenischen Zeitalter besiedelt gewesen ist. Sodann wurde danach gestrebt, ein allgemeines Bild der Topographie der Stadt im klassischen Zeitalter zu gewinnen. Ihre Lage stimmt ungefähr mit derjenigen der modernen Stadt überein. Ihre beiden Burgen, die hohe Larissa und die niedrigere Aspis, sind immer nur Festungen gewesen. Im Innern der Burgmauer des klassischen Zeitalters der Aspis liegen Fundamente eines kleineren, archaischen Tempels. Auf der Larissa erkennt man die Fundamente zweier Gebäude, die wahrscheinlich mit den von Pausanias erwähnten Tempeln des Zeus Larissaios und der Athena identisch sind. Die Funde auf der Larissa reichen vom geometrischen Zeitalter bis in das Mittelalter hinein. Die venezianische Zitadelle, deren Ruine sie jetzt trägt, würde schon an sich eine genaue Untersuchung und Beschreibung verdienen. Den Lauf der Mauern, welche die Stadt mit ihren beiden Burgen verbanden, kann man größtenteils noch deutlich erkennen; in der Ebene ist die Stadtmauer aber noch nicht aufgefunden worden. Aus Pausanias' Beschreibung der Stadt geht hervor, daß der große Marktplatz, an den die meisten wichtigen Heiligtümer der Stadt grenzten,

in der unmittelbaren Nähe des antiken Theaters lag. Die Wiedergewinnung der Agora wäre in Argos die wichtigste Aufgabe. Vollständig aufgedeckt und aufgenommen sind bis jetzt:

1. der Bezirk des pythischen Apollon mit dem angrenzenden Bezirk der Athena. Die Stätte liegt am SW.-Abhang der Aspis. Die Fundamente der Hauptgebäude sind zerstört, doch lassen die Stützmauern der Tempelterrassen und die Ausarbeitungen im Felsen ihre Lage noch erkennen. Von zwei Nebengebäuden, einem kleinen Rundbau und einem rechteckigen Gebäude, welches wahrscheinlich das *μαντῆον* war, sind die Fundamente teilweise erhalten. In byzantinischer Zeit sind an die Stelle des Apollontempels nacheinander zwei christliche Kirchen getreten. Der Grundriß der jüngeren von beiden ist noch bis in Einzelheiten erkennbar. Sie war 46 Meter lang und 23 Meter breit. Die Münzfunde reichen von der Regierung Justinians bis in das zehnte Jahrhundert.

2. das monumentale Brunnenhaus der argivischen Wasserleitung. Nördlich vom Theater liegt ein recht gut erhaltenes Gebäude aus Ziegelstein, welches den Endpunkt des am Abhang der Larissa entlang laufenden römischen Aquäduktes bildet. Es war überwölbt und an der Fassade mit ionischen Marmorsäulen geschmückt. In der hinteren Felswand befindet sich eine Nische, in der eine überlebensgroße Marmorstatue gestanden hatte, welche der auf Delos gefundenen Statue des C. Ofellius durchaus ähnlich ist. Auch die östlich an diese römische Anlage grenzende Terrasse, welche von der zu den Sehenswürdigkeiten von Argos gehörenden schweren Polygonalmauer gestützt wird, ist vollständig aufgedeckt worden. Es hat sich dabei gezeigt, daß hier nur ein kleineres, archaisches Gebäude gestanden hat, welches genau die Mitte der Terrasse einnahm. Es wird hier also im Altertum irgendein Vorgang in freier Luft stattgefunden haben. Dieser Tatbestand bestätigt die von Eduard Meyer begründete Ansicht, nach der an dieser Stelle der uralte Gerichtshof der Stadt gelegen haben soll, der den Namen *κριτήριον* oder *πρών* führte.

Mit der Aufdeckung der Gebäude der Agora, deren Lage bereits im Jahre 1903 durch eine kleinere Versuchsgrabung festgestellt worden war, konnte erst kurz vor dem Abschluß der vorjährigen Arbeiten angefangen werden. Östlich von einem großen Kaufmarkte (ungefähr 100 × 24 Meter) lag ein prostyler Tempel aus Kalkstein (33 × 15,2 Meter). Erhalten ist etwa die südliche Hälfte des Unterbaues des Tempels; die nördliche Hälfte ist bei der Errichtung eines byzantinischen Gebäudes abgetragen worden. Die Orthostaten der Südwand stehen teilweise noch *in situ*. In der Mitte der Südwand war eine Tür. Die jetzt innerhalb des antiken Tempels liegenden

byzantinischen Grundmauern sind aus den Trümmern der Gebäude der Agora aufgebaut. Sie enthalten auch nicht wenige Inschriftenstelen, die zum größten Teil aus dem Temenos des Apollon Lykeios stammen.

Eine wichtige im Tempel gefundene Inschrift des 5. Jahrhunderts enthält einen Teil eines zwischen Knossos und Tylissos geschlossenen Vertrages.

Von zwei im Temenos des pythischen Apollon gefundenen Inschriften bezieht sich die eine auf die Feier der Mysterien von Andania im 1. Jahrhundert v. Chr., und die andere auf die Einführung des Kultes der Leto in Argos, welche erheblich viel später fällt, als man bis jetzt allgemein annimmt.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Dr. A. von Salis (Basel) teilte schließlich über **Die Ausgrabungen in Milet** folgendes mit (mit Lichtbildern).

Die Ausgrabungen, welche von der Generalverwaltung der Königlichen Museen in Berlin unter der Leitung von Theodor Wiegand seit 1899 in Milet und seit 1906 auch in dem drei Stunden weiter südlich gelegenen Didyma betrieben werden, haben mit großen technischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Überschwemmungen des Mäander, welcher im Laufe der Jahrhunderte den ganzen 15 Kilometer breiten Golf mit seinen Ablagerungen in festes Land umgewandelt hat, setzen einen großen Teil des alten Stadtgebietes monatelang unter Wasser; an vielen Stellen erschwert das beständig sickernde Grundwasser die Untersuchung oder macht sie gänzlich unmöglich. Die hochragenden Ruinen der Monumentalbauten aber sind durch die Wirkung gewaltiger Erdbeben in Trümmerberge verwandelt, deren Abtragung große Anstrengungen und beträchtliche Mittel erfordert, besonders wenn die Reste, wie beim Theater, dem größten in Kleinasien, oder beim Orakeltempel zu Didyma, von mittelalterlichen Bauten oder modernen Ansiedlungen überdeckt sind; in Didyma mußten erst sechzig Häuser des Griechendorfes Jeronda enteignet und abgerissen werden. Die wissenschaftliche Arbeit aber wird bedeutend beeinträchtigt durch einen überaus komplizierten Befund. Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung hatte sich das alternde Milet gegen zwei übermächtige Gegner zur Wehr gesetzt: gegen die Barbaren des Orients und gegen den immer näher schleichenden Mäander mit seiner Hochflut. Die letzte, unter der Regierung Justinians errichtete Stadtmauer hat die Werkstücke älterer Bauten und die Denkmäler des Friedhofs in tollstem Durcheinander in ihren Verband gefügt, und die ebenfalls in spätantiker Zeit versuchte Erhöhung des Niveaus, zum Schutze gegen die Überschwemmungen, durch ein primitives Pflaster aus vorhandenem Material,

darunter zahlreichen Inschriftstelen, hatte eine vollständige Verschleppung und Verwirrung der Überreste aus der Glanzzeit von Milet zur Folge. Das mühsame Zusammensuchen und Sondieren der versprengten Reste läßt die Arbeit, welche sich eine gründliche Aufklärung der Stadtgeschichte zum Ziele setzt, nur langsam fortschreiten.

Die Ausgrabung der altionischen, von den Persern eroberten Stadt, die sich nach den neuesten Entdeckungen teilweise über die Grenzen der späteren Anlage hinaus erstreckt, ist eben erst begonnen worden. Freigelegt sind in größerem Umfange erst die Reste des hellenistisch-römischen Milet. Die ganze Periode der Stadtentwicklung von Alexander d. Gr. bis zum Ausgang der Kaiserzeit läßt sich im höheren Sinn als eine Einheit fassen; denn alle späteren Zutaten, wie die großartigen Brunnen- und Thermenanlagen aus den beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderten, fügen sich leicht und anspruchslos in den sehr regelmäßigen und übersichtlichen Grundplan, der sich als ein Werk des früheren Hellenismus herausstellt und den lokalen Bedingungen in verständnisvoller Weise Rechnung trägt. Bestimmend für die ganze Anlage der Stadt und ihrer Kommunikationsmittel war ihr Charakter als See- und Hafenstadt, die recht eigentlich in das Meer hinausgebaut war und mit dem Hügelmassiv der Küste nur durch eine schmale Landenge zusammenhing. Die Häusermassen reichen bis dicht ans Meer, und vier große Häfen schneiden tief hinein in das Weichbild der Stadt. Unmittelbar um die Anlegeplätze gruppieren sich die ansehnlichsten und wichtigsten Bauten, und die Märkte haben direkte Verbindung mit dem Quai. Die späteren Um- und Neubauten nehmen Rücksicht auf die Intentionen der Gründer, und im allgemeinen stellt sich uns die Stadtgeschichte von Milet dar als eine beständige Steigerung ins Kolossale. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. erwacht die Freude am starkbunten Außenschmuck der Gebäude: die Fassaden des Nymphäums und des Bühnenhauses sind aus verschiedenfarbigem Material erbaut.

Charakteristisch für diese Stadt ist die ausgesprochene Vorliebe für eine monumental ausgestattete Öffentlichkeit — das Theater, der große Stadtbrunnen, das Rathaus sind von gewaltiger dekorativer Wirkung — und für eine unbeengte Weiträumigkeit im Plan, breite gerade Straßen und große, stets viereckige Platzanlagen. Das alles findet seine Erklärung in der großzügigen Gestalt der Umgebung, wo das Auge darauf eingestellt wird, die Dinge in Distanz zu sehen. Das Verständnis der ionischen Kultur und ihres eigenartigen Kunststils wird wesentlich erleichtert und vertieft durch das Studium der lokalen Verhältnisse.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Geschäftliche Mitteilungen:

Der Vorsitzende, Prof. Dragendorff, fordert auf zur Teilnahme an einer Exkursion nach Augst (Augusta Raurica), Samstag, den 28. September vormittags.

Professor von Bissing (München) verliest die folgende Resolution, betreffend den internationalen Archäologenkongreß, der im Jahre 1909 in Kairo stattfinden soll:

Die archäologische Sektion der Basler Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner spricht den Wunsch aus, es möchten auf dem Archäologenkongreß zu Kairo die Sektionen I und II (Archéologie préhistorique et classique), IV und V (Archéologie religieuse et byzantine) regelmäßig in gemeinsamen Sitzungen tagen, so daß statt vier Sektionen nur zwei entstehen. Auch sollte soweit möglich vermieden werden, daß diese zwei Gruppen gleichzeitig Sitzungen abhalten.

Der dritten Sektion 'Papyrologie' möchte die Epigraphik zugeteilt werden.

Dann bedauert die archäologische Sektion der Basler Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, daß man für den Kongreß in Kairo die Sektion 'fouilles et monuments, conservation des monuments' gestrichen hat. Sie wünschte diese Sektion wiederhergestellt zu sehen oder vielmehr diese Dinge ausdrücklich als Verhandlungsgegenstände der Sektion I und II zuzuweisen.

Endlich gestattet sich die archäologische Sektion der Basler Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner das vorbereitende Komitee des Kongresses von Kairo darauf aufmerksam zu machen, daß sehr vielen Teilnehmern des Kongresses vor allem daran gelegen sein dürfte, die ägyptischen, hellenistischen, römischen, koptischen und arabischen Denkmäler in den Sammlungen und im Lande unter sachkundiger Führung kennen zu lernen. Sie hielte es also für gut, solche Führungen, womöglich in verschiedenen Sprachen, vorzubereiten und eigentliche Sitzungen nur in Kairo und am Vormittag abzuhalten.

Die Resolution wird angenommen.

Schluß der Sitzung: 12 Uhr 45 Min.

Zu der Exkursion nach Augst stellten sich wegen der am selben Tage stattfindenden Fahrt nach dem Vierwaldstätter See leider nur etwa 10 Altertumsfreunde ein, welche unter Führung und Erklärung von Herrn Dr. Th. Burckhardt-Biedermann die alte Römerstadt und vor allem das Theater einer genauen Besichtigung unterzogen. In derselben Weise war schon Montag, den 23., nachmittags von einer ungefähr gleichen Zahl die Stätte besucht worden.

Germanistische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907, 2 Uhr 45 Minuten.

Herr Prof. Dr. John Meier eröffnete die Sitzung. Er gedachte der Männer, die der deutschen Sprachwissenschaft seit der letzten Tagung in Hamburg entrissen wurden, vorab Moritz Heynes, der in Basel erfolgreich auf dem durch Wilhelm Wackernagels Tod verwaisten Lehrstuhl für germanische Philologie amtete. Der Vorsitzende erwähnte die weiteren Verdienste des Verstorbenen: die Gründung des historischen Museums zu Basel, die Arbeit am Grimmschen Wörterbuch, die Forschungen über die Realien des deutschen Altertums. Von anderen verstorbenen Gelehrten nannte er: Adolf Strack, einen Förderer der Volkskunde, Robert Pilger, Hermann Althoff, Ernst Förstemann, Oskar Schade — die beiden letztern Veteranen der germanischen Philologie —, Ferdinand Justi, den Orientalisten und Sprachforscher, der wie Kuno Fischer auch der germanistischen Wissenschaft wertvolle Anregungen gab, Sophus Bugge, Felix Bobertag, Adolf Stern, Karl Kehrbach, den Herausgeber der *Monumenta paedagogica*. Mit der klassischen Philologie betrauert die germanische Sprachforschung den Tod Hermann Useners und Ludwig Traubes. Die Versammlung ehrte das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Hierauf wurde zur definitiven Konstituierung der Sektion geschritten und auf Vorschlag von Prof. Dr. Martin (Straßburg) der provisorische Vorstand bestätigt. Herr Prof. Meier und Prof. Geßler dankten für die Wahl. Als Schriftführer wurden ernannt Dr. E. Jenny und Dr. E. Geiger (beide von Basel).

Der Vorsitzende teilte alsdann mit, daß die Herren Proff. E. Schröder (Göttingen) und R. Wörner (Freiburg i. Br.), die Vorträge zugesagt hatten, leider am Erscheinen verhindert seien. Nach einigen privaten Mitteilungen eröffnete er 3 Uhr 15 Minuten die

Kombinierte Sitzung der germanistischen und englischen Sektion.

Prof. Dr. A. Heusler (Berlin) sprach über **Metrischen Stil in stabreimender und endreimender Zeit.**

Die eigentliche Mittelpunktsfrage der Versforschung: Wie sprechen wir die Verse? kommt in den schriftlichen Abhandlungen nicht immer zu ihrem Rechte, so daß man wünschen möchte, die verschiedenen metrischen Standpunkte einmal in mündlichen Vorträgen hören und beurteilen zu können. Ein dahingehender Plan ließ sich an diesem Philologentage nicht verwirklichen.

Der Vortragende zieht aus der deutschen Versgeschichte drei kenntlich verschiedene Familien heran, drei metrische Stile, die in der Formung und Auswahl des Sprachstoffes getrennte Wege gehen und ein ungleiches Formgefühl bekunden. Der „jambisch-trochäische“ Stil bedeutet dem Rhythmus der Prosa gegenüber Ausgleichung, Schmeidigung, Herabsetzung der natürlichen Kontraste; die Empfindung des Gleichbleibenden von Vers zu Vers ist hier besonders stark. Der lateinisch-romanische Versbau, der diesem Prinzip seit alters folgte, hat schon im neunten Jahrhundert auf den deutschen Reimvers eingewirkt. Aber es entstand zunächst keine Kopie, sondern eine charakteristische metrische Familie, die in der Mitte stehen blieb zwischen dem *Exúltet cáelum láudibús* und den älteren germanischen Formen: der „altdeutsche Vers“, der füllungsfreie Viertakter. An Knüttelversen aus Goethe und Hartmann von Aue wird seine Sprachstilisierung mit der der jambisch-trochäischen Verse verglichen: man nehme die Zeilen: *Und dieses Herz fühlt wieder jugendlich; Wâren gran und(e) brâ* ‖ *lanc, rûch unde grâ* einmal als Prosa, dann als alternierende Rhythmen, dann als füllungsfreie Viertakter: diese letzten stilisieren den Prosarhythmus nach seiten der Steigerung, sie verstärken die zeitlichen Gegensätze.

Was diesen zweiten Stil von dem ersten abhebt, ebendiese Eigenschaften, in erhöhtem Grade genommen, zeichnen den dritten Stil, den altgermanischen aus. Wie in diesem ein eigenes Formgefühl waltet, ist gut zu verdeutlichen an Sprichwörtern wie: *Wenn der Wéìn níedersìtzt, so schwimmen die Wórtè empór; Wenn der Húǹd wácht̀, mag der Hírtè schláfèn* (vgl. altn. *þars mér úlfs ván, er ek eyru sék); der Méǹsch déǹkt, Gót̀t léǹkt* (vgl. altn. *deyr fé, deyia frǽndr).* Der viergliedrige „altdeutsche Vers“ ist schmiegsamer als der zweigliedrige altgermanische, an vier Stellen kann er einen vollen Nachdrucksgipfel aufnehmen. Die eigentliche Marke des altgermanischen

Versstiles ist die schroffe Rangabstufung, die höchst ungleiche Aufteilung der Versdauer an die einzelnen Silben; sie kommt namentlich in den Überlängen des ersten Verstaktes zur Geltung: *Statt und Stunde heißen den Dieb stehlen* (vgl. ahd. *hina miti Deotrîhhe*). Der Stabreim selbst, der nicht ein aufgeklebter Zierat ist, sondern ein Gipfelbildner, stärkt diese herrische zeitliche Kontrastierung. Die gesteigerte, erregte Sprache der episch-hymnischen Dichtung, aber auch der scharfe Nachdruck der Spruchpoesie kommen erst bei dieser Rhythmisierung wahrhaft zum Ausdruck. Der häufige logisch-syntaktische Gleichlauf heischt diese Gliederung; man nehme: *at* | *skips* | *borði* ⁞ *ok at* | *skialdar* | *rǫnd,* ⁞ *at* | *mars* | *bœgi* ⁞ *ok at* | *mækis egg* (Vkv. 33) mit notwendig gleichem Zeitwert für die einsilbigen *skips, mars* wie für die zweisilbigen *skialdar, mækis*; oder die Priamelstrophe Háv. 81: *At* | *kveldi skal* | *dag leyfa,* | *konu, er* | *brend er,* | *mæki, er* | *reyndr er,* | *mey, er* | *gefin er,* | *ís, er* | *yfir komr,* | *ǫl, er drukkit er*: Verse, die diesen altgermanischen Rhythmenstil unserm Gefühle mit einer unmittelbaren Selbstverständlichkeit nahe bringen; auch eine Übersetzung würde ganz von selbst in ebendiesen Rhythmus fallen.

Der Vortragende bringt mit Völuspastrophen die getragen-sangbare Art, mit Heliandzeilen die rhetorisch bewegte Art des epischen Maßes zu Gehör. Das Hildebrandslied steht in der Mitte. Trotz seinen Formfreiheiten ist dieser deutsche Dichter ein besonders ausdrucksvoller Rhythmiker: mehrere Verse (z. B. *hwer sîn fater wâri*) bringen den besonderen Sinn ihrer Stelle zu schlagender Wirkung, sind zugleich typisch für den Gegensatz zwischen altgermanischem und altdeutschem Versstile. Durch ausgewählte Teile des Gedichtes wird die stimmungsvolle Abwechslung und der Wohlklang dieser mächtigen Rhythmen dem Hörer vermittelt.

Die Diskussion wurde nicht benutzt. Der Vorsitzende dankte für den Vortrag und gab der Hoffnung auf eine Besprechung der neuen Gesichtspunkte in der Fachliteratur Ausdruck.

Prof. Dr. Al. Brandl (Berlin) hielt darauf seinen Vortrag über

Die Gotensage bei den Angelsachsen.

Bisher herrschte die Ansicht, die Engländer hätten nur geringe Kenntnis der Gotensage nach Britannien mitgebracht und diese noch bald vergessen. Brandl sucht durch Kritik der altenglischen Eigennamen, durch genaues Studium der einschlägigen Denkmäler und durch einige bisher unausgebeutete Fragmente darzutun, daß die Gotensage bei den Angelsachsen wie bei allen Germanen im Mittelpunkt der Heldenüberlieferung stand und in der Hauptsache bereits

mit den heidnischen Eroberern im 6. Jahrhundert über den Kanal gelangte. Daraus ergibt sich auch einiges Licht für den Zustand der Gotensage auf dem Festland in jener Zeit: die Gestalt Dietrichs von Bern, der 526 starb, muß bereits wenige Jahrzehnte nach seinem Tode ins Übermenschliche gesteigert und mit dem Keim zu jenen Drachen- und Elfengeschichten ausgestattet worden sein, mit denen sie im 15. Jahrhundert im „Heldenbuch" bekanntlich erscheint. Jeder Einblick in die Phantasie des gewaltigen Gotenvolkes — so schließt der Vortragende — ist geeignet, dem deutschen Volk den Mut zu heben und zu wecken.

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren F. Kluge (Freiburg i. B.), Al. Brandl (Erwiderung), G. Binz (Basel), K. Meyer (Liverpool), H. von Fischer (Tübingen), A. Heusler (Berlin). Nach einer kurzen Entgegnung von Herrn Brandl und dem Schlußworte des Vorsitzenden wird die Sitzung um 5 Uhr geschlossen.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907, 9 Uhr 30 Minuten.

War kombiniert mit der romanistischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. A. Geßler.

Auf die Begrüßung der romanistischen Sektion und geschäftliche Mitteilungen folgte der Vortrag von Prof. Dr. K. Voretzsch (Tübingen) über **Die neueren Forschungen über die deutschen Rolandbilder.**

Die deutschen Rolandbilder oder genauer Rolandstandbilder, welche sich in einer Anzahl niederdeutscher Städte (Bremen, Hamburg, Magdeburg mit dem sogenannten Kolonisationsgebiet, Harzgegend, Halle u. a.) befinden oder befunden haben, locken den Philologen durch ihren Namen zur genaueren Betrachtung, bieten aber ihrem Wesen nach nicht ein philologisches, sondern ein historisches, speziell rechtshistorisches Problem dar. So haben sich denn auch in erster Linie Juristen und Historiker, außerdem noch besonders Mythologen, nur vereinzelt auch Philologen mit der Lösung des Problems beschäftigt.

Erst durch den Archivrat Georg Sello ist die Forschung über die Rolandbilder auf festen Grund und Boden gestellt worden. Er hat in seinem Rolandkatalog (1890) eine kritische Sichtung des Materials vorgenommen und alle diejenigen Bildwerke ausgeschieden,

welche den Namen zu Unrecht tragen und die Forschung nur irreleiten können. Nach seiner Meinung sind die Rolandbilder ursprünglich Königsbilder, speziell Bilder des Städtegründers Ottos I., die unter verschiedenen, besonders literarischen Einflüssen den Namen Roland nach dem Paladin Karls d. Gr. erhalten haben (*Roland zu Bremen* 1901, *Vindiciae Rulandi Bremensis* 1904). Nach dem Rechtshistoriker R. Schröder (vgl. *Béringuier, Die Rolande Deutschlands* 1891 u. sonst) sind die Statuen an Stelle ehemaliger Marktkreuze getreten, also Symbole der Marktberechtigung. Eine Umwandlung aus einem gegenständlichen in ein figürliches Symbol nimmt auch F. Keutgen (*Untersuchung über den Ursprung der deutschen Städteverfassung* 1895) an, jedoch sind als ursprünglich die sogenannten Friedekreuze, Symbole des den Städten vom Stadtherrn verliehenen Stadtgerichts, anzusehen, die an ihre Stelle getretenen Figuren also als Gerichtsrolande aufzufassen. Ähnlicher Meinung ist auch der Rechtshistoriker S. Rietschl (*Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis* 1897), nur daß er die Figuren selbst als ursprünglich ansieht, als Verkörperung der dauernden Gerichtsherrschaft des fürstlichen Stadtherrn über die Stadt. Auch der Historiker G. v. Below hat sich dieser Auffassung angeschlossen (*Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum* 1898, 1905). — Mythologische Deutung wird auch jetzt noch von Paul Platen (verschiedene Programme 1899—1903) vertreten, welcher darin alte Donarbilder, neuerdings Tiu-Sahsnotbilder erblickt; auch C. Höde (*Roland zu Zerbst* 1902) ist, trotz energischer Betonung der juristischen Bedeutung der Standbilder, am letzten Ende mythologischem Ursprung der Bilder nicht abgeneigt.

In ein völlig neues Stadium ist die Forschung durch die sog. Spielrolandtheorie getreten, welche gleichzeitig von dem Historiker Heldmann und dem Germanisten Jostes aufgestellt wurde. Gemeinsam ist beiden die Herleitung des Wahrzeichenrolands seiner Darstellung wie seinem Namen nach aus der im Rolandspiel als Ziel dienenden Drehfigur, gemeinsam auch die Erklärung für diese auffällige Umwandlung durch die kecke Fälschung des Bremer Ratsherrn Hemeling, welcher 1404 an Stelle des alten, 1366 verbrannten Holzrolands, eines Spielrolands, den neuen, steinernen errichten ließ und durch den auf dem Schild aufgezeichneten Freiheitsspruch im Verein mit Fälschung von Urkunden und Stadtchronik zum Träger städtischer Freiheiten machte. Während aber Heldmann (*Die Rolandbilder Deutschlands* 1904, *Rolandsspielfiguren, Richterbilder oder Königsbilder?* 1905) das Rolandsspiel als eine genaue Nachahmung der Sterbeszene Rolands im Epos betrachtet, erblickt Jostes (*Roland in Schimpf und Ernst* 1904, 1906) darin vielmehr das fran-

zösische Quintainespiel und erklärt den Namen der Spielfigur aus ihrer Drehbarkeit (*rotulare, rouler, rollen*), aus einer volksetymologischen Anlehnung an den Namen Roland.

Hier wird also Sache und Name als zusammengehörig betrachtet und erklärt. Der Name Roland kann aber zufällig, äußerliche Zutat sein, und so wird man, wenn man vorurteilslos an die Frage herantreten will, die Erklärung des Wesens unserer Rolande nicht von vornherein im Namen zu suchen haben, sondern eins vom anderen trennen müssen. Das Wesentliche sind die Standbilder selbst und ihre Bedeutung. Und wenn diese schon in den ältesten Überlieferungen nicht mehr deutlich erkennbar ist, so bleibt uns für die ursprüngliche Bedeutung in der Hauptsache nur die Wahl zwischen Sellos Königsbildern und den von Rietschl, Keutgen u. a. angenommenen Gerichtssymbolen. Für letztere spricht vor allem der *Sachsenspiegel*, der teils mit seinen Vorschriften über die Kleidung der Richter und Schöppen, teils mit seinen Richterbildern auffällig zu dem Typus der Rolandstandbilder stimmt. Hierzu paßt auch manches, was von Gegnern der Gerichtsrolande, von Heldmann über das Burggrafenbild zu Halle, von Sello über das Fehlen der königlichen Insignien gesagt worden ist. Die Wahrzeichenrolande aus den Spielfiguren abzuleiten verbietet schon der bei beiden total verschiedene Typus. Nachdem aber jüngst durch Walther Stein (*Hansische Geschichtsblätter* 1906) nachgewiesen worden ist, daß die Hemelingschen Fälschungen erst nach 1419 möglich waren, also zeitlich 15 Jahre hinter die Errichtung des neuen steinernen Roland zu Bremen fallen, verliert die angebliche Umwandlung der Spielrolande in Wahrzeichenrolande allen Grund und Boden.

Der Name der Gerichtsrolande bedarf noch der Erklärung. Daß hierbei der epische Roland in Frage kommt, ist gewiß, aber hier erhebt sich die Schwierigkeit, daß Handschriften deutscher Rolanddichtungen — *Ruolandes Liet des Pfaffen Konrad, Karl d. Gr. vom Stricker* — in Niederdeutschland offenbar nicht häufig genug waren, um eine weit- und tiefgehende Popularität des Helden Roland gerade hier zu erklären. Neben dem niederrheinischen *Karlmeinet* kommt ja auch noch die lateinische Chronik des sog. Pseudoturpin in Betracht, aber gerade in den letztgenannten Quellen fehlt jede speziellere Beziehung zwischen Roland und dem Sachsenlande. Daß im Renaut von Montauban (niederländisch 13. Jahrh., niederrheinisch 15. Jahrh.) Roland sein Schwert Durendal im Sachsenkrieg gewinnt, erscheint hier mehr als ein nebensächlicher Zug. Man sollte eher eine besondere Dichtung über einen Krieg Rolands mit den Sachsen erwarten, aber gerade die französischen Dichtungen lassen die Sachsenkriege erst

auf Rolands Tod folgen. Auch Namensforschungen ergeben nichts Greifbares über die Popularität des Rolandnamens, da der Name von Haus aus deutsch ist und hier auch vor und unabhängig von der literarischen Überlieferung weiter fortgepflanzt wurde.

Auch die Theorien von Heldmann und Jostes bieten keine genügende Erklärung, falls man etwa eine Übertragung des bloßen Namens von den Spielrolanden auf die Wahrzeichenrolande annehmen wollte. Vielmehr hieß zunächst das Spiel selbst Roland, und wann die Spielfigur den Namen Roland bekam, wissen wir nicht. Jedenfalls kann man nicht mit Heldmann die Stelle aus *Walther von Rheinau* anziehen, bei welcher zudem die Lesart (ob *rolande* oder *rolonde*) unsicher ist. Heldmanns Deutung der Spielfigur direkt auf den sterbenden Christenhelden ist psychologisch mehr als unwahrscheinlich, auch die Volksetymologie von Jostes begegnet lautlichen und formalen Bedenken.

So ist die sekundäre Frage, wie die Richterfiguren zu dem Namen Roland kamen, noch nicht völlig befriedigend gelöst. Vermutlich aber bildeten das Mittelglied, wie schon Sello annimmt, die der Stadt Bremen von Karl d. Gr. angeblich verliehenen, durch eine echte Urkunde von 1186 bestätigten Privilegien. Man erblickte andrerseits in der Richterfigur ein Symbol städtischer Gerichtsfreiheit, und so lag es wohl nahe, diese auch als Träger jener Privilegien anzusehen. Das Standbild als dasjenige Kaiser Karls selbst zu betrachten, ging aus äußeren Gründen nicht an, aber sein erster Paladin mochte wohl als sein Vertreter gelten. Die Bezeichnung der Figur als Roland setzt nicht unbedingt eine Popularität der Rolandsage in Bremen und Niedersachsen voraus, sie kann auch auf gelehrter oder halbgelehrter Deutung und Übertragung beruhen.

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren E. Seelmann (Bonn), E. Martin (Straßburg), G. Baist (Freiburg i. Br.) und dem Vortragenden.

Prof. Dr. K. Bohnenberger (Tübingen) sprach über **Mundartgrenzen.**

Aus den eingehenden mundartgeographischen Untersuchungen auf dem Gebiete des Alemannischen lassen sich allgemeine Ergebnisse über Mundartgrenzen gewinnen. Die Grenze des Alemannischen gegen die Nachbarmundarten erscheint in ihren genau untersuchten Teilen (Norden, Südostecke, teilweise auch Westen) als einheitliche Linie oder als Zone (letztere gebildet durch Linienbündel oder mit weiterer Zerstreuung der Linien). Die Ursachen des Grenzverlaufs lassen sich in weitgehendem Maße aufzeigen. Grenzlinien wie Zonen stimmen z. T. mit heutigen Konfessionsgrenzen,

zu allermeist mit ehemaligen Besitzgrenzen überein. Die Übereinstimmung ist z. T. eine völlige, so daß beide Grenzen zusammenfallen, z. T. eine annähernde mit paralleler Richtung beider Grenzzüge. Das weitgehende Maß der Übereinstimmung erweist ursächlichen Zusammenhang, die Mundartgrenzen sind also durch die geschichtlichen bestimmt. Letztere lassen sich zumeist in zwei Gruppen zusammenfassen: eine jüngere Gruppe aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters, welche zumeist durch die folgenden Jahrhunderte bis zur Auflösung des alten Reichs fortbestand, z. T. noch in der heutigen Konfessionsgrenze fortlebt, und eine ältere Gruppe, bestehend in den Grenzen der Herzogtümer (bzw. Stämme) und der zunächst daraus erwachsenden Gebilde. Die Mundartgrenzen zeigen in ihrer Einzelgestaltung genauere Übereinstimmung mit ersteren. Als die zeitlich näherliegenden sind diese auch als die zuletzt wirkenden Ursachen der heutigen Mundartgrenzen anzusehen. Bei der Vielgestaltigkeit dieser jüngeren Besitzgrenzen läßt sich aber die Bevorzugung derjenigen unter ihnen, welche mit der älteren Gruppe übereinstimmen, nur erklären, wenn letztere zugleich an der sprachscheidenden Wirkung mitbeteiligt ist. Es hat zuerst die ältere Gruppe (Herzogtumsgrenze mit ihren nächsten Fortsetzungen) als einschneidende Verkehrsgrenze eine Sprachscheide gebildet. Mit deren Erlöschen haben benachbarte jüngere Besitzgrenzen die Sprachgrenze an sich gezogen und forterhalten, im allgemeinen die nächsten unter diesen jüngeren Grenzen, Weiterverrückung an fernere ist aber ebenfalls zu beobachten. Die heutige Grenze der alemannischen Mundart, soweit untersucht, folgt im allgemeinen der Herzogtumsgrenze recht genau. Ein Beispiel weiterer Abrückung unter dem Einfluß jüngerer Besitzgrenzen bildet die nördliche Ausbiegung der Mundart um den Neckar bis gegen Brackenheim-Heilbronn, veranlaßt durch die entsprechende, im 14. Jahrhundert erfolgte Ausdehnung der Grafschaft Wirtenberg. Wie unter den verschiedenen Grenzlinien einer Zone Linien älterer Spracherscheinungen, die ehemals notwendigerweise mit den älteren Besitzgrenzen zusammengehen mußten, heute an junge Besitzgrenzen hinübergetreten sein können, während in der gleichen Gegend die Linien jüngerer Spracherscheinungen der Herzogtumsgrenze ganz nahe geblieben sind, zeigt das Grenzstück an Selz und Lauter im Elsaß. — Die untersuchten Sprachgrenzen innerhalb der Mundart zeigen in ihrer Einzelführung gleicher Weise wie die Außengrenzen genaue Übereinstimmung mit jüngeren Besitzgrenzen, sichere Ursachen für ihre Gesamtrichtung waren aber nicht erkenntlich. Neben den geschichtlichen Ursachen erwiesen sich natürliche Verkehrshindernisse (Gebirge, Talschluchten, Flüsse, Wälder)

deutlich als bei der Entstehung der Mundartgrenzen mitwirkend. Im einzelnen ist ihre Beteiligung aber viel schwerer bestimmbar und abmeßbar. — Proben auf außeralemannischem Gebiet haben volle Übereinstimmung mit dieser Gesamtlage gezeigt und daher die allgemeine Bedeutung der hier gewonnenen Ergebnisse gestützt.

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren H. von Fischer (Tübingen), L. Gauchat (Zürich) und dem Vortragenden.

Nach der kombinierten Sitzung trug Prof. Dr. F. Pfaff (Freiburg i. Br.) über **die Tannhäusersage**[1]) vor.

Die entwickelte Tannhäusersage ist in den verschiedenen Fassungen eines alten Volksliedes und in der Volkssage vom Venusberg bei Uffhausen im Breisgau überliefert. Den besten Text des Liedes bietet ein Druck von Jobst Gutknecht in Nürnberg aus dem Jahre 1515, den Uhland in seinen *Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern* I, 2, 297 wiedergibt. Dieser Text ist erheblich älter als der Druck. Auch niederdeutsch, niederländisch und dänisch ist das alte Lied überliefert. In neuerer Zeit wurde es gefunden in der Schweiz (Entlebuch, St. Gallen, Aargau, Wallis) und Österreich (Steiermark, Kärnten, Tirol). Die neueren Texte sind teils durch Auslassungen, teils durch Zusätze entstellt. Auch der Name des Sagenhelden ist vielfach entstellt oder ganz vergessen. Selbst die Venus fehlt, und an Stelle des Erlebnisses mit ihr werden nur „große Sünden" erwähnt. Die Romfahrt des Sünders steht im Vordergrund. So ist auch auf alten Drucken des Liedes Tannhäuser als Pilger abgebildet. Das Lied war sehr beliebt. Wie mit Neidharts Namen leichtfertige Gesänge, so wurden mit dem Namen des Tannhäuser altfränkische sagenhafte Geschichten bezeichnet. Das alte echte Lied gehört zu den besten deutschen Balladendichtungen und steht über allen späteren Bearbeitungen der Sage.

Die Sage von Uffhausen erzählt Heinrich Schreiber in seinem *Taschenbuch für Geschichte und Altertum in Süddeutschland* 1839. Eine Vorhöhe des Schönbergs bei Freiburg i. Br., nahe Uffhausen, heißt der Venusberg (Fenisberg). Ein Ritter von der nahen Schneeburg zog nach Rom, um Lossprechung von seinen schweren Sünden zu erlangen. Diese wird vom Papst verweigert: eher soll dessen dürrer Stab Rosen tragen. Der Ritter kehrt heim und stürzt sich verzweifelnd in den offenstehenden Venusberg. Nach zwei Jahren trägt der Stab Rosen, der Papst sendet der Witwe Bericht; man gräbt im Berg und findet den Ritter tot. Zum Saal der Venus ist man aber niemals gelangt.

---

1) Eine eingehende Darstellung in Buchform ist in Vorbereitung.

Also auch in der Sage fehlt, wie in den neueren Liedern, die Einleitung im Venusberg und sind andere Züge zugesetzt.

Die vollständige Sage zerfällt in drei Grundstoffe: 1) Erlebnisse des Tannhäuser, 2) Sage vom Venusberg, 3) Legende vom Stabwunder.

Der Held ist ohne Zweifel der Minnesinger Tannhäuser, ebenso wie Heinrich von Morungen, Gottfried von Neifen, Reinmar von Brennenberg, Burkart von Hohenfels u. a. Tannhäuser dichtete um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Er stammt wohl aus Salzburg. An den Grabstein eines Konrad Tannhäuser in der Maria-Pfarrkirche im Lungau hat sich eine verwandte Sage angeknüpft. Sein Leben kennen wir nur aus seinen Gedichten. Er führte ein Wanderleben, war auch im hl. Land, auf Zypern, erlitt einen Schiffbruch vor Kreta. Er war ein Nachahmer Neidharts, doch selbständig, vielseitig gebildet und begabt, aber unmäßig und leichtfertig. Spätere Gedichte wurden ihm zugeschrieben: er war also in seiner Art eine Berühmtheit. Er nennt Venus, Pallas, Medea, Sibylla und kennt eine Lehrstätte der schwarzen Kunst. Er führte ein üppiges Liebesleben und dichtete auch ein Bußlied. Was man von ihm weiß, genügt aber nicht, um die Anknüpfung der Sage zu erklären. Da er jedoch auf Zypern, dem Heiligtum der Venus, war, kann er wohl eine Grotte der Göttin besucht haben, konnte Abenteuer erlebt und erzählt haben, die in der wundersüchtigen Zeit übertrieben und umgedeutet wurden. Die Bilder der Liederhandschriften, die nur z. T. Phantasiegebilde und Nachahmungen sind, stellen verschiedene Minnesinger in Lagen dar, die wir geschichtlich nicht kennen. Der im Liede erwähnte Papst Urban IV. stimmt zeitlich zu dem Minnesinger Tannhäuser. Spätere Erzählungen, wie die Hermanns von Sachsenheim und einiger Meisterlieder, gehen auf das alte Tannhäuserlied zurück.

Die fahrenden Schüler des späteren Mittelalters pflegten sich damit zu brüsten, daß sie im Venusberg die schwarze Kunst gelernt hätten. Von diesem Venusberg wissen viele Schriftsteller des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. In Hexenprozessen erscheint er als Hochschule der Zauberei. Paracelsus erwähnt ihn ungläubig und spöttisch. Äneas Sylvius hatte gehört, daß er bei Norcia im Herzogtum Spoleto liege und bat seinen Bruder Nachforschungen anzustellen.

Auch in Deutschland gibt es verschiedene Venusberge und Feneslöcher, in denen die weiße Frau wohnt und die Fenesleute (Zwerge). Der letzteren Name und Wesen wird durch den Hinweis auf die Venediger nicht genügend erklärt. In Deutschland war die antike Venus durch die Vagantendichtung früh bekannt, auch kannte man alte Venusbilder, wie das zu Trier vom hl. Eucharius umgestürzte

und das zu Antweiler. Der echte Venusberg aber war in Italien bei Norcia, der Monte della Sibilla. Von ihm erzählt zuerst Pietro Bersuire († 1362), dann Andrea dei Magnabotti in seinem Roman Guerino il Meschino (1391) und besonders eingehend Antoine de la Salle (geb. 1387) in seiner Salade, einer Erziehungsschrift für Johann von Anjou, den Sohn des Königs René. Er hat den Sibyllenberg und den nahen Pilatussee selbst besucht. Auf der Insel des Sees wurden Zauberbücher geweiht. In der Grotte der Sibylle fand er Namen von Besuchern, darunter den eines Deutschen, angeschrieben. Man erzählte ihm von einem deutschen Ritter ein Abenteuer ganz ähnlich der Tannhäusersage, auch mit der Verdammung durch den Papst und der Rückkehr in den Berg.

Deutsche Berichte, wie der des Felix Hemmerlin von Zürich (1410—13), des Felix Fabri (1480) und des Arnold von Harff (1497) schließen sich an.

Auch von Zypern wird Ähnliches berichtet.

1897 hat der Romanist Pio Rajna den Sibyllenberg bei Norcia besucht.

In Italien war Venus mit den großen Göttern untergegangen; dagegen hatte sich die Sage von der weissagenden, zauberhaften Frau im Berg, der Sibylle, erhalten. Dagegen war in Deutschland der Name der Venus als einer alten Abgöttin erhalten geblieben; auf sie waren die Eigenschaften der Holda, Berchta, der bergentrückten weißen Frau übertragen worden, die an unendlich vielen Orten gesehen wurde, so z. B. auch am Hörselberg bei Eisenach. Reisende hatten die Erzählung vom Sibyllenberg aus Italien mitgebracht. Dieser ferne zauberhafte Berg ward nun in der deutschen Überlieferung mit allen Eigenschaften des Venusbergs ausgestattet. Von hohlen Bergen, die in heidnischer Zeit als Wohnung gedient, ja von in den Fels gehauenen Burgen wußte man ja auch genug.

Die Strenge des Papstes gegen Tannhäuser hat oft Verwunderung erregt. Sie ist aber nur ein Ausfluß der uralten, z. B. auch biblischen Auffassung, daß der Anblick des Heiligen dem Menschen verderblich sei. Auch die Gemeinschaft mit götterhaften unterirdischen Gewalten galt daher für unheilvoll. Beispiele aus der Sage sind der Graf von Lusignan und Melusine, der Staufenberger und die Waldminne, der Wassermann und die schöne Agnese, Siegfried und Brunhild. So hat sich auch Tannhäuser dem elbischen Wesen ergeben und ist darum nach menschlicher Auffassung verloren: nur ein göttliches Wunder kann ihn retten. Aber es geschieht kein beliebiges Wunder, sondern ein ganz eigenartiges, bedeutungsvolles, das Stabwunder.

Das Stabwunder erscheint in unzähligen Sagen, genau wie in der Tannhäusersage als Zeichen der göttlichen Erwählung. Es muß an Aarons Priesterwahl und an Josephs, des Zimmermanns, grünende Rute erinnert werden. Sehr wahrscheinlich ist der Ursprung dieses Zugs in der biblischen Überlieferung zu suchen. Auch die Sagen von den dürren Bäumen, die einst grünen sollen, wenn der richtige Kämpfer oder gar der Jüngste Tag kommt, gehören hierher.

Alle diese Bestandteile der Tannhäusersage — der Minnesinger Tannhäuser, die Venusbergüberlieferung, die Stabwunderlegende — waren im 14. Jahrhundert vorhanden und bekannt: aus ihrem Zusammenschmelzen ergab sich die Tannhäusersage, die, von einem geschickten Dichter in die Form des packenden Tannhäuserlieds gegossen, alsbald ganz Deutschland eroberte und durch Venusbergsucher auch nach Italien auf den Sibyllenberg getragen ward.

Am Venusberg von Uffhausen lebte noch vor kurzem die Überlieferung, daß darin die alten Heiden gewohnt haben, viele Leute hinein-, aber nicht mehr herausgegangen seien. Auch hier bildete die weiße Frau im Berg neben der Erzählung von Untaten der Schneeburger Rittersleute den Urgrund der örtlichen Sage. Die fertige Tannhäusersage brauchte nur als Lied oder Erzählung in die Gegend zu dringen, um sich mit Leichtigkeit hier anspinnen zu können.

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren H. Jantzen (Königsberg), R. M. Meyer (Berlin), R. Priebsch (London), H. von Fischer (Tübingen), E. Seelmann (Bonn).

Schluß 1 Uhr.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, 9 Uhr 15 Minuten.

War kombiniert mit der romanistischen und der englischen Sektion.

(Bericht siehe Romanistische Sektion, 3. Sitzung.)

Nach Schluß der kombinierten Sitzung berichtete Privatdozent Dr. F. Wilhelm (München) **Über fabulistische Quellenangaben bei einigen mittelhochdeutschen Schriftstellern.**[1])

Eine Diskussion fand nicht statt.

Schluß 12 Uhr 45 Minuten.

---

1) Der Vortrag ist erweitert in Paul und Braunes Beiträgen Bd. 33, Heft 2, S. 286—339 erschienen.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, 9 Uhr 15 Minuten.

Vorsitzender: Prof. Dr. A. Geßler.

Zuerst referierte Prof. Dr. John Meier (Basel) **Über das Deutsche Wörterbuch.** Die Diskussion wurde benutzt von den Herren F. Kluge (Freiburg i. Br.), H. Wunderlich (Berlin), R. Meißner (Königsberg) und von den Herren Kluge und Wunderlich zur Erwiderung. Nach einem Schlußwort des Referenten stellte Herr Kluge folgenden Antrag:

> Die Sache des Deutschen Wörterbuches bildet ein Hauptinteresse der germanistischen Sektion der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner; es ist deshalb auf jeder Tagung über den Stand des Werkes Bericht zu erstatten.

Die Abstimmung ergab einstimmige Annahme.

Prof. Dr. R. Brandstetter (Luzern) schilderte darauf **Die Schicksale der Wuotansage in Luzern.**[1])

Der Vortragende hat die Luzerner Archive auf alte Volkssagen hin untersucht und ein reiches Material an Sagen gefunden, die zum Wuotan-, Pontius Pilatus- und Rolandzyklus gehören. Der Vortrag hat nur die Wuotansage zum Gegenstand. Im ersten Teil wird der Stand dieser Sage im alten Luzern des 16. Jahrhunderts geschildert; im zweiten Teil die wechselnden Schicksale derselben bis auf den heutigen Tag.

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren H. von Fischer (Tübingen), E. Seelmann (Bonn), O. Lüning (St. Gallen) und dem Vortragenden.

Den letzten Vortrag hielt Prof. Dr. E. Ermatinger (Winterthur) über **Das Romantische bei Wieland.**[2])

Die Anfänge der deutschen Romantik, durch die um die Wende des 18. Jahrhunderts die humanistische Weltanschauung des Klassizismus abgelöst wird, dürften im Pietismus des 17. Jahrhunderts liegen. Schon in der Sturm- und Drangbewegung hat sich die mystische Welle, die übrigens als Nebenströmung neben dem Humanismus durch das ganze 18. Jahrhundert läuft, bedeutsam erhoben; aber erst in der sogen. Romantik hat der Mystizismus die gesamte

---

1) Ist ungekürzt im „Geschichtsfreund", Bd. 62. S. 101—158 erschienen.

2) Die Arbeit wird, in erweiterter Fassung, die dann auch die Beziehungen des älteren Wieland zur romantischen Ideenwelt enthält, in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum erscheinen.

Bildung der Zeit beseelt. Im Mittelpunkt steht Novalis, dessen Dichtung und Philosophie die deutlichste Verkörperung der romantischen Ideenwelt ist. Ihm ist das Romantische das Unbewußte; es an die Schwelle des Bewußten zu rücken, ohne daß es den Reiz des Unbewußten verliert, ist die Aufgabe der romantischen Poesie. („Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Außenwelt berühren.")

Wieland, der von der Romantik später so heftig angegriffene, wurzelt in den Anfängen der Romantik, im Pietismus. Aber schon frühe drang die Aufklärung in sein Geistesleben. Der Zwiespalt zwischen den beiden Weltanschauungen scheidet die Schriften des Jünglings ziemlich deutlich von den Werken der späteren Zeit. Die Grenze bezeichnet das Jahr 1760. Auch in den späteren Schriften ist jedoch Wielands Verhältnis zu der romantischen Lebensbetrachtung nicht stets das gleiche gewesen. Zwei Abschnitte lassen sich auch hier wahrnehmen, deren Scheidelinie durch das Jahr 1775 ausgedrückt wird. In den Schriften, die vor diesem Zeitpunkt entstanden, wird das romantische Wesen („die Schwärmerei") bald mit heftigem Tadel, bald mit geistreicher Ironie abgelehnt. Später hat Wieland, unter dem Einfluß der Sturm- und Drangbewegung, wieder eingelenkt und ist durch erneute Erörterung des Problems zu tieferem Verständnis gelangt.

Die romantische Stimmung des jungen Wieland hat durch seine Liebe zu Sophie Gutermann einen mächtigen Antrieb bekommen. Das durch sie angeregte Lehrgedicht „Die Natur der Dinge" enthält manche wichtige Ideen der späteren Romantik; z. B. erinnert Wielands evolutionistische Metaphysik an Novalis' Doppelsystem von Natur und Geist. Auch Wieland denkt sich die Gestirnkörper als beseelte Wesen, und ebenso wie Novalis hält er den Tod für „eine Selbstbesiegung, die ... eine neue, leichtere Existenz schafft". Die Wollust des Schmerzes, wie sie uns in den „Briefen von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" und, von Young angeregt, vor allem in den „Sympathien" entgegentritt, erinnert wiederum an Novalis (Hymnen an die Nacht), mit dem der junge Wieland (nach dem Verlust der Geliebten) auch die Lüsternheit in der Askese gemein hat. Der irrationale, also romantische Begriff Sympathie, der aus dem Jugendwerk in die spätere Schriftstellerei Wielands übergegangen ist und von ihm oft verwendet wird, ist auf Leibnizens prästabilierte Harmonie und auf das Aristophanesmärchen im Platonischen Symposion zurückzuführen.

Den besten Aufschluß über den Seelenzustand des jungen Schwärmers geben einige Romane, vor allem Don Sylvio von Rosalva, Agathon und Peregrinus Proteus. Don Sylvios Jagd nach dem blauen

Schmetterling, dem Sinnbild der Geliebten, erinnert an Ofterdingens Streben nach der blauen Blume. „Blau“ war für Wieland die Bezeichnung für das Wunderbare, Unglaubliche, ein uralt schwäbischer Sprachgebrauch, in dem Wieland wohl durch die von ihm vielbenutzte französische Märchensammlung, die Bibliothèque bleue, bestärkt worden ist.

Die Diskussion wurde nicht benutzt.

Nach kurzen Worten des Vorsitzenden und Prof. Dr. H. v. Fischers (Tübingen) wurde die Tagung um 12 Uhr 30 Minuten geschlossen.

Historisch-epigraphische Sektion.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907,
Beginn 9 Uhr 25 Minuten.

Herr Prof. Dr. A. Baumgartner als erster Obmann begrüßte die Sektion. Als Vorsitzende wurden gewählt Prof. Dr. Baumgartner (Basel), Privatdozent Dr. F. Stähelin (Basel); als Schriftführer Dr. W. Hünerwadel (Winterthur) und Dr. A. Barth (Basel).

Darauf hielt Prof. Dr. Ad. Wilhelm (Wien) einen Vortrag **Über die öffentliche Aufzeichnung von Urkunden im griechischen Altertum.**[1])

Wenn Beschlüsse griechischer Gemeinden die *ἀναγραφή* eines Proxenos oder eines Neubürgers und außerdem die *ἀναγραφή* des Beschlusses auf einer steinernen Stele in einem Heiligtum fordern, oder die *ἀναγραφή* einer Urkunde in einem Heiligtum und überdies im Rathause anordnen, hat man früher irrig an zwei Aufzeichnungen auf Stein, neuerdings an doppelte Aufzeichnungen auf Papyrus gedacht. Dabei ist, von anderen Bedenken abgesehen, unberücksichtigt geblieben, daß eine Inschrift aus Amorgos die *ἀναγραφή* des Beschlusses in einem Heiligtum und in dem Rathause mit dem Zusatze *ἐν τοῖς ἐπιφανεστάτοις τόποις* aufträgt. Es ist also auch die Aufzeichnung im Rathause als eine sichtbare, öffentliche vorausgesetzt, und daß auf eine solche auch das Wort *ἀναγράψαι* deutet, scheinen namentlich die Stellen zu zeigen, an denen *ἀναγράψαι* z. B. *εἰς στήλην*

---

1) Die Untersuchung, deren wesentlichste Gesichtspunkte hier allein mitgeteilt sind, hätte schon im Frühjahr 1902 im Beiblatte der Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts erscheinen sollen, ist aber liegen geblieben, weil ich mit meinen durch den kleinen Druck ermüdeten Augen die Korrektur nicht zu erledigen vermochte. Sie wird nun, als anspruchslose Vorarbeit zu einer Darstellung des griechischen Urkundenwesens, demnächst unter dem Titel *Ἀναγραφὴ δημοσίων γραμμάτων* in meinen „Beiträgen zur griechischen Inschriftenkunde“ erscheinen.

λιθίνην, oder *εἰς λεύκωμα*, *εἰς τὸν τοῖχον*, *εἰς τὸν πίνακα*, daneben *γράψαι* von der Niederschrift schlechtweg, oder *ἐγγράψαι*, z. B. *εἰς τοὺς νόμους* von einer Eintragung, gesagt ist. Es handelt sich demnach in jenen Bestimmungen nicht um eine Eintragung im Archive, neben der eine Veröffentlichung (oder richtiger Verewigung) auf einer Stele erfolgt, sondern um eine andere Veröffentlichung der Beschlüsse, der Namen neuer Proxenoi und Bürger, z. B. durch Eintragung in öffentlich ausgestellte Listen, um eine Veröffentlichung, die nicht auf Stein erfolgt, wie z. B. der Auftrag einiger delischer Inschriften: *ἀναγράψαι δὲ τόδε τὸ ψήφισμα τὴν μὲν βουλὴν εἰς τὸ βουλευτήριον, τοὺς δὲ ἱεροποιοὺς εἰς τὸ ἱερὸν εἰς στήλην* lehrt, sondern auf *λευκώματα*, auf Tafeln, die in oder vor Amtsgebäuden, auf dem Markte usw. aufgestellt werden (*ἐκτιθέναι*, *προγράφειν*, *ἔκθεμα*, *πρόγραμμα* usw., Br. Keil, Athen. Mitt. XX, 37), oder auf „Wänden" (*τοῖχοι*), die für diesen Zweck besonders hergerichtet sind. So lassen sich manche bisher nicht gehörig beachtete Inschriften verstehen oder auch ergänzen, in denen neben der *ἀναγραφή* auf Stein, der Verewigung, die Veröffentlichung auf einem *πίναξ*, einem „schwarzen Brett", oder auf dem *τοῖχος* in dem *δημόσιον* verlangt wird; und mit der *ἀναγραφή* von Urkunden *εἰς τὰς βασιλικὰς γραφάς* ist nicht ihre Aufnahme in das königliche Archiv gemeint, sondern ihre Aufzeichnung unter den Bekanntmachungen der königlichen Regierung. Jede Beschlußfassung einer Körperschaft fordert nicht nur die Niederschrift im Archiv, sondern auch eine Veröffentlichung in herkömmlicher Weise: weder jene noch diese bedarf ausdrücklicher Anordnung; eine Verewigung auf Stein oder Erz wird dagegen nur den Urkunden zuteil, an die sich bedeutendes, dauerndes Interesse knüpft, und ist stets Gegenstand besonderer Verfügung. Wörtlich getreue, vollständige Wiedergabe in der *ἀναγραφή* auf dem *λεύκωμα* war nur bei Gesetzen und Verordnungen notwendig; für viele Beschlüsse reichte eine Veröffentlichung ihres wesentlichen Inhaltes in der Form kurzer Konstatierung des Geschehenen aus. Diese Form zeigen tatsächlich die *ἀναγραφαὶ συμβολαίων* usw. auf den Papyri und die gelegentlich erfolgten Verewigungen solcher *ἀναγραφαί* auf Stein, z. B. die Verzeichnisse der *προικῶν δόσεις* aus Tenos und Mykonos. Auszüge aus Beschlüssen sind in der kurzen Form, die sich zur Veröffentlichung auf den *λευκώματα* und der Buchung in den *ἀναγραφαί*, den Sammellisten, eignet, auch auf Stein erhalten, besonders aus Nordgriechenland. Dieselbe Fassung zeigen die Ehreninschriften: *Ὁ δῆμος ἐτίμησεν τὸν δεῖνα*, *ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος ἐτίμησεν κτλ.*, die in hellenistischer und römischer Zeit auf den Basen der Ehrenstatuen an die Stelle eigentlicher Weihinschriften treten, und die Überschriften oder Summarien, die z. B. den umfang-

reichen Ehrenbeschlüssen aus Priene vorangestellt sind, z. B. 108 als kurze Inhaltsangabe des folgenden 383 Zeilen umfassenden Psephisma für Moschion — aber auch die Inschrift 13: *Πριηνεῖς ἔδωκαν Καλλιστράτωι Νίκωνος εὐεργέτηι γενομένωι τοῦ δήμου προεδρίαν ἐν τοῖς ἀγῶσι καὶ ἐμ πρυτανείωι σίτησιν καὶ ἀτέλειαν τοῦ σώματος*, neben der kein längerer Text, mit Datierung, Begründung usw., steht. Man wird noch weiter gehen und diese kurze Fassung als Inhaltsangabe und *scriptura exterior* neben der vollen Wiedergabe der Urkunde als *scriptura interior* auf Papyrus, den Diptycha usw., den buchähnlichen *γραμματεῖα*, voraussetzen dürfen. Die größere oder geringere Ausführlichkeit der Verewigung auf Stein hängt aber nicht nur von örtlich und zeitlich verschiedener Gewohnheit, sondern bei ihrer Kostspieligkeit wesentlich von den für diesen Zweck zur Verfügung stehenden Mitteln ab. Die Verewigungen von Reihen von Beschlüssen, wie sie z. B. aus Kreta erhalten sind, zeigen, selbst wenn diese aus einem und demselben Jahre stammen und ihre Redaktion demselben Beamten verdankt wird, die größte Mannigfaltigkeit; neben ganz kurzer Beurkundung des Geschehnisses steht die ausführliche Mitteilung des Beschlusses mit eingehendster Begründung und umständlicher Erwähnung aller, auch der selbstverständlichen Ehrenrechte. So erklärt sich auch, daß die auf Stein oder Bronze erhaltenen Ehrenbeschlüsse im allgemeinen um so größere Ausführlichkeit zeigen, je ausschließlicher die *φιλοτιμία* des Geehrten, nicht die Gemeinde die Kosten trägt und je mehr der Antragsteller auch seinerseits auf die volle Verzeichnung seiner Rede rechnet. Bei älteren Beschlüssen vermag ich mich des Verdachts nicht zu erwehren, daß von der Begründung und näheren individuellen Beweisführung oft nur die allgemeine, der gesetzlichen Forderung entsprechende Formel *ἐπειδὴ ἀνὴρ ἀγαθός ἐστι περὶ κτλ.* übrig geblieben und auf Stein übernommen sei. Die Würdigung der auf Stein erhaltenen Urkunden, auch in bezug auf ihre Form, hat bisher darunter gelitten, daß Verwahrung im Archive, Veröffentlichung und die nur gelegentliche Verewigung nicht genau genug geschieden und mit der Veröffentlichung auf *λευκώματα* überhaupt nicht gerechnet worden ist. So werden irrtümlich auch Steinurkunden in Archiven vorausgesetzt, „wesentlich papierne" Archive erst jüngerer griechischer Zeit zugeschrieben — die ältere Zeit soll ihre Urkunden auf Tempel und Amtsgebäude verteilt haben — die *ἀναγραφὴ εἰς τὰ δημόσια γράμματα* wird als Eintragung in das Archiv erklärt, und das Marmor Parium als Beispiel einer angeblich durch Polybios V 33 bezeugten Sitte der Aufzeichnung von Chroniken auf Stein angeführt. Die parische Marmorchronik hat aber, wie ihre ganze Anlage, ihre sprachliche Fassung und ihr Inhalt be-

weist, gar nichts zu tun mit den von Amts wegen fortlaufend geführten χρονογραφίαι, auf die sich Polybios bezieht, wenn er von den nur die hauptsächlichsten Ereignisse berücksichtigenden, sie schlicht und knapp verzeichnenden Chroniken der *οἱ τὰ κατὰ τοὺς καιροὺς ἐν ταῖς χρονογραφίαις ὑπομνηματιζόμενοι πολιτικῶς εἰς τοὺς τοίχους* spricht; diese χρονογραφίαι auf den *τοῖχοι*, auf *λευκώματα*, entsprechen vielmehr vollständig den römischen Annalen.

In der Diskussion wies Herr E. Bormann (Wien) auf die Übereinstimmung im Urkundenwesen zwischen Rom und Griechenland hin.

Prof. Dr. W. Soltau (Zabern) sprach über **Fehlerhafte Methoden der jetzigen vergleichenden Religionsgeschichte** mit besonderer Berücksichtigung neutestamentlicher Probleme.[1])

In der Einleitung seines Vortrages gab der Redner eine vergleichende Übersicht über die Methode und die Ergebnisse der vergleichenden Religionsgeschichte seit den letzten 50 Jahren. Namentlich hob er hervor, daß weniger an eine originäre Fortpflanzung volkstümlicher Mythen, als vielmehr an eine spätere mündliche Übertragung einzelner Sagenmotive, sowie an literarische Entlehnung zu denken sei. Als Musterbeispiel verwies er auf die Romulussage, welche nicht alt, sondern erst durch Naevius (der Sophokles' Tyro folgte) in Rom eingebürgert ward.

Der Redner wandte sich dann den neueren Versuchen (von Kalthoff, Jensen, Smith, Seydel u. a.) zu, die Tradition des Neuen Testaments aus babylonischen, persischen, buddhistischen, hellenistischen Mythen herzuleiten. Diese Ergebnisse verwarf er, zumal sie vielfach durch eine fehlerhafte Methode gefunden wären.

Dem gegenüber betonte er, daß derartige Versuche hinfällig werden müßten, wenn die Schriften des Neuen Testaments nach den Gesichtspunkten, wie sie Philologen und Historiker sonst zu beachten pflegten, betrachtet würden. „Das Neue Testament darf nicht als eine einheitliche Quelle ohne Berücksichtigung der verschiedenen Verfasser und der verschiedenen Abfassungszeit einzelner Bücher angesehen werden. Und ebensowenig dürfen die einzelnen Schriften als schriftstellerische Einheiten verwandt werden. Vielmehr zeigen sie vielfach Spuren späterer Überarbeitung."

Auch ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ähnliche Formen der Tradition, wie Parabeln, Fabeln, Anekdoten, entweder selbständig entstanden, oder, falls sie Gemeingut der verschiedensten Völker waren, sich selbständig weiter entwickelt haben könnten.

---

1) Vgl. den Abdruck in den Preußischen Jahrbüchern 1908.

Weder die Lehre Jesu, noch selbst ihre Interpretation und Fortführung durch Paulus geben Anlaß zu dem Schluß, daß das Christentum eine synkretistische Religion gewesen ist.

Anders ist zu urteilen über die johanneische Auffassung des Christentums, über die Apokalypse oder die nachpaulinischen Schriften des Neuen Testaments, sowie über einige spätere Einlagen in die Evangelien (Matth. 1—2, Luc. 1—2 u. a. m.).

In der Diskussion griff Herr Harnack (Berlin) das in letzter Zeit viel besprochene Problem „Jesus und Paulus" heraus. Ein isoliertes Problem „Jesus und Paulus" aufzustellen ist methodisch unrichtig. Das Problem muß so gestellt werden: Wie hat sich von Jesus aus der Glaube der Urgemeinde entwickelt? Dabei muß man auf das gemeinsame Zeugnis der ersten christlichen Generation und (in Übereinstimmung mit Wellhausen) auf das palästinensische Judentum zurückgehen, und zwar auf das gesetzestreue Judentum und die Einflüsse, die es schon früher erfahren und zur Zeit Christi in sich aufgenommen hatte. Die Septuaginta zeigt da schon sehr starke neue Seiten im Judentum, trotzdem sie nur eine Übersetzung ist. Diesen Gesetzlichen mußte der Beweis geliefert werden, daß der am Kreuz Gestorbene der verheißene Messias sei. Für diese Leute redete auch Matthäus, er wollte ihnen diesen Beweis führen. In der Überzeugung aber, daß Jesus der Messias sei, war eine solche Fülle von Anschauungen und Lehren, vor allem aber das starke Motiv zu solch einem Stimmungswechsel enthalten, daß sich der Abstand der ersten Verkündigung über Jesus von der Lehre Jesu von hier aus größtenteils erklärt.

Hofrat Prof. Dr. E. Bormann (Wien) berichtete über **die Erforschung des römischen Limes in Österreich,** die in größerem Umfang vor einem Jahrzehnt, Herbst 1897, begonnen hat, indem mit der Leitung der Arbeiten durch den Verein Carnuntum und die Limeskommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften der Oberst d. R. Max von Groller betraut wurde. Jetzt nähert sich die Erforschung der Lagerfestung Carnuntum, für deren Aufdeckung bisher regelmäßig die eine Hälfte des Sommers verwendet wurde, ihrem Abschluß, und zwischen Carnuntum und dem Weichbild von Wien sind die Straßen- und Befestigungsanlagen einschließlich zweier Kastelle bei Höflein und bei Wilmersdorf (letzteres wohl sicher mit dem antiken Ulmus identisch) im wesentlichen ermittelt. Mit Überspringung von Wien und den westlich anschließenden Strecken hat Oberst v. Groller als zweiten Mittelpunkt der Grabungen und Forschungen das gegen Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. bei der jetzigen Stadt Enns angelegte Legionslager (Lauriacum) ge-

wählt. Hier galt die Arbeit der letzten Jahre diesem Lager selbst, ferner einem neu zum Vorschein gekommenen in der Nähe der Mündung der Enns, jetzt auf dem südlichen Donauufer, im Altertum wohl auf einer vom Strom gebildeten Insel gelegenen großen Lager, weiter einem Kastell bei Mauer-Öhling, schließlich den von Enns oder dessen Nähe aus donauabwärts führenden Straßen. Von wichtigeren Einzelergebnissen führte der Vortragende aus dem Carnuntiner Grabungsbereiche an: die überraschende Ausdehnung antiker Sitte, die dauernde Sicherstellung als gemeinnützig angesehener Zwecke durch Übertragung des Eigentums an eine diesen Zwecken nahestehende Gottheit zu erreichen, ferner die allmähliche Umwandlung der Legionssoldaten in bewaffnete Grenzer, die nach epigraphischen Funden aus dem Lager und dessen Nähe mit Septimius Severus beginnt und in der Carnuntiner Baugeschichte sich bereits deutlich ausprägt. Von den Einzelfunden im Lager Lauriacum ragt das 1906 gefundene Stück einer Bronzeplatte hervor, das zu einem unter Caracalla (211—218) abgefaßten Stadtrechte, wohl der Ortschaft Lauriacum, gehörte.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Zweite Sitzung

Donnerstag, den 26. September 1907

war kombiniert mit der archäologischen Sektion und wurde in Vindonissa abgehalten. Siehe den Bericht darüber in den Verhandlungen der archäologischen Sektion (S. 88).

Dritte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907,
Beginn vormittags 9 Uhr 5 Min.

Vorsitzender: Privatdoz. Dr. F. Stähelin.

Nach einem Hinweise des Vorsitzenden auf die universalhistorische Ausstellung, die Geh.-Rat Prof. Dr. K. Lamprecht veranstaltet hatte, folgte der Vortrag von Prof. Dr. O. Schultheß (Zürich) über **Die Bauinschrift der Römerwarte beim Kleinen Laufen bei Koblenz in der Schweiz.**[1])

1) Der ganze Vortrag mit sämtlichen Belegen und einem Faksimile der Inschrift ist im „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde" N. F. Bd. IX (1907), Heft 3, S. 190—197 erschienen.

Im August 1906 wurde von J. Heierli im Auftrag der „Römerkommission“ der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler beim Kleinen Laufen oberhalb Koblenz die bereits von Ferdinand Keller erwähnte römische Warte, ein Turm von quadratischem Grundriß von 8 Meter Seitenlänge, 1,6 Meter Mauerdicke, erhalten bis auf eine Höhe von $2^1/_2$—3 Meter, freigelegt. Am ersten Tage der Grabung fand man auf der dem Eingang abgekehrten Südseite des Turmes eine oben und links unten vollständig erhaltene Tuffsteinplatte von 0,36 Meter Höhe und 0,34 Meter größter Breite mit einem schwalbenschwanzförmigen Dübelloch auf der Rückseite zur Befestigung der Platte am Bau. Sie trägt in ziemlich unregelmäßiger und flüchtiger Schrift die Bauinschrift des Turmes, die sich mit Hilfe der engverwandten Inschrift von Etzgen (nicht Schwaderloch; s. B. Pick, Anz. f. schweiz. Altertumskunde 1893 S. 269f. und J. Stizenberger, ebenda 1895, S. 441f.) und der in Umm-el-Djemâl in Arabien gefundenen Inschrift CIL III n. 88 (= Dessau n. 773) aufs Jahr 371 n. Chr. datieren und so ergänzen läßt: salvi[s ddd nnn]| Valenti[niano]| Valente e[t Gratiano]| per(petuis) [t]r(iumfatoribus) senp(er) [Aug(ustis)]||^5 summa rapida....| fecit sub cur(a)...| consul(ibus) d(omino) n(ostro) Gratian(o) [iterum et Fl(avio) Probo v(iro) c(larissimo)]. Die Lesung des Anfanges von Zeile 4 PERTR ist beinahe gesichert und die Auflösung per(petuis) tr(iumfatoribus) geboten, obgleich triumphator im allgemeinen nicht mit TR abgekürzt ist und kein adjektivisches Attribut bei sich hat; doch sei für TR = triumphator verwiesen auf CIL XII 5648, für die übrige Formulierung auf III 213 und III S. 2 n. 6730, und für das Asyndeton auf III S. n. 7494 (= Dessau n. 770).

Das Interessanteste an der Inschrift von Koblenz ist die Ortsbezeichnung Z. 5 Summa Rapida, zu der die Präposition in am Schluß von Z. 4 zu ergänzen ist. Summa Rapida (sc. aqua) ist „die oberste Stromschnelle“, eben der sogen. Kleine Laufen ein wenig oberhalb der Einmündung der Wutach in den Rhein, und setzt eine Media Rapida — diese war der „Große Laufen“ bei Laufenburg — und eine Infima Rapida, das „Gewild“ mit dem „Höllenhaken“ bei der Saline Rheinfelden, voraus. Daß diese Stromschnellen in der antiken Literatur, z. B. bei Amm. Marcell. XV, 4, 2ff., nicht erwähnt sind, darf uns um so weniger stutzig machen, als auch der mächtige Rheinfall bei Schaffhausen im Altertum nie Erwähnung gefunden hat. Freilich fehlt ein lateinisches Substantiv rapida, die Stromschnelle; aber die romanischen Sprachen weisen mit Sicherheit auf dieses lateinische Substrat hin. Zwar fällt franz.

le rapide als erst im 17. Jahrhundert belegtes Lehnwort und ital. la rapida, das nach Petrocchi lediglich wissenschaftlicher Terminus ist, außer Betracht; aber arbed. rávia (= la rapida del fiume) und franz. la rade, sowie zahlreiche andere romanische Formen (vgl. Körting[3] 7763 und Pușcariu, Etym. Wörterb. d. rumän. Sprache n. 1432 und 1455) bezeugen das Fortleben des Adjektivs rapidus [Gütige Mitteilung von Prof. K. Jaberg in Bern]. Für die Bezeichnung Summa Rapida sei verwiesen auf Summo loco, Sumelocenna, Summo lacu und Summus vicus (j. Somvix im Kanton Graubünden). Für die Verwendung von Rapida, bzw. Rapidum als Ortsbezeichnung hatte E. Ritterling die Güte, mich auf die Station Rapidum in Mauretania Caesariensis zu verweisen. Dort treffen wir im Jahre 167 n. Chr. unter Mark Aurel als Erbauer der Mauer veterani et pagani apud Rapidum consistentes (CIL VIII 20834. 20835; dieselbe Bezeichnung auf Meilensteinen S. 2159 n. 22548), während unter Diokletian die Station municipium wurde und nunmehr municipium Rapidense hieß n. 20836, Z. 6ff.

Im Anschluß an die Besprechung der Inschrift wurden einige Fragen prinzipieller Natur erörtert, zu denen die Inschrift von Koblenz und die von Etzgen den Anstoß gaben, z. B. über den Anteil Valentinians an der Rheinbefestigung, über die Spuren von zwei oder mehr Bauperioden an den burgi und über Zweck und Bedeutung der ganzen Anlage überhaupt.

In der Diskussion bestätigte Herr E. Bormann (Wien) die vorgeschlagene Lesung mit dem 1899 im Legionslager Carnuntum gefundenen Stücke, einer durchaus entsprechenden Bauinschrift derselben Kaiser, in welchem das Wort triumphatores ausgeschrieben ist. Außerdem teilte er aus einem tagsvorher von der österreichischen Grabungsstätte im Legionslager Lauriacum bei Enns erhaltenen Berichte zunächst den wie zur Begrüßung der Philologenversammlung auf Schweizer Boden in diesen Tagen gemachten Fund eines Denkmals aus der römischen Schweiz mit, eines nach der Inschrift aquis Hel(vetiis), also zu Baden an der Limmat gearbeiteten Bronzebeschlags eines Schwertes. Wichtiger ist die etwa gleichzeitig gefundene großenteils erhaltene gewaltige Bauinschrift des Lagers Lauriacum oder eines hervorragenden Baues darin, mit den Namen der regierenden Kaiser, Septimius Severus, Caracalla und Geta, des norischen Statthalters und der den Bau ausführenden Legion. Eine sorgfältige Abschrift konnte den Versammelten vorgelegt werden.

Prof. Dr. H. Scherrer (Heidelberg) sprach über das Thema:

Die urgesellige Gemeinschaft der Menschen war die Sippe und nicht die Familie.

Die neue naturwissenschaftliche Auffassung der Entstehung der Wesen der Erde verwirft die Schöpfung der Einzelwesen der Bibel und lehrt dagegen die Umgestaltung der niederen zu höheren. Die angenommenen Faktoren von Lamarck und Darwin erscheinen unzureichend und setzen in richtiger Betrachtung andere kosmische Kräfte voraus. Nehmen wir die Transformation als richtig an, so handelt es sich nicht um Paare, sondern um ganze Kategorien, die umgewandelt wurden. Darnach müssen gewisse Gruppen Vierhänder in die Vermenschlichung übergegangen sein. Die Menschen gewordene Gruppe hat sich von ihren Tierahnen getrennt und in blutsverwandten Sippen vermehrt. Da die Zahl der Geschlechter in den Geburten gleich war, so war die Paarung der Geschlechtsreifen von selbst gegeben, wie sie auch bei den nächststehenden Affen vorkommt. Die Materialisten wie Letourneau und Zenker, welche hier auf eine allgemeine Promiskuität schließen, stehen mit den Tatsachen in Widerspruch. Trotzdem das Kind seiner Mutter Kind war, das sie jahrelang säugte, und der Vater zur Mutter hielt, herrschte doch die Lebensansicht, daß alle Glieder groß und klein der Sippe gehörten. Die Sippe war die natürliche Blutsgemeinschaft. Die Volksvermehrung war eine Vermehrung der Sippen, in der Zahl je nach Bedürfnis der Jäger oder Hirten. Die vermehrten Sippen gelangten zu einer Wechselheirat der beiden Geschlechter, so daß die Jünglinge der A die Mädchen der Sippe B zu Frauen nahmen (Totemismus). Die Bedeutung des Mannes trat sogleich hervor, vor allem durch seine physische Kraft und eigenartigen geistigen, männlichen Eigenschaften, die ihn zum Verteidiger und Richter bestimmten. Als die Nomaden fremdes Stammvolk kennen lernten und die Männer Gelüste zu Frauen von ihnen empfanden, war die Erlangung nur durch Entführung und Raub möglich. Das geraubte Weib trat nicht in die Sippe des Mannes über, sondern blieb, wie jede erworbene Sache, sein Eigentum. Die Sippschaften hatten Schwierigkeiten der Sache zu ordnen. Sie versuchten verschiedene Wege. Erst später kam es zu einer rechtlichen Ordnung durch Verträge. Die rechtskundigen Römer schufen bekanntlich mit den Sabinern ein *jus connubii et commercii*, ein Vertrag, der auch bei allen semitischen und arischen Völkern als Brautkauf bekannt geworden ist. War die Frauennahme durch Vertrag und entsprechende Heiratsprämien geordnet, so wurde es eine legitime Ehe, ahd. *ewa*, welche bei Kulturvölkern die Regel bildete, sie trat aber noch nicht sichtbar als Sonderfamilie hervor; dies geschah erst mit der festen Siedelung, dem eigenen Wohnhaus, dem zugehörigen Vieh und dem Ackerlos bei selbständig gesinnten Völkern. Das war die patriarchalische Familie unter dem Oberhaupt des Hausvaters.

Es ist hier zum Schluß einer Vermutung des Basler Juristen Bachofen entgegenzutreten, welcher in seinem Buch: „Mutterrecht", Stuttgart 1861, als erstes Familiensystem eine Weibervorherrschaft annahm, wovon er Spuren bei zivilisierten historischen Völkern zu finden glaubte. So sehr belesen Bachofen auch war, so müssen wir den jeweiligen Bestand eines Weiberregimentes leugnen. Wenn auch einige Vorrechte für das Ackerland bei Bearbeitung durch Weiber vorkamen, so hat es doch keine solche Weiberherrschaft gegeben.

Den letzten Vortrag hielt Geh. Rat Prof. Dr. K. Lamprecht (Leipzig) über **Die Ausgestaltung des kultur- und universalgeschichtlichen Unterrichts an den Hochschulen.**

Er ging davon aus, daß er über dies Thema schon vor kurzem auf dem Historikertag in Dresden gesprochen und dort drei Forderungen aufgestellt habe: die einer bei weitem stärkeren Vertretung der Universalgeschichte, insbesondere auch der Geschichte Amerikas und der ostasiatischen Kulturen; die der Ausbildung der Anschauungsmethode für diese Vorlesungen zur besseren Verdeutlichung des fremden Milieus; und endlich die der Begründung von Seminarien für Kultur- und Universalgeschichte wenigstens an einigen größten Universitäten (zunächst in Leipzig, wo die formelle Eröffnung eines solchen besonderen Seminares für den 1. Oktober 1908 in Aussicht steht). Diese Forderungen haben in Dresden Anlaß zu lebhafter Debatte und zahlreichen privaten Aussprachen des Redners mit anwesenden Vertretern des geschichtlichen Faches gegeben; sie sind auch in der Presse der letzten vierzehn Tage an sehr vielen Stellen und zum Teil sehr gründlich erörtert worden. Dabei hat sich über die ersten beiden Punkte eine weitgehende Übereinstimmung ergeben. Darüber daß Universalgeschichte bei weitem mehr als bisher gepflegt werden müsse aus wissenschaftlichen Gründen wie aus Gründen der praktischen Politik, herrscht beinahe Einstimmigkeit. Und auch die Betonung des Anschauungsunterrichts, durch Skioptikonbilder und Verwandtes, hat grundsätzliche Gegner kaum gefunden; nur über das Maß der Anwendung der Anschauungsmittel gehen die Ansichten auseinander. Eine volle Einigung hierüber wird ja naturgemäß nie zu erreichen sein, ist auch keineswegs ein erstrebenswertes Ziel. Festgehalten werden muß nach dem Redner an der grundsätzlichen Forderung, daß Professoren, welche über außereuropäische Geschichte lesen, im allgemeinen auch die Schauplätze dieser Geschichte persönlich kennen gelernt haben, wie es ja vom Historiker der antiken Geschichte heute als selbstverständlich gilt, daß er die Mittelmeerländer kenne. Mindestens aber sei zu verlangen, daß ein Historiker, der über Universalgeschichte lese, einige

Länder verschieden hoher Kultur bereist habe. Ist diese Forderung einmal erfüllt, so wird sich das Maß der Anwendung des Anschauungsunterrichts ganz von selbst ergeben. Im übrigen zeigte der Redner eingehend, wie die beiden Forderungen durchaus im Einklang mit dem stehen, was die eingehenden Erörterungen der pädagogischen Fragen, insbesondere über die akademische Vorbereitung der Mittelschullehrer für ihren Beruf ergeben haben: hier hat Harnack für die Historiker gänzlich widerspruchslos universalgeschichtliche Vorlesungen gefordert, wie Brandl für die Philologen den allergrößten Wert auf den Besuch fremder Länder gelegt hat. Man darf also sagen: Universalgeschichtliche Vorlesungen und Anschauungsunterricht für solche Vorlesungen sind eine schon heute kaum noch bestrittene Forderung.

Zu eingehender Diskussion stand nach alledem nur noch die dritte Forderung: die von Seminarien für Kultur- und Universalgeschichte. Sie ist in Dresden und in der Presse bisher überhaupt weniger und vor allem weniger durchsichtig behandelt worden, weil dem Redner bei dem auf ungünstige Stunde angesetzten Vortrage in Dresden die Zeit mangelte, auf sie des genaueren einzugehen. Dies eben geschah nun jetzt. Der Vortragende gab eine eingehende Schilderung der für das Leipziger Seminar beabsichtigten Studieneinrichtungen, und führte an einzelnen zur Ausstellung gebrachten Beispielen von Lehrmaterial durch, wie sich der Unterricht gestalten würde: dies alles auf Grund schon mehrjähriger Erfahrungen vornehmlich in amerikanischer und ostasiatischer, besonders japanischer Geschichte. Dabei betonte er ausdrücklich, daß die Studien auf diesen Gebieten immer nur kleinen Kreisen Studierender zufallen würden. Da aber außereuropäische wie europäische Universalgeschichte vorwiegend nur als Kulturgeschichte denkbar sei, so müßte mit ihr — und so sei die Sache auch in Leipzig geplant — ganz überwiegend die Forschung auf dem Gebiete deutscher Kulturgeschichte Hand in Hand gehen; ja es sei noch tiefer bis in die Landesgeschichte hinein zu fundamentieren: weshalb denn das Leipziger Seminar in unmittelbarer räumlicher Verbindung mit einem Seminar für sächsische Geschichte stehen werde, derart, daß die Bibliotheken beider Seminare durcheinander benutzt werden können.

Auch dieses Zusammengehen von Landes-, National- und Universalgeschichte sei schon erprobt, und die Ergebnisse für die Studierenden seien so günstig, daß auf Grund der bestehenden Erfahrungen auf dem eingeschlagenen Wege fortgefahren werden könne. Dabei handle es sich natürlich nicht um rasche und gleichzeitige Erfüllung aller etwa denkbarer und sogar auch nur aller als notwendig

empfundener Forderungen; vielmehr müßte der Fortschritt des Ausbaus des Seminars und seiner Übungen von den jeweils sich darbietenden Personen und Mitteln abhängig bleiben. Im übrigen verwies der Redner für die organisatorischen Fragen auf seine in der „Zukunft" vom 21. September 1907 gedruckten Bemerkungen.

Was die im Seminar zu betreibende Methode angehe, so sei sie nur die allgemein übliche und werde sie in ihren Anfangsgründen in einem besonderen Proseminar gelehrt werden. Anders dagegen als bisher muß die Vorbildung des jungen Historikers in den gleichzeitig zu betreibenden synthetischen Hilfswissenschaften geregelt werden. In den frühesten Zeiten systematischer Durchbildung von Historikern, in den dreißiger bis siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, habe man ganz allgemein eine philologische und zwar vornehmlich klassisch-philologische Vorbildung zur Erlernung der Kunst der Kritik und Hermeneutik für notwendig erachtet. Der Redner steht auch jetzt noch auf diesem Standpunkt: die Vorbildung müßte klassisch- oder neuphilologisch bzw. germanistisch sein, da die Wissenschaft der mittleren wie der neueren Geschichte keine Philologie des Mittellateins bzw. der Quellen der späteren Zeit entwickelt habe. Den Zeiten philologischer Vorbildung des jungen Historikers sei dann, in der Waitzschen Schule vornehmlich, eine Periode juristischer Vorbildung gefolgt, als Konsequenz der auf die Kantsche Metaphysik zurückgehenden voll entwickelten Staatengeschichte; und dieser wiederum, mit dem Auftauchen der wirtschaftlichen und sozialen Fragen seit den siebziger Jahren, eine Zeit kombiniert juristischer und nationalökonomischer Vorbereitung, wobei allmählich die ökonomische Seite in den Vordergrund getreten sei. Der Redner will diese Wissenschaften nicht missen, betont aber daneben die Notwendigkeit auch philosophischer, insbesondere aber psychologischer Vorbereitung.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Romanistische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907, nachmittags 3 Uhr.

Der erste Obmann, Prof. Dr. E. Tappolet (Basel) eröffnet die Sitzung. In seiner Begrüßung betont er die Bedeutung Basels als Vermittlerin zwischen romanischem und germanischem Wesen und freut sich, auf diesem Boden die Romanisten willkommen heißen zu können.

Pur remenbrer des ancessurs,
Les diz e les faiz et les murs.

Er nennt sodann zuerst die in den zwei verflossenen Jahren verstorbenen Gelehrten romanischer Zunge: Ascoli, den Schöpfer der modernen Linguistik jenseits der Alpen, Gründer des ausgezeichneten Archivio glottologico und Verfasser der vorbildlichen Saggi ladini und Schizzi franco-provenzali, Brunetière, den vorzüglichen Literarhistoriker, und Carducci, den größten Dichter des modernen Italiens. In Deutschland hat die romanistische Wissenschaft große Verluste erlitten durch den Tod von E. Böhmer, R. Schröder, K. Hetzer; in der Schweiz durch den Tod von J. Ulrich und J. Muoth; Frankreich hat den Hinschied von E. Biré und A. Delboulle zu beklagen, und in Italien ist Graf Nigra seinem Meister Ascoli bald gefolgt. Holland hat Van Hamel, Rußland A. Wesselofsky verloren.

Zur Ehrung der Genannten erhebt sich die Versammlung von ihren Sitzen.

Die Reihenfolge der Vorträge, wie sie im Programm vorgesehen ist, findet den Beifall der Versammlung. Auf Vorschlag von Prof. Dr. Morf werden als Vorsitzende gewählt: 1. der Senior der Versammlung Prof. Dr. E. Stengel (Greifswald), 2. Prof. Dr. E. Tappolet (Basel); als Schriftführer: Prof. Dr. Suchier (Höchst) und Prof. Dr. Jud (Zürich).

Den ersten Vortrag hält Prof. Dr. L. Gauchat (Zürich) **Über die Bedeutung der Wortzonen.**[1])

Die frühere Ansicht von vollkommener Unregelmäßigkeit der Ausbreitung der Wörter muß revidiert werden. Der *Atlas linguistique de la France,* von Gilliéron und Edmont, ermöglicht jetzt ein tieferes Eindringen in die Probleme, welche sich an die Wortzone knüpfen. Die vorwiegend lexikologische Anlage des herrlichen Werkes fördert moderne Tendenzen der Romanistik, die der Untersuchung des Wortes und des Begriffes gewidmet sind. Der Atlas zeigt, welche Wortkategorien sich in lateinischer Benennung erhalten (Abstrakta, Verkehrswerte, Grundbegriffe), welche dem Neologismus rufen (subjektive Werte). Er weist z. B. Vereinheitlichungstendenz in den Namen für die Berufe nach. Aus den Karten geht häufig der Zusammenhang der Neubenennung mit provinziellen Lebensbedingungen hervor. Dem Kartenblatt sieht man an, ob ein Wort eine einfache oder wechselvolle Geschichte durchmachte. Die Größe und Lage der Wortzonen verdeutlicht den Existenzkampf der Wörter. Das Nebeneinander der Karten läßt sich in ein chronologisches Verhältnis bringen und die Aufeinanderfolge der Wortschichten erkennen. So treibt man Sprachgeologie. Gilliéron selber hat (mit Mongin und Roques) methodisch wichtige Proben solcher Untersuchungen geliefert. Der Atlas lehrt die Wortgeschichte perspektivisch anschauen, er zwingt zu zusammenfassender Betrachtung der Vertreter eines Begriffes und zum gleichzeitigen Studium der Wörter und der Dinge, die sie benennen. Aus der Vergleichung verschiedener Karten ergibt sich die Abhängigkeit der Wörter voneinander, der Grund vieler Umprägungen, Umdeutungen, des Werdens und Vergehens. Unter anderem erscheint die Homonymie als zerstörender Faktor. Die Lage der Wortzone gibt deutliche etymologische Winke. Interessant ist das Auftreten gleichartigen Wortersatzes an weit auseinanderliegenden Punkten, wie *spiare* für *regarder* in der Gascogne und in Lothringen. Das Studium allgemeiner Sprachverhältnisse muß da zu genetischen Zusammenhängen führen. Ein im Atlas oft wiederkehrendes Bild ist die Beibehaltung altertümlicher Bestandteile an der Peripherie des Landes, so auf den Karten: *abeille, renard, soir, souper, soleil* usw. Dies lehrt nachdrücklich, daß der lateinische Ausdruck einst in Frankreich bestand und im etymologischen Studium von ihm auszugehen ist. In *scier* steckt ein Stück *serrare.* Französisch *tête* stammt nur als äußerliches Zeichen von *testa,* das wahre Grundwort ist *caput*, von

1) Der Vortrag wird im Archiv für das Studium der neueren Sprachen erscheinen.

dem *tête* den größten Teil des Inhalts erbte. Der Atlas zeigt die Wege des Vormarsches des Französischen in die Mundartgebiete. Das Zentrum war meist Paris. Selten und aus verschiedenen Gründen differiert der mundartliche Ausdruck des Seinedepartements von der Schriftsprache. Der Vorstoß war am kräftigsten im Westen und unmittelbar im Süden der Hauptstadt. Der provenzalische Süden wird von Westen und Osten angegriffen. Der französische Ausdruck gewährt oft das Bild einer Klammer. Bordeaux, Lyon und Marseille sind wichtige Verbreitungsfilialen. Die Wasserwege waren bei der Propagation sehr förderlich, so besonders die Rhone. Die Karte *regain* zeigt deutlich Verschleppung des französischen Wortes durch die Garonne und den Canal du Midi. Der Norden besitzt noch große lexikologische Selbständigkeit. Das Wort Cäsars: „Gallia est omnis divisa in partes tres" hat immer noch sprachliche Gültigkeit. Das in der Burgunderzeit konstituierte franko-provenzalische Sprachgebiet ist noch heute in seiner Südgrenze (Südrand der Dép.: Savoie-Isère) deutlich vom Provenzalischen geschieden. Viele Wörter erreichen hier ihr Ende. Die Wortzone hat auch in der Dialektgrenzenfrage mitzureden. Wir haben in der Wortzone ein neues Arbeitsinstrument erhalten, durch das die französische Wortforschung in ein neues Stadium eingetreten ist. Methodischer Gewinn ergibt sich daraus auch für die allgemeine Erforschung der romanischen Sprachen.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Seelmann (Bonn), Morf (Frankfurt a. M.) mit dem Hinweis auf die methodische Schulung, welche durch das Studium der Karten des *Atlas linguistique* den zukünftigen Neuphilologen im Seminar vermittelt werden kann, Baist (Freiburg i. Br.) mit einigen Bemerkungen über die Geschichte von *forestis* > *forêt*.

Prof. Dr. G. Bertoni (Freiburg i. S.) sprach über **La poesia franco-italiana.**[1])

Meglio che «franco-veneta», potremo chiamarla «franco-italiana», in quanto che non fiorì solamente nel Veneto, ma nell' Italia superiore, ivi compresa l' Emilia. Vero è tuttavia che al Veneto spetta il posto d' onore.

La denominazione di «franco-italiana» ha un puro e semplice valore letterario e indica cioè che codesta poesia, fiorita nell' alta Italia, deriva in tutto, o in parte, dalla poesia di Francia; ma non ha valore linguistico. In fatti, gli autori dei secc. XIII e XIV pro-

1) Riassumo qui con la maggior brevità che mi sia possibile le tesi da me illustrate nel Congresso di Basilea il 24 Settembre 1907. Parte della conferenza trovasi nel cap. I del mio recente libro *L' Attila di Nicola da Casola,* Fribourg (Suisse), 1907.

ponevansi una di queste due cose: o ridurre in dialetto italiano modelli francesi, o scrivere in francese. Nel primo caso i documenti spettano alla letteratura dialettale italiana del Nord e sono interessanti ancora per quel che conservano di francese; nel secondo caso essi spettano alla Francia, benchè redatti in cattivo francese. In vece di una zona linguistica franco-italiana, noi abbiamo due demizone, di cui l' una è italiana, l' altra è francese. Il gergo risulta dalla maggiore o minor conoscenza della lingua da parte degli autori e dei rimanipolatori; ma sta sempre il fatto che, in fondo, essi volevano adoprare l' una o l' altra lingua: la francese o l' italiana. Vi riuscivano più o meno, a seconda della loro abilità, della loro coltura e del loro ingegno. Ogni opera adunque presenta caratteristiche linguistiche sue proprie; ma i fenomeni non possono erigersi a legge generale, essendo essi medesimi un fatto individuale. Nicola da Verona, a ragion d' esempio, intendeva scrivere in pretto francese e lo proclamava altamente. Per comprendere il problema dell' ibridismo, bisogna invero rappresentarsi lo stato della coltura francese in Italia nel sec. XIII e nel seguente. Eran scesi e scendevano pellegrini e giullari di diverse regioni della Francia, della Normandia, della Piccardia, ecc. ecc. e il primo esempio di ibridismo dialettale lo portavano essi medesimi nella penisola.

Parmi che la letteratura franco-italiana sia suscettibile di una classificazione, qualora ci fondiamo sulla lingua. Avremo cioè:

I. *Poemi franco-italiani scritti in dialetto italiano (quasi sempre veneto) con intromissione più o meno considerevole di elementi francesi, che possono anche mancare del tutto.*

Abbiamo: il codice marciano IV della *Chanson de Roland;* il cod. marciano XIII, cioè: *Beuve d'Hanstone, Berte au grand pied, Berte et Milon, Ogier le Danois, Macaire;* le redazioni torinese e padovana dell' *Huon d'Auvergne,* il *Rainardo* e *Lesengrino,* il *Bovo laurenziano* e anche quello *udinese.*

II. *Poemi franco-italiani scritti in francese da italiani:* il poema su *Antéchrist* nel cod. 3645 dell' arsenale; il trattato di *Enanchet;* la *Consolacion* di Boezio in prosa contenuta nel cod. francese 821 della Biblioteca nazionale di Parigi; l' *Entrée en Espagne*, la *Prise de Pampelune,* la *Farsaglia* e la *Passione* di Nicola da Verona; l' *Attila* di Nicola da Casola e l' *Aquilon.*

III. *Poemi francesi copiati in Italia da amanuensi non diligenti, che si sono permesse alcune alterazioni, o da amanuensi diligenti, che si sono proposte alcune alterazioni.* Abbiamo: l' *Huon d'Auvergne* del ms. della collezione Hamilton a Berlino; l' *Aspremont* e l' *Anseïs* del cod. parigino 1598, scritto forse dal padre di Nicola

da Casola; il *Gui de Nanteuil* e il *Folques de Candie* della Marciana, e certamente altri poemi. Importantissimi il V[7] della *Chanson* e il ms. di Châteauroux.

IV. Infine, spetta il quarto posto a *poemi franco-italiani perduti*, da classificarsi piuttosto nella prima che nella seconda o terza sezione, perchè attestati da altri poemi toscani che ne dipendono. E i poemi della classe I sono quelli che oltre passarono gli Apennini. Appartengono a questa classe: un *Rinaldo di Montalbano,* un altro *Ogier,* un poema, che fu il modello della *Spagna* in prosa e in rima, un poema su *Fiorio e Biancifiore,* ed altro ancora.

Questa classificazione è fondata su ragioni linguistiche e non su fatti letterari. Le due prime classi sono separate da un abisso; nella prima rientrano poemi che hanno, ad es., conservate le finali lat. *-o*, *-u* e *-a;* alla seconda spettano invece poemi, che essendo scritti in francese, se bene cattivo, lascian cadere *-o* ed *-u* e mutano *-a* in *-e*. Ma una grammatica franco-italiana non potrà mai farsi per la semplice ragione che non si può scrivere una grammatica di una lingua che non è mai esistita, se non nell' imaginazione di qualche erudito; e dovremo perciò tenerci ognora paghi a una descrizione di ogni singolo testo, senza permetterci di estendere ad altri le caratteristiche trovate in un documento. Concludo: franco-italiana chiameremo adunque la letteratura, in quanto si riattacca alla Francia; ma non franco-italiana la lingua, che fu invece o italiana, con intrusione di elementi francesi, o francese con ibridismo dialettale. Preferibile poi alla denominazione di letteratura «franco-veneta» è quella più generale di «franco-italiana».

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907, 9 Uhr 30 Min.

War kombiniert mit der zweiten Sitzung der germanistischen Sektion. Bericht siehe dort (S. 99).

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, 9 Uhr.

War kombiniert mit der germanistischen und der englischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. E. Stengel (Greifswald).

Den ersten Vortrag hielt Prof. Dr. G. Baist (Freiburg i. Br.) über **Arabische Beziehungen vor den Kreuzzügen.**

Was das Mittelalter von den Arabern erlernt hat, ist fast durchweg unabhängig von den Kreuzzügen. Zwei Hauptzentren kommen

für die orientalischen Wortentlehnungen in Betracht: Sizilien und Spanien; Wesentliches ist durch Vermittlung der Byzantiner ins Abendland gelangt. Byzantinisch ist die Azurfarbe, in Italien der Bau der Seide (10. Jahrh.) und wahrscheinlich der Baumwolle (it. *bambascia*, dtsch. *Wams*). Der Zucker war im 11. Jahrh. als Droge gekannt. Das Papier kam über Sizilien und Spanien, ebenso die Pomeranze. Das Schach aus Spanien, schon im 10. Jahrh. in Leon. Maschenpanzer und Armbrust sind früh mittelalterlich, letztere abendländische Erfindung. Spanisch-französisch sind *mesquin*, *adouber*, *hoqueton*, *aucube*, *almasour* usw., aus Palästina kam vor dem dritten Kreuzzug nur *muserat* und *tarquais*. Die Vermittlungsstelle ist für Frankreich die Spanische Mark.

Der zweite Redner, Prof. Dr. Ed. Wechßler (Marburg) sprach über **Mystik und Minnesang.**[1])

Der erste Kreuzzug, der das asketische Lebensideal in seiner höchsten Ausbildung zeigt, brachte zugleich die erste Befreiung vom Zwang der kirchlichen Lebensanschauung. Zuerst in Südfrankreich wandten sich die breiten Volksmassen von der Kirche ab. Und die Kreise der feudalen Hofhaltungen wurden religiös indifferent. Dort formulierten die Dichter ein anderes Lebensideal, mehr Sitte als Sittlichkeit in sich schließend: die Cortezia, Courtoisie, hövescheit. Fürstliche Frauen, die an ihren Höfen feine Geselligkeit übten, waren Gesetzgeberinnen dieser ältesten Laiendichtung der neueren Zeit. Diese Fürstinnen werden von den Dichtern als Erzieherinnen zur höfischen Zucht gepriesen. Das Minnelied an die Herrin war nach Sinn und Zweck ein politischer Panegyrikus, der Frauendienst dem Herrendienst parallel. Die Trobadors und Minnesinger waren gelehrte Dichter, bewandert in der Grammatik und Musik, Psychologie und Dialektik der Schule. Ihre wertvollste Anregung empfingen sie nicht sowohl von dort, sondern von der mystischen Grundstimmung der religiös erregten Zeit. Den ältesten Minnesingern gingen Bernhard von Clairvaux und Hugo von St. Victor unmittelbar voraus. Mystik ist das Hinausstreben der Seele aus dem Endlichen ins Unendliche durch die Kraft der Liebe. Das mystische Erlebnis an sich ist allen Zeiten und Völkern gemein, und stets im höchsten Sinne poetisches Erlebnis. In der Psychologie der Mystik finden wir überall gewisse Stadien, von der mystischen Sehnsucht bis zur Ekstase. Diese Stadien zeigen sich auch im Minne-

1) Noch im Jahre 1908 wird vom Redner im Verlag von Max Niemeyer in Halle a. S. erscheinen: „Minnesang und Christentum.“ Studien zur Geschichte der mittelalterlichen Weltanschauung.

sang. Der Frauendienst wurde gesteigert zur Andacht, zum Frauenkult. Frauenminne wurde der christlichen Caritas gleichgestellt und als Kardinaltugend und Quelle alles Guten gepriesen. Reine Frauenminne ist nicht Sünde, sondern Tugend und erzieht zur Keuschheit. Nur der Gute ist der Minne fähig. Dantes mystische Frauenverehrung war keine Neuerung, sondern in Südfrankreich vorbereitet. Dante versöhnte Kirche und Frauendienst, indem er seine Beatrice als Symbol kirchlicher Begriffe auffaßte, in der Vita Nuova als Engel-*intelligenza,* in der Commedia als *sapienza divina.* Nach ihm war sich Petrarca, der Mann der Renaissance, des Gegensatzes wohl bewußt und litt schwer darunter. Von ihm führt dann die geschichtliche Entwicklung bis zu Goethe.

Am Schluß der Sitzung regte Prof. Dr. E. Martin (Straßburg) die Sammlung bildlicher Darstellungen der Tiersage an.

Nach Worten des Dankes an die Vortragenden schloß der Vorsitzende die dritte Sitzung, indem er zugleich mitteilte, daß der Vortrag von Prof. Piaget (Neuchâtel), infolge Krankheit am Freitag ausfallen werde.

Vierte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, 11 Uhr 30 Min.

War kombiniert mit der englischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. E. Stengel (Greifswald).

Der Vorsitzende erteilt Prof. Dr. W. Wetz (Freiburg i. Br.) das Wort zu seinem Vortrage über **Die Aufgaben des neusprachlichen Unterrichtes in der Schule und an der Universität.**[1])

Der Redner geht aus von der in den letzten Jahren erfolgten großen Neuerung auf dem Gebiet des höheren Schulwesens, durch die die Oberrealschulen als gleichwertige Bildungsanstalten neben den humanistischen und den Realgymnasien anerkannt und ihre Schüler zum Studium aller Universitätsfächer zugelassen wurden. Wenn die von den Oberrealschulen überlieferte Bildung, die zu einem guten Teile wenigstens durch die Beschäftigung mit den neueren Sprachen, mit Französisch und Englisch, erzielt werde, der Gymnasialbildung gleich stehen solle, so erwachse für jene Anstalten auch die Pflicht, dem Bildungswert des neusprachlichen Unterrichts erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden und dafür zu sorgen, daß dieser seiner Aufgabe

1) Der Vortrag ist unverkürzt erschienen in der „Zukunft“ 1908, Nummern vom 4. und 11. Januar.

in der Hauptsache auch gerecht werde. Dieser Gesichtspunkt aber tritt nach der Ansicht des Redners in dem heute auf unseren Schulen herrschenden neusprachlichen Lehrbetrieb allzusehr zurück. Dieser sei vor allem auf die Entwicklung der Sprachfertigkeit und auf Überlieferung eines Bildes von dem fremden Volke berechnet; er bevorzuge daher in der Lektüre vielfach Autoren, die nur einen untergeordneten literarischen Wert besäßen oder überhaupt nicht zur Literatur gehörten und sich nur dadurch empfählen, daß sie mancherlei Notizen über das fremde Land und Volk brächten und sich bequem zu Sprechübungen darböten. Der Redner ist durchaus für Beibehaltung der Sprechübungen, ja er hält sie für ganz unentbehrlich und betrachtet es auch als das Natürliche, daß diese sich überwiegend mit dem fremden Land und Volk beschäftigen: aber ebenso entschieden ist er auch der Ansicht, daß wir nicht in jener *matter-of-fact*-Literatur den Zugang zu der Seele eines Volkes haben, sondern vielmehr in der großen Literatur, der dichterischen wie der prosaischen, in der die bedeutendsten geistigen Vertreter eines Volkes ihre gewaltige Persönlichkeit, ihr Denken und Fühlen ausgesprochen haben. Nur die Beschäftigung mit dieser wirkt nach ihm wahrhaft bildend, nicht aber die mit jener untergeordneten Literatur, die uns abgerissene Notizen über das fremde Land vermittelt, noch auch die mit der Gebrauchssprache, die ausschließlich in den Sprechübungen zur Geltung kommt.

Es genügt nun aber nicht, daß die Schule den großen fremdsprachlichen Autoren mehr Beachtung schenkt als seither, sie bedarf vor allem auch der Lehrer, die sie für die Bildung ihrer Schüler wahrhaft nutzbar zu machen wissen. Der Redner geht nun auf die Vorbildung der neusprachlichen Lehrer ein und findet, daß sie für ihre Aufgabe mangelhaft vorbereitet seien, weniger gut z. B. als die klassischen Philologen. Ungünstig wirke schon ein, daß neun Zehntel ungenügende Vorkenntnisse auf die Universität mitbringen. Die Oberrealschüler und z. T. auch die Realgymnasiasten seien im Latein und in der alten Literatur und Kultur nicht gut beschlagen, die Schüler des humanistischen Gymnasiums wüßten meist kein Englisch. Seien nun die jungen Studenten glücklich so weit, daß sie die größten Lücken ihrer Bildung ausgefüllt hätten, was meist ein Jahr in Anspruch nehme, so könnten sie keineswegs ihre ganze Kraft auf die lebende Sprache und die Literatur, die darin niedergelegt sei, werfen, sondern müßten sich vor allem den früheren Sprachstufen und der historischen Grammatik, kurz der sprachwissenschaftlichen Seite ihres Faches zuwenden. Viele gingen beinahe ganz darin auf, und das erkläre sich daraus, daß die ältere Sprache und Literatur in unserm

akademischen Unterricht ganz und gar im Vordergrund stehe, von einzelnen Professoren sogar ausschließlich behandelt werde, während die neuere Sprache und Literatur dem fremdsprachlichen Lektor überlassen bleibe. Der Redner hält diesen Zustand für ungesund und glaubt, daß vielmehr die neuere Sprache, die jetzt gegen die ältere durchaus zurückstehe, in unserm akademischen Unterricht zur Hauptsache werden und dieser immer von ihr ausgehen und immer wieder zu ihr zurückkehren müsse. Auch für die Literatur genüge der fremdsprachliche Lektor nicht ganz, weil die fremde Literatur nicht bloß mit den Augen des Eingeborenen betrachtet werden dürfe, sondern wir sie auch in ihrer Bedeutung für unser eigenes Geistesleben würdigen müßten. Wenn es das Ziel des akademischen Unterrichts sein solle, daß er die Philologen lehre, in die Tiefe einer fremden Sprache und Literatur einzudringen, so müsse man zugestehen, daß diese Aufgabe von den Altsprachlern weit besser als von den Neusprachlern gelöst werde. Der Redner deutet dann an, wie eine Besserung des jetzigen Zustandes erzielt werden könne, und schließt: wenn man für den neusprachlichen Unterricht die nötigen Lehrer habe, nämlich ernste, wissenschaftlich gerichtete Männer, die tief in den Geist der fremden Sprache und Literatur eingedrungen seien, dann werde dieser Unterricht nicht bloß Fertigkeiten und einzelne Kenntnisse über das fremde Land und Volk, sondern auch wirkliche Bildung zu überliefern vermögen.

Dr. E. Thommen (Basel) übernimmt den Vorsitz und spricht dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Stengel (Greifswald), Schneegans (Würzburg), Winneberger (Frankfurt), Ruska (Heidelberg), Ries (Colmar), Tappolet (Basel), Dick (Basel), R. Jordan (Heidelberg) und der Vortragende.

Schluß der Sitzung 1 Uhr.

Fünfte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, 9 Uhr 15 Min.

War kombiniert mit der englischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. E. Tappolet.

Prof. Dr. H. Schneegans (Würzburg) hält seinen Vortrag über

Die neuere französische Literaturgeschichte im Seminarbetrieb unserer Universitäten.[1])

1) Der Vortrag ist in der Februarnummer 1908 der Ztschr. „Die Neueren Sprachen“ S. 513 erschienen.

Der neusprachliche Unterricht will zwar als höchstes Ideal den Zweck verfolgen, in das Verständnis der Kultur des fremden Volkes einzuführen. Die Art und Weise, wie aber auf den Oberklassen unserer Mittelschulen die französischen Klassiker gelesen und interpretiert werden, entspricht diesem Zweck nur in den seltensten Fällen. Statt den Autor aus der psychischen Atmosphäre seiner Zeit und seiner Umgebung heraus in seiner historischen Bedeutung zu erklären, wird er oft nur als Unterlage zu Übungen in Grammatik und Konversation oder zur Einprägung der sogenannten Realien verwertet. Einer eigentlich literarischen Erklärung neuerer Texte stehen die meisten Lehrer hilflos gegenüber. Schuld ist daran z. T. der Umstand, daß sie nach dieser Richtung auf der Universität zu wenig vorgebildet werden. Auf unseren Seminarien treiben wir zwar sehr gründliche historisch und vergleichend grammatische sowie textkritische, hie und da auch literarische Übungen im Anschluß an ältere Texte. Die Bedeutung dieser Übungen erkennen wir zwar rückhaltlos an. Wir werden uns aber die Frage wohl vorlegen dürfen, ob die neuere französische Literaturgeschichte, die doch vom 16. Jahrhundert ab als Kulturfaktor erst ihre ganze Bedeutung erhält, nicht dabei zu kurz kommt. Im Kolleg wird zwar das 16. und 17. Jahrhundert von den meisten Universitätsprofessoren noch behandelt. Nur selten wird aber über das 18. und 19. Jahrhundert gelesen. Meistens sind es nur die Lektoren, die über diese wichtigen Perioden lesen. Der Lektor ist aber in den meisten Fällen ein Ausländer, der nicht Romanist von Fach ist. Ausnahmen bestätigen die Regel. So bekümmert sich die deutsche Wissenschaft als solche im Hochschulbetrieb recht wenig um die Perioden der französischen Literaturgeschichte, die für die Kultur die wichtigsten sind. Im Seminar ist das noch weniger der Fall wie im Kolleg. An der Hand der Vorlesungsverzeichnisse der letzten Jahre läßt sich sehr leicht der Nachweis führen, daß eigentlich nur selten rein literarhistorische Übungen über die neuere französische Literaturgeschichte abgehalten werden. Eine Ausnahme machen nur die wenigen Universitäten, an denen Doppelprofessuren bereits bestehen oder die Akademie Frankfurt a. M., wo selbstverständlich auf die neuere Zeit mehr Gewicht gelegt wird. So sind denn die Klagen, die sich in Lehrerkreisen erheben, über die nicht genügende Vorbereitung in literarischer Hinsicht auf der Universität begründet. Soll das Studium der neueren Sprachen auf der Oberrealschule wirklich mit dem der alten am Gymnasium wetteifern, so muß nach dieser Richtung hin mit großem Nachdruck gearbeitet werden. Sonst wird das „moderne Kulturideal“, das dem alten klassischen so gerne entgegengesetzt wird,

einem jämmerlichen Fiasko entgegengehen. Daß die neuere Zeit im Seminar nicht wissenschaftlich betrieben werden könnte, ist unbegründet. Die Probleme, die es zu lösen gibt, sind, weil sie mit der Geschichte, Philosophie, den sozialen Fragen, kurz der Kultur überhaupt vielleicht noch enger verknüpft sind als die mittelalterlichen, nur noch komplizierter. Abgesehen von dem Quellenstudium, das bei neueren Texten selbstverständlich ebensogut betrieben werden kann wie bei alten, wären im Seminar Aufgaben vergleichender Art besonders fruchtbringend. So z. B. der Vergleich der Theorie einer Dichterschule (Plejade nach der *Défense et illustration* von Dubellay, Klassiker nach Boileaus *Art poétique,* Romantiker nach Victor Hugos *Préface de Cromwell*) mit den Leistungen der Dichter selbst, oder der Vergleich der Lehren Boileaus, sein Hinweis auf das Wahre (*Rien n'est beau que le vrai*) oder auf das Natürliche (*Que la nature donc soit votre étude unique*) mit den Bestrebungen der Realisten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Untersuchung, wie zu verschiedenen Zeiten Wahrheit und Natur aufgefaßt werden und warum ein Wandel in dieser Auffassung zu bemerken ist, die Erklärung, ob und inwiefern Boileaus und seiner Anhänger Stellung zu den Preziösen mit der realistischen Reaktion der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenüber der Romantik verglichen werden kann. Auch die Behandlung derselben Stoffe durch verschiedene Dichter zu verschiedenen Zeiten eröffnet sehr interessante Ausblicke auf die Entwicklung von Literatur und Kultur (so z. B. die Kritik der gelehrten Frauen bei Molière und Pailleron, das Nachäffen des Adels durch das Bürgertum bei Molière und Augier, die Art etwa Napoleon zu besingen bei den verschiedensten Dichtern des 19. Jahrhunderts usw.). An Aufgaben fehlt es gewiß nicht. Es fragt sich nur, ob wir Zeit haben neben dem Studium der altfranzösischen Sprache und Literatur, neben dem der übrigen romanischen Sprachen, der Dialektkunde, der Textkritik, die natürlich nicht zu kurz kommen dürfen, auch diese neue Aufgabe zu übernehmen. Um dies alles gründlich zu betreiben, müßten mit der Zeit die deutschen Universitäten überhaupt Doppellehrstühle errichten wie jetzt schon in Wien, Zürich und einigen anderen. Nicht bloß für die Entwicklung der Wissenschaft ist das notwendig. Auch in pädagogischer und sogar politischer Beziehung ist es von Wichtigkeit. Die Bedeutung der Oberrealschule als „moderne Schule“ steht oder fällt mit der höheren oder geringeren Beachtung der modernen Literatur. In Frankreich wird ferner von seiten der Germanisten das moderne Deutschland mit allem Nachdruck studiert. Wollen wir unserem Volke auch die Kenntnis des modernen Geisteslebens unserer Nachbarn über-

mitteln, so dürfen wir nicht zaudern, dem Beispiele der Franzosen zu folgen und nicht bloß „nebenher“, sondern gründlich und wissenschaftlich das Studium der modernen Literatur auf der Hochschule zu betreiben.

Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus. Auf Antrag von Direktor Dr. Winneberger (Frankfurt a. M.) findet die Diskussion im Sitzungszimmer der romanistischen Sektion statt.

Dort eröffnet nach kurzer Pause Herr Tappolet (Basel) die Verhandlungen von neuem. An der Diskussion beteiligen sich: Herr Morf (Frankfurt a. M.), Brandl (Berlin), Stengel (Greifswald), Voretzsch (Tübingen), Wetz (Freiburg i. B.), Dick (St. Gallen), Schneegans (Würzburg), Winneberger (Frankfurt a. M.), This (Markirch i. E.).

Es werden folgende drei Thesen von der Versammlung einstimmig angenommen:

I. Die Frage des Betriebs der neueren Literatur ist wichtig, nicht bloß aus wissenschaftlichen, sondern auch aus pädagogischen und allgemeinen kulturellen Gründen.

II. Es ist durchaus notwendig, dieses Studium durch Vorlesungen und besonders durch Übungen zu erweitern und zu vertiefen.

III. Zu diesem Zwecke ist die Errichtung von zwei romanistischen Professuren an jeder Universität zu erstreben.

Die Versammlung beschließt, diese Thesen dem im nächsten Jahre in Hannover tagenden Neuphilologentage einzusenden und beauftragt Herrn Prof. Dr. Schneegans (Würzburg), sie dort zu vertreten.

Nachdem Herr Tappolet (Basel) den beiden Schriftführern, ferner Herrn Stengel (Greifswald), besonders auch den Vortragenden, Herrn Morf (Frankfurt a. M.) eingeschlossen, herzlichen Dank ausgesprochen hat, erklärt er die Sitzungen der romanistischen Sektion für geschlossen.

Herr Stengel (Greifswald) gedenkt noch der Verdienste der beiden Obmänner, Tappolet (Basel) und de Roche (Basel), und dankt ihnen im Namen der Versammelten, die diesem Danke durch Erheben von den Sitzen Ausdruck geben.

Schluß: 11 Uhr 40 Minuten.

Englische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907, 2 Uhr 45 Minuten.

Nach der Begrüßung durch den ersten Obmann Prof. Dr. G. Binz (Basel) erfolgte die Wahl der Vorsitzenden. Als erster Vorsitzender wurde gewählt Prof. Dr. G. Binz, als zweiter Dr. E. Thommen (Basel). Zu Schriftführern wurden ernannt: Dr. K. E. Reinle (Basel) und cand. phil. K. Jost (Basel).

Das Arbeitsprogramm wurde genehmigt.

Nach kurzer Unterbrechung fand 3 Uhr 15 Minuten der weitere Verlauf der Sitzung gemeinschaftlich mit der germanistischen Sektion statt. (Den Bericht darüber siehe Germanistische Sektion, 1. Sitzung, S. 97.)

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907, 9 Uhr.

Nach der Eröffnung der Sitzung durch den ersten Vorsitzenden wurde das Protokoll der konstituierenden Sitzung verlesen und genehmigt.

Dann sprach Privatdozent Dr. R. Imelmann (Bonn) über **Die Chronologie altenglischer Dichtung.**

Die möglichst genaue, wenn nicht absolute, so doch relative Chronologie aller Denkmäler ist die Voraussetzung einer wirklichen altenglischen Literaturgeschichte. Solange die Datierung zwischen Jahrhunderten schwankt (Widsið) und einzelne Texte in umgekehrter Reihenfolge ihrer Entstehung vorgeführt werden (Deor vor den vier Klagen und der Botschaft), herrscht ein primitiver Zustand; ihn zu beseitigen darf vielleicht als gegenwärtig die dringendste Aufgabe altenglischer Forschung bezeichnet werden. Warum sie bisher so unzulänglich gelöst wurde, das zeigt ein Blick auf die übliche Methode. Die einseitig linguistische Durcharbeitung der Texte, neben der das Studium der Metrik einherging, hat Hilfsmittel zur Datierung geliefert: syntaktische, lautliche, formale, lexikologische, metrische. Sie alle aber sind ihrer Natur nach relativ und von beschränkter Anwendbarkeit. Die Form *flodu* kann nicht das Alter des Clermonter Runenkästchens entscheiden und sollte dazu auch nicht be-

nutzt werden, solange sonst noch Unverständliches auf dem Denkmal sich findet. Nur vom Inhalt aber ist Aufklärung zu gewinnen. *Dom gisl* hilft nicht, die „Zerstörung Jerusalems“ auf der Rückseite des Schnitzwerkes besser zu verstehen; vielleicht lehrt das Bild, daß *dom gisl* seine Unterschrift ist und heißt: „das Gericht Jerusalems“. *Gisl* wäre dann gar kein altenglisches Wort, sondern Abkürzung des Namens. Die Metrik hat öfters dazu geneigt, mehr logisch als psychologisch zu sein, d. h. zu lehren, wie ein guter ae. Vers aussehen muß, nicht, einen wie mangelhaften ein Dichter seinem Publikum zumuten durfte. Es gibt Fälle, wo der Inhalt nur klar wird, wenn man einen schwachen Vers der Überlieferung beibehält oder gar einen korrekten durch Besserung verschlechtert; z. B. Vers 48 der „Botschaft“, wo nur die Änderung der S- in die C-Rune, also Annahme eines Stabes auf dem Verb statt dem Adverb, die endgültige Lösung aller Runen ermöglicht.

Den Anfang zu einer mehr auf inhaltliche Erwägungen gegründeten Chronologie hat Brandl mit dem Gedicht vom Traumgesicht und mit Gudlac A gemacht. Dessen Datierung nahm Morsbach als *terminus ad quem* für den Beowulf, den er nach 700, vor 730 ansetzt, nur aus sprachlich-metrischen Gründen. Ihnen kommt zu Hilfe die literarhistorische Forschung, die zeigt, daß für Beowulf in der vorliegenden Gestalt die biblische Dichtung des Cædmon-Kreises, sowie die gleichzeitig einsetzende klassische Bildung Voraussetzung ist; anderseits ist Beowulf, wie es scheint, Voraussetzung des epischen Liederzyklus, den die Odoakergedichte repräsentieren. Sie gehören in die Zeit 740—750, wie das Zeugnis des Runenkästchens vor allem bestätigt. Deor, ein weiteres Zeugnis, ist wohl eine Generation später (775). Auf die größeren christlichen Epen wie Genesis A, Andreas, Phönix und die nicht-cynewulfischen Crist-Partien ist durch Binz' und Sarrazins jüngste Untersuchungen viel Licht gefallen. Von kleineren Dichtungen sind Wanderer und Seefahrer auf Grund genauer Prüfung ihres Inhalts datierbar: sie sind gleichzeitig mit den Odoakerliedern, denn sie scheinen zu ihnen zu gehören, wie das noch an andrer Stelle ausführlich zu begründen sein wird.[1]) Und über die altenglische Welanddichtung sind wir aus dem Runenkästchen, Deor, der Analogie der Odoakerlieder und der Vølundarkviþa, wie in bezug auf Inhalt, Form und Verbreitung, so auch in bezug auf ihr Alter unterrichtet.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Al. Brandl (Berlin), F. Kluge (Freiburg i. B.), R. Jordan (Heidelberg), J. H. Kern (Groningen), W. Wetz (Freiburg i. B.) und der Vortragende.

1) Inzwischen geschehen: Verf., „Wanderer und Seefahrer im Rahmen der altenglischen Odoakerdichtung.“ Springer. Berlin 1908. Hierin einiges aus dem Vortrage.

Prof. Dr. J. H. Kern (Groningen) lieferte darauf Beiträge **Zur Geschichte der kurzen Reimzeile im Mittelenglischen.**[1])

Von den verschiedenen den englischen Dichtern des ausgehenden 12. Jahrhunderts zur Verfügung stehenden Kurzzeilen, meinte er, komme als Quelle für die englische kurze Reimzeile zunächst der Alliterationsvers gar nicht, die Zeile der ambrosianischen Hymnen höchstens für die *Eule und die Nachtigall,* der französische *Vers octosyllabe*, welcher ja u. a. feste Silbenzahl und regelmäßige Betonung der achten Silbe zeige, nicht als direkte Quelle in Betracht.

Auch als einfache Nachbildung der anglonormannischen Reimzeile könne, trotz verschiedener Anklänge an die englische, letztere nicht gefaßt werden. Erstens kämen im Englischen längere Verse vor; zweitens kürzere, welche sämtlich einheimischen Gesangsverstypus aufwiesen (wie es der Vortragende näher ausführt und mit Beispielen erläutert); drittens begegneten normallange Zeilen mit einsilbigen Takten (aneinanderstoßenden Hebungen), welche anglonormannisch unmöglich seien und sich ebenfalls als Gesangsverszeilen erkennen lassen, dadurch daß die einsilbigen Takte an denselben Stellen vorherrschen wie im englischen Gesangsvers. Sodann seien bei den romanisierenden hochdeutschen, niederländischen und niederdeutschen Dichtern genau dieselben Zeilen ohne anglonormannischen Einfluß, und zwar nachweislich aus dem einheimischen Gesangsvers entstanden.

Der Vortragende meint, daß der Entwicklungsgang im Englischen ähnlich gewesen sei, und erörtert die teilweise schon von Saintsbury angenommene Entwicklung verschiedener Versarten, von denen die kurzzeilige im King Horn-Vers vorliege, die langzeilige nicht zu einer Sonderexistenz gelangt sei, die mittlere sich unter den Schutz des französischen Verses gestellt habe und durch diesen beeinflußt und in seiner Fortentwicklung gefördert worden sei.

Es wird sodann ausgeführt, in welcher Weise sich etwa die Änderung vollzogen habe, namentlich bei den ursprünglich klingenden Versen, indem vor allen Dingen Gewicht gelegt wird auf die Abneigung des Genesis-Exodus-Dichters, den klingenden Ausgang anzuwenden, und Anzeichen für den Kampf zwischen der alten und der neuen Vortragsweise angeführt werden.

Die Eigentümlichkeiten des mit Schipper als Viertakter zu bezeichnenden Verses und sein allmählicher Übergang zu einem dipodischen Vers mit zweisilbigen Takten wird besprochen, die *Eule* als

1) Der Vortrag wird in anderer Gestalt einer Arbeit über den *Havelok*-Text einverleibt werden.

eine ähnliche vereinzelte Erscheinung wie im Mndl. die *Sinte Lutgart* hingestellt.

Der Vortragende endet mit dem Wunsche, man möge kein ideales „jambisches“ Schema aufstellen und nicht von „Lizenzen“ oder dergleichen reden, indem das den Blick verdunkle und zu falschen Textänderungen verleite. Von rein metrischen Änderungen solle man sich grundsätzlich enthalten.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Der dritte Redner, Privatdozent Dr. R. Jordan (Heidelberg), behandelte **Die Heimat der Angelsachsen.**

Redner geht zuerst auf die wichtigsten historischen Zeugnisse, dann auf die den Philologen besonders interessierende sprachliche Seite des Problems ein.

Die drei Hauptstämme, auf die wir unser Augenmerk zu richten haben, sind die Angeln, Sachsen und Jüten. Die Angeln erwähnt zuerst Tacitus (Germ. c. 40) nach den an der unteren Elbe wohnenden Langobarden unter einer Gruppe von sieben Völkern, welche die Göttin Nerthus verehren. — Deutlicher nennt sechs Jahrhunderte später der Nordhumbre Beda (Hist. eccl. I 15) als Heimat der Angeln das Land Angulus zwischen dem Gebiet der Jüten und Sachsen; damit identisch oder jedenfalls ein Teil davon ist die heutige Landschaft Angeln zwischen Schlei und Flensburger Föhrde. Die Sitze der Angeln, deren Name sich wohl über die meisten der von Tacitus genannten Nerthusvölker ausdehnte, erstreckten sich mindestens über das heutige Schleswig; wahrscheinlich kommen aber auch die später dänischen Inseln, wenigstens zum Teil, in Betracht (vgl. Aelfreds Bericht über Ohtheres Reise nach Schleswig, Orosius ed. Sweet S. 19). — Redner geht auch kurz auf das Zeugnis des Widsiþ ein. — Die allen übrigen übereinstimmenden Zeugnissen widersprechende Angabe des Ptolemäus (Geogr. II 2, 8; 2. Jahrh. n. Chr.), daß die *Συῆβοι Ἀγγειλοί* im Binnenlande westlich der Elbe wohnten, verdient keinen Glauben. Der Irrtum des Ptolemäus erklärt sich aus falscher Konstruktion der Völkerkarte aus verschiedenen Quellen, im besonderen aus seiner falschen Ansetzung der Langobarden (*Λαγγοβάρδοι*) am östlichen Rheinufer, auf die er die Angeln in nordöstlicher Richtung folgen läßt.

Die Wohnsitze der Sachsen verlegt Ptolemäus (II 2, 7) '*ἐπὶ τὸν αὐχένα τῆς Κιμβρικῆς Χερσονήσου*', also nach Holstein. Dies Zeugnis ist glaubhaft, weil gestützt durch Aelfreds Notiz (Oros. ed. Sweet. S. 16), wonach die Altsachsen (die nach Beda nicht von den englischen Sachsen zu trennen sind) östlich der Elbmündung wohnen. Von hier aus hat sich der Sachsenname nach Westen über die zwischen Elbe

und Ems wohnenden Chauken ausgedehnt, und so sind auch Chauken nach Britannien gewandert.

Am meisten Schwierigkeit macht der dritte Hauptstamm, die Jüten, die nach Beda in der alten Heimat nördlich der Angeln, also in Jütland wohnten und in England Kent, die Insel Wight und das Wight gegenüberliegende Gebiet besetzten. Daß sie Westgermanen waren, ist nicht zu bezweifeln; ihr Name muß also, wenn Beda recht haben soll, in Jütland von Zurückbleibenden bewahrt worden und dann auf die einrückenden Dänen übergegangen sein. Nun hören wir aber noch von einem ähnlichen Namen, den Euten (Saxones Eucii = Eutii in einem Brief Theodeberts an Justinian ca. 540, Euthio bei Venantius Fortunatus). Dieser Name deckt sich mit einer ae. Namensform von Bedas *Jutae* oder *Juti*: merc. *Eote*, ws. *Yte* Beda-Übers. IV 16, *Yte* Widsiþ 26, *Ytene* foresta = New Forest bei Flor. v. Worcester ed. Thorpe II 45² [1]). Diese Formen vereinigen sich mit *Eutii, Eutiones* auf Grund von **euti-* > **iuti* (*-jan*). Bedas Form *Juti, ae* wird auf altnordh. pl. **iuti* beruhen.

Möller (zuletzt IF. 7, 293) trennt nun die Euten von den dänischen Jüten wegen des dän. *Jyder,* indem er hierfür, falls es echt dänisch sei, anlautendes **Jeu-, *Ju-* voraussetzt; er verwirft schon deshalb Bedas Zeugnis. Allein wenn echt dänisch = echt nordisch ist, wäre der Ansatz mit anl. *j* unmöglich, und tatsächlich lassen sich Euten- und Jütenname sehr wohl auf Grund eines anl. *eu-* vereinigen. Ein *a-* oder *an*-Stamm **euta(n)* ergab das aisl. *Jōtar,* im Dänischen adän. *Jūde,* pl. *Jūder* und pl. *Juti* bei Saxo; daraus entwickelte sich etwa im 16. Jahrhundert *Jȳder* mit Übergang *iú* > *iý.* Während i. a. im Dänischen *iy* zu *y* vereinfacht ist (vgl. *dyb*), hat sich in *Jyder* — vermutlich wegen des Anlauts — *iy* bewahrt. Also sind der Euten- und Jütenname identisch, wodurch Bedas Zeugnis eine starke Stütze erhält. —

Redner ging nun zur sprachgeographischen Seite des Problems über. Das Angelsächsische stellt sich zwischen das Friesische und Skandinavische. Mit dem Friesischen hat es zwar besonders zahlreiche und enge Berührungen („ingväonische" Eigentümlichkeiten), es zeigt aber auch Beziehungen zum Nordischen, die das Friesische nicht teilt. Was die Stellung der einzelnen Dialekte des Angelsächsischen betrifft, führt Redner einige Kriterien des Wortschatzes an aus seiner Untersuchung über „Eigentümlichkeiten des angl. Wortschatzes" (Anglist. Forsch. ed. Hoops 17). Erwähnt seien die Gleichungen angl. *los* „Verderben, Untergang" = aisl. *los* „Auflösung",

1) Dazu *Ytingas* Binz PBB. 20, 185.

ws. *(for) lor* = as. ahd. *farlor*; angl. *æften* (neben *ēfen*) = aisl. *aptann*, dän. *aften*, schwed. *afton*, ws. *ǣfen* = afries. *ēwend*, as. *āband*, ahd. *āband* „Abend“. Das Anglische zeigt also Beziehungen zum Nordischen, das Sächsische zum Friesischen und Altsächsischen. Wie stellt sich nun das Kentische? Während nach Bedas Zeugnis, das durch die Identität des Euten- und Jütennamens bekräftigt wird, die Euten das nördlichste Volk der Angelsachsen sind, zeigt auffallenderweise ihr Dialekt, das Kentische, enge Beziehungen zum Friesischen. Diese sprechen mit einiger Wahrscheinlichkeit gegen Bedas Zeugnis von den nördlichen Sitzen der Jüten oder Euten.

Eine Lösung dieser Schwierigkeit läge in der Annahme, daß die von Jütland kommenden Euten-Jüten vor der Invasion Britanniens längere Zeit in enger Berührung mit den Friesen wohnten und so sprachliche Eigentümlichkeiten derselben annahmen. Diese Vermutung wäre zugleich eine Ergänzung der von Hoops („Waldbäume u. Kulturpflanzen im germ. Altertum“ Kap. XIV) eingehend begründeten Theorie, wonach die Sachsen, wahrscheinlich auch ein Teil der Angeln vor dem Übergang nach Britannien in Nordfrankreich, am 'litus Saxonicum' bzw. am Niederrhein sich niederließen. — Was aber die Ursitze betrifft, so sind wir nun auch in bezug auf die Jüten in der Lage, trotz neuerer Skepsis an der Überlieferung Bedas festzuhalten.

An der Diskussion nahmen teil die Herren W. Keller (Jena), F. Kluge (Freiburg i. B.), R. Imelmann (Bonn) und der Vortragende.

Der Vorsitzende sprach den Vortragenden den Dank der Versammlung aus.

Schluß der Sitzung: 12 Uhr 30 Minuten.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, 9 Uhr.

War kombiniert mit der germanistischen und der romanistischen Sektion. Bericht siehe bei der dritten Sitzung der roman. Sektion. (S. 127.)

Vierte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, 11 Uhr 30 Minuten.

War kombiniert mit der vierten Sitzung der romanistischen Sektion. Bericht siehe dort. (S. 129.)

Fünfte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, 9 Uhr 15 Minuten.

War kombiniert mit der fünften Sitzung der romanistischen Sektion. Bericht siehe dort. (S. 131.)

Sechste Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, 10 Uhr.

Vorsitzender: Dr. E. Thommen.

Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen verlas Prof. Dr. R. Priebsch (London) einen Aufsatz des Herrn W. W. Greg (London) über **The Aims and Work of the Malone Society.**[1])

The Malone Society, which has for its object to render accessible materials for the study, textual and historical, of the early English drama and stage, has been founded to meet the requirements of a difficult situation which has arisen in connection with the methods employed by modern editors of English dramatic literature. These have endeavoured in their critical editions to supply the needs at once of the philological and of the literary student, and have therefore sought to include not only the completed text produced by the application of critical method to the extant material, but also that material itself. It seemed to the founders of the Society that in thus striving after a double object the editors had failed to achieve either; that their texts never fully met the demands of those wishing to do original work themselves upon the play in question, or satisfied the reader approaching the play from a purely literary point of view. They therefore hoped that it might be possible to benefit either clan of students by dissociating the work done with special regard to one from that which appealed particularly to the other. They also felt that whereas in the production of facsimile texts suited to the philologian finality of a practical sort was not unattainable, it must be left for each generation to produce its own critical texts according to the state of its own knowledge.

The chief publications of the Society will therefore be accurate reproductions and collations of the early editions or manuscripts of the plays themselves. After careful consideration it has been decided that these shall take the form of facsimile-reprints and not of photographic facsimiles. But the Society will not in any way limit its activity to this particular line. Especially it will devote attention to the printing of documents illustrative of the history of the stage and of papers adding materially to our knowledge of the subject. On the other hand speculative, controversial, and aesthetic discussions will be avoided.

---

1) Der Aufsatz wird voraussichtlich in der Zeitschr. „The Library" im Auszug erscheinen.

So far the Society has issued four plays during the first year of its existence and it is hoped that a volume of collected documents, and possibly another play, may still be included in the year's publications. The first President of the Society is E. K. Chambers, and the Hon. Secretary Arundell Esdaile (British Museum, London); the paper at the Congress was communicated by the General Editor W. W. Greg.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Darauf sprach Privatdozent Dr. H. Hecht (Bern) über **Shenstone und T. Percys Reliques of Ancient English Poetry.**

Die Entstehungsgeschichte der unter dem Namen Percys in den Besitz der Weltliteratur eingegangenen *Reliques of Ancient English Poetry* ist noch in vielen Punkten der Aufhellung und Ergänzung bedürftig. Vor allem sind die Akten über das Zustandekommen der Sammlung selbst zu vervollständigen und zu untersuchen, und im Zusammenhang damit muß die eigentümliche Zeitstimmung, die solche Pläne zur Reife bringen konnte, genauer als bisher klargelegt werden. An Material herrscht Überfluß. Allein die *Percy*- und die *Shenstone-Papers* des Britischen Museums, besonders die *Mss. Additional 28221* und *28222* und *32323—39*, verbreiten eine kaum erwartete Fülle von Licht und zuverlässiger Belehrung über schwer zu entwirrende literarische Beziehungen. Der Vortragende beschränkt sich auf die Darstellung des Einflusses Shenstones auf die *Reliques* unter Zugrundelegung der Percy-Shenstone-Korrespondenz (*Ms. Add. 28221*), die ein in der Vorrede Percys nur angedeutetes Verhältnis zeitlich und inhaltlich vollkommen einwandsfrei feststellt. Der Briefwechsel beginnt, nach vorhergegangener persönlicher Bekanntschaft, im Spätherbst 1757 und findet durch den Tod Shenstones im Februar 1763 seinen Abschluß. Auf seiner frühesten Stufe begegnet uns Shenstone als eifriger Anreger zur Veröffentlichung von ausgewählten und zurechtredigierten Stücken der großen Percyschen Balladen- und Romanzenhandschrift. Die doppelte Rolle des Ermutigers und des Revisors geht schon zu dieser Zeit von Sam. Johnson ungeteilt auf ihn über, während Johnsons anders gerichtete Tätigkeit und allmählich erkaltendes Interesse ihn seinem Versprechen persönlichen Mitwirkens bei der Gestaltung der Sammlung untreu werden ließ. Wir erfahren, daß Shenstone in einem Falle eine andere Fassung einer Ballade (*Gil Morrice*) aus Eigenem mitzuteilen vermochte, sonst aber Percysche Abschriften mit oder ohne Veränderungen zur Begutachtung und Bearbeitung zugestellt erhielt (z. B. *Gentle Herdsman, Edom of Gordon, Boy and Mantle, John de Reeve*). — Die zweite Periode des Briefwechsels erscheint als Übergangszeit. Auf beiden Seiten

macht sich ein Nachlassen des Interesses an dem Unternehmen bemerkbar, dessen Ursachen z. T. persönliche Erlebnisse, — die Verehelichung Percys, eine heftige Erkrankung Shenstones — z. T. das ablenkende Hervortreten neuer literarischer Pläne sind, so besonders Percys Übersetzung der heroischen Episteln Ovids und seine Runischen Fragmente (erschienen 1761). — Erst eine Aussprache der beiden Freunde, veranlaßt durch einen Besuch Percys bei Shenstone im Sommer 1760, führt zu einer energischen Wiederaufnahme der zurückgestellten Arbeit an den *Reliques*, die von nun an entschieden in den Mittelpunkt des Briefwechsels drängen. Percy durchbricht jetzt die durch sein Folio-Ms. gezogenen Schranken und beginnt seine Sammeltätigkeit in weitestem Umfange. Bei aller Förderung dieses unermüdlichen Tatendranges spielt hier Shenstone die Rolle des Warners, nicht selten mit übertriebener Vorsicht. Er verliert über der Freude an der Materie nie den Geschmack des literarischen Publikums aus den Augen; die Veröffentlichung soll nicht auf Philologen und Altertumsforscher, sondern auf die anspruchsvolle Leserwelt der Hauptstadt zugeschnitten werden: Qualität, nicht Quantität! Unter diesen Voraussetzungen bewahrt er sich und Percy einen festen Glauben an den Erfolg der Sammlung, deren Erscheinen er nicht mehr erlebte. — Die *Reliques* tragen in vielem die Spuren Shenstonescher Mitarbeiterschaft und verdanken seinem treuen und klugen Rate einen Teil ihres großen Einflusses, der nicht aus dem Kampf gegen den Zeitgeschmack, sondern aus der Beugung unter ihn zu erklären ist. Darum bleibe neben Percys Namen der Shenstones mit dem epochemachenden Werke aufs engste verbunden. Durch seinen Briefwechsel mit Percy lernen wir seine geistige Potenz höher bewerten, die literarhistorische Linie, die an ihm vorüberführt, kann in mehreren wesentlichen Punkten berichtigt, der Geschichte der volkstümlichen Bestrebungen in der englischen Literatur reiches neues Material zugeführt werden.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Al. Brandl (Berlin) und W. Wetz (Freiburg i. Br.).

Prof. Dr. Th. Vetter (Zürich) trug dann vor über **Shakespeare und die deutsche Schweiz.**

Von den Reisenden aus der deutschen Schweiz, die nach England zogen, um dort Bildung und Gesichtskreis zu erweitern, und die uns Berichte über ihre Fahrten hinterlassen haben, vernehmen wir über Shakespeare nahezu nichts. Beat Ludwig v. Muralt weiß nur, daß *„Sh., un de leurs meilleurs anciens poëtes, a mis une grande partie de leur histoire en tragédies“* (Ausgabe von O. v. Greyerz 1897, S. 35). Haller erwähnt ihn nicht. Bodmer trat Shakespeare zum

ersten Male näher durch den *Spectator*; er besaß die Dramen im Original seit 1724, erwähnte sie von da ab, wenn auch selten, ja er machte den verunglückten Versuch, den Namen den Dichters phonetisch wiederzugeben. Bis um die Mitte des Jahrhunderts war Haller ebenfalls in die Reihe der Shakespearekenner vorgerückt.

Die erste Übersetzung eines Shakespeareschen Stückes auf Schweizerboden erschien in Basel 1758, eine verhältnismäßig recht gute Wiedergabe von Romeo und Julia in fünffüßigen Jamben. Der Übersetzer ist unbekannt. — Ziemlich klar dagegen liegt vor uns die Tätigkeit, die der junge Wieland Shakespeare widmete und die Neuausgabe seiner Werke durch die Berliner Akademie wird wohl alle Lücken unseres Wissens in dieser Hinsicht ausfüllen. Seine Wiedergabe von 22 Dramen Shakespeares wurde von Orell, Geßner & Komp., Zürich 1762—66, gedruckt und in Verlag genommen, was sich die Schweiz auch als Verdienst um Shakespeare anrechnen darf. Die harte Beurteilung der Wielandschen Übersetzung durch Gerstenberg wurde wesentlich gemildert durch Lessing (Hamb. Dramat., 19. Juni 1767). — Salomon Geßner hat insbesondere die drei ersten Bände mit sehr feinen Titelvignetten geschmückt.

Eine zweite Auflage der Wielandschen Shakespeareübersetzung wurde schon 1773 notwendig, doch wollte Wieland deren Besorgung nicht übernehmen; für ihn trat Joh. Joach. Eschenburg, Professor am Carolinum in Braunschweig, ein, der seine Aufgabe vortrefflich löste und auch die fehlenden Dramen — *Richard III.* in Versen — beifügte. So hat die Schweiz die erste vollständige deutsche Shakespeareausgabe (1775—77 in 12 Bänden, mit einem Nachtragsbande pseudoshakespearescher Dramen 1782) auf den Büchermarkt gebracht. Gierig stürzten sich die deutschen Nachdrucker auf die Beute, welche Orell, Geßner, Füßlin & Komp. zu verteidigen suchten (1778).

Auch das literarhistorische Werk Eschenburgs über Shakespeare ist in Zürich (1787) herausgegeben worden.

Zum letzten Male war die Schweiz Druckort für Shakespeares Werke 1798—1806, als Eschenburgs „neue, ganz umgearbeitete Ausgabe“ erschien mit Titelbild und Vignetten von Joh. Heinr. Lips.

Wie Shakespeare auf den „Dichter“ Bodmer gewirkt, hat Bächtold in seiner Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz und Gust. Tobler im Bodmergedenkbuche nachgewiesen. Es erscheint fast unbegreiflich, auf wie blöde Art der Zürcher Diktator den größten Dramatiker ausplündern konnte.

Einen eigenartigen Versuch, Shakespeares Cymbeline auf die Höhe des Gesetzes der drei Einheiten zu korrigieren, machte Joh. Georg Sulzer 1771, den es schmerzte, „daß ein so fürtreffliches Genie

so gar nichts von der Kunst und dem Geschmack der Alten, die Handlung auf die einfachste, natürlichste Art vorzustellen, besessen hat". Der Mißerfolg ist vollkommen.

Aus aufrichtiger Begeisterung für Shakespeare sind die Bilder hervorgegangen, die der Züricher Joh. Heinrich Füßli (1741—1825) geschaffen und die in England, seiner zweiten Heimat, so viel Anklang gefunden haben, während die Skizzen, die der junge Joh. Martin Usteri (ca. 1783) zu Shakespeare gezeichnet, nicht an die größere Öffentlichkeit getreten sind.

Auf keinen Schweizer dürfte Shakespeare je eine tiefere Wirkung ausgeübt haben als auf den armen Toggenburger Weber Ulrich Bräker (1735—98), dessen Shakespearebüchlein Ernst Götzinger im 12. Bande des Shakespearejahrbuches veröffentlicht hat.

Im 19. Jahrhundert haben der St. Galler Rietmann und der Berner Professor Hebler sich mit Shakespeare beschäftigt; in Zürich wurden von Friedr. Theod. Vischer die anregenden Vorlesungen über Shakespeare gehalten.

K. F. Meyers Shakespearelektüre verdanken wir das schöne Gedicht „Tag, schein' herein! und Leben, flieh hinaus!" Gottfr. Keller hat sich früh und beharrlich in Shakespeare versenkt, wie sich namentlich aus seiner Korrespondenz mit Hettner ersehen läßt; noch deutlicher erkennen wir seinen Zusammenhang mit Shakespeare in dem dramatischen Bruchstück *Therese* und vor allem in seiner Erzählerkunst, die ihm von Paul Heyse das Lob eines „Shakespeare der Novelle" eingetragen hat.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Al. Brandl (Berlin) und W. Wetz (Freiburg i. B.).

Nachdem der Vorsitzende den Vortragenden seinen Dank und Herr Prof. Brandl den Obmännern den Dank der Versammlung ausgesprochen hat, schließt die Sitzung um 12 Uhr 30 Min.

Indogermanische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 24. September 1907,
nachmittags 2 Uhr 30 Min.

Zu Vorsitzenden werden gewählt: Prof. Dr. F. Sommer (Basel) und Dr. E. Schwyzer (Zürich); zu Schriftführern Gymnasialprofessor Dr. H. Meltzer (Stuttgart) und Dr. A. Debrunner (Basel).

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. F. Sommer.

Dr. M. Niedermann (Zug) hält seinen Vortrag über **Ein rhythmisches Gesetz des Lateinischen.**[1])

Das vom Vortragenden begründete rhythmische Gesetz bezieht sich auf die Verteilung der Suffixstufen *-ĭ-* und *-ī-* in der Präsensflexion der primären lateinischen Verba auf *-io*. Es erhebt den Anspruch, das Prinzip zu formulieren, nach dem diese Verba teils der dritten und teils der vierten Konjugationsklasse zufallen. Weder die Thurneysen-Berneker-Meilletsche Theorie, noch diejenige Skutschs hat das verwickelte Problem befriedigend gelöst, wie im einzelnen durch Hervorhebung der gegen beide geltend zu machenden Bedenken gezeigt wird.

---

1) Der Vortrag wird erweitert in einer im Laufe des Jahres 1908 erscheinenden Festschrift zum Abdruck gelangen. Der Vortragende hat seitdem erkannt, daß das hier in das Sonderleben des Lateinischen verlegte rhythmische Gesetz in leicht modifizierter Form als proethnisch in Anspruch genommen werden kann, was in jener Festschrift im einzelnen begründet werden soll.

Der Vortragende nimmt mit der Mehrzahl der Forscher, die in die Diskussion eingegriffen haben, an, daß der indogermanische Zustand durch die gotische Doppelheit *nasjis: sōkeis* widergespiegelt werde, d. h. daß ursprünglich auf kurze Silbe kurzvokalisches, auf lange langvokalisches Suffix folgte. Dieser proethnische Zustand erscheint im Italischen in der Weise modifiziert, daß hier das Suffix -*ī*- eine kräftige Tendenz zeigt, auf Kosten von -*ĭ*- über sein ererbtes Gebiet hinauszuwuchern. Im Oskisch-Umbrischen, wo diese Tendenz keinem Hindernis begegnete, hat sie zur fast völligen Verdrängung der kurzvokalischen Suffixstufe geführt. Im Lateinischen liegen Spuren davon vor in plautinischen Messungen wie *cupīs*, *facīs*, *percipīt*. Im übrigen konnte sich hier der Verallgemeinerungsprozeß der langvokalischen Suffixstufe nicht bis zu Ende ungestört vollziehen, sondern er geriet mit einem rhythmischen Gesetz in Konflikt, das etwa im Beginn der literarischen Periode aufgekommen sein mag und dessen Formel folgende zu sein scheint:

Die kurzvokalische Suffixstufe trat ein, wo das präsuffixale Wortstück eine ungerade Anzahl von Moren umfaßte, die langvokalische, wo dem Suffix eine gerade Anzahl von Moren voranging.

Beispiele:

A. *cap-ĕ-re*[1]), *cup-ĕ-re, fac-ĕ-re, jac-ĕ-re, rap-ĕ-re, sap-ĕ-re*
cōnspic-ĕ-re, dēpuv-ĕ-re, dēsip-ĕ-re, illic-ĕ-re, porric-ĕ-re

B. *aud-ī-re, fulc-ī-re, glōc-ī-re, sōp-ī-re, vinc-ī-re* und *amic-ī-re, aper-ī-re, reper-ī-re, resip-ī-re, sepel-ī-re.*

Man werfe nicht ein, daß Beispiele wie *cōnspicĕre, dēsipĕre, illicĕre, porricĕre* nicht beweiskräftig seien, da diese Komposita im Suffix einfach den entsprechenden Verba simplicia angeglichen sein könnten. In der Tat wurde *porricio* gewiß ebensowenig als Kompositum von *jacio* empfunden wie *amicio*. Die Simplicia von *cōnspicĕre* und *illicĕre*, nämlich *specĕre* und *lacĕre*, waren so gut wie ganz ungebräuchlich. *dēsipĕre* könnte ja allerdings an und für sich als im Suffix durch *sapĕre* beeinflußt gehalten werden, aber diese Annahme verbietet das durch bestimmt lautende Grammatikerzeugnisse gesicherte *resipīre*. Die bisher nicht beachtete Dreiheit *sap-ĕ-re, resip-ī-re, dēsip-ĕ-re* ist sehr charakteristisch und bildet ein Argument, das der Vortragende für die Würdigung seiner Theorie ganz besonderer Beachtung empfiehlt.

Für die Erklärung der Ausnahmen *fer-ī-re, sal-ī-re, pol-ī-re, ven-ī-re, pav-ī-re,* ferner *fod-ī-ri* bei Cato, *mor-ī-mur* bei Ennius und *mor-ī-ri* bei Plautus, *or-ī-retur* neben *or-ĕ-retur* und *or-ī-ri* gibt die ex-

[1]) *ĭ* ging vor *r* in offener Mittelsilbe lautgesetzlich in *ĕ* über.

perimentalphonetische Forschung der letzten Jahre einige schätzbare Fingerzeige, insbesondere die 1903 in Upsala erschienene Studie von Ernst A. Meyer über „Englische Lautdauer“, deren Verfasser experimentell folgendes festgestellt hat. Im heutigen Englisch ist ein Vokal vor einem stimmhaften Konsonanten bedeutend länger als vor einem stimmlosen und innerhalb dieser beiden Kategorien wiederum vor einem Engenlaut bedeutend länger als vor einem Verschlußlaut. Vor Liquidae und Nasalen, für die keine stimmlose Entsprechung existiert, ergibt sich ungefähr dieselbe Länge wie vor stimmhaftem Verschlußlaut. Diese Beobachtung nun stimmt vortrefflich zu der abweichenden Behandlung von *ferīre, salīre, venīre, fodīri* usf. im Lateinischen, denn in all diesen Beispielen ist der Vokal der Wurzelsilbe von einem solchen Konsonanten gefolgt, vor dem seine Sprechdauer im heutigen Englisch um rund 40% größer ist als vor stimmlosem Verschlußlaut, wie er in *capĕre, cupĕre, facĕre, jacĕre* usf. vorliegt. War aber die Wurzelsilbe von *salio* länger als die von *facio,* so bekam der Typus *salio* eine Mittelstellung zwischen dem Typus *facio* und dem Typus *sōpio;* es traten somit die kurzvokalische und die langvokalische Suffixstufe hier in Konkurrenz, wobei der letzteren dank ihrer eingangs erwähnten expansiven Tendenz der Sieg von vornherein sicher war. *parĕre*, das lautgesetzliches *parīre* verdrängt hat, läßt sich ungezwungen als Analogiebildung deuten, etwa nach der Formel *cecidi, cecini, pepuli: cadĕre, canĕre, pellĕre = peperi : x.* Reduplizierende Perfecta von Verben der vierten Konjugation gab es ja sonst nicht. Schwierigkeiten scheint *fugĕre* zu bereiten, für das, da stimmhafter Verschlußlaut den vorangehenden Vokal im gleichem Maße längte wie Nasal oder Liquida, **fugīre* zu erwarten stünde. Indessen verhelfen auch hier wieder die instrumentell gewonnenen Ergebnisse der Untersuchung von E. A. Meyer zu einer befriedigenden Erklärung. Als Hauptgesetz der englischen Lautdauer hat dieser nämlich ermittelt, daß unter sonst gleichen Verhältnissen ein Vokal um so kürzer ist, je höhere Zungenstellung er erfordert. *u* und *i* sind also die kürzesten Vokale und zwar ist der für jenes sich ergebende Durchschnittswert ganz besonders niedrig. Im Hinblick darauf wird man das Auftreten des kurzvokalischen Suffixes in *fugĕre* damit rechtfertigen, daß in diesem Verbum die längende Wirkung des stimmhaften Verschlußlautes kompensiert wurde durch die unternormale Kürze des *u*. *fodĕre* endlich statt des zu erwartenden und ja tatsächlich z. B. bei Cato überlieferten *fodīre* wäre wiederum Analogiebildung, etwa nach der Proportion *fūgi : fugĕre = fōdi : x.*

Was das Schwanken von *morior* und besonders von *orior* zwischen

der dritten und der vierten Konjugation anlangt, so ist zu beachten, daß bei den Deponentia das auf die Wurzel folgende Wortstück vielfach länger war als bei den Verben aktiver Flexion. Nun ist es eine schon vor längerer Zeit von Sweet, Sievers, Jespersen u. a. an verschiedenen lebenden Sprachen gemachte und durch Vietor, Rousselot und Grégoire experimentell erhärtete Beobachtung, daß die Sprechdauer eines Vokales um so kürzer ist, je mehr Laute darauf folgen, indem der Redende das Tempo um so mehr beschleunigt, eine je längere Lautreihe er sprechen soll. So ist nach Rousselot *a* in frz. *habituellement* ungefähr viermal kürzer als einzeln gesprochenes *a*. Die schwankende Flexion von *morior* und *orior* beruht also wohl auf der partiellen Kompensation der längenden Wirkung ihres *r* durch den einen Teil der Formen des Deponens von denen des Aktivums unterscheidenden größeren Umfang des postradikalen Wortstückes. Schließlich ist noch folgendem Einwand zu begegnen. Da in *ferīre, salīre, venīre, pavīre* die Wurzel als zweimorig behandelt erscheint, so müßte man a priori meinen, daß in *haurīre, reperīre, sepelīre* u. ä. das präsuffixale Wortstück als dreimorig und in *dēpuvĕre* als viermorig empfunden worden wäre, und daß es somit **haurĕre*, **reperĕre*, **sepelĕre* und **dēpuvīre* heißen müßte. Demgegenüber muß nochmals auf die schon erwähnte starke Tendenz des Suffixes -*ī*-, sich zu verallgemeinern, hingewiesen werden. Das Suffix -*ĭ*- hielt sich gewissermaßen auf der Defensive, während -*ī*- überall die Offensive zu ergreifen bereit war. So kam es, daß, wo immer das präsuffixale Wortstück zwischen einer ungeraden und einer geraden Morenzahl die Mitte hielt, dieses, d. h. das langvokalische Suffix die Oberhand gewann. Dies gilt für *haurīre, aperīre, operīre, reperīre, sepelīre* u. ä. In *dēpuvĕre* liegt wiederum ein ganz ähnlicher Fall vor wie in *fugĕre; v* längte den vorangehenden Vokal, aber da *u* von Natur bedeutend kürzer war als *a*, so machte in *dēpuvĕre* die Wurzel nicht wie in *pavīre* mehr als eine More aus und demnach das präsuffixale Wortstück nicht mehr als drei Moren, weshalb hier das langvokalische Suffix keinen Angriffspunkt fand.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren R. Thurneysen (Freiburg i. B.) und F. Sommer. Letzterer vermißt genauere Parallelen zu dem aufgestellten Lautgesetz aus anderen Wortkategorien. Herr Niedermann führt zwei Parallelen aus dem Lateinischen an und betont, daß sein rhythmisches Gesetz sich dem Rahmen einer so streng quantitierenden Sprache, wie das Latein ist, sehr gut einfüge.

Gymn.-Prof. Dr. H. Meltzer (Stuttgart) spricht über **Rasse und Sprache in der griechischen Urgeschichte.**

Trotz mannigfachen Auseinandergehens stehen Rasse und Sprache doch in einem inneren Zusammenhang und beide müssen berücksichtigt werden bei der Lösung der für die gesamte menschliche Kulturgeschichte überaus bedeutsamen Frage nach der Entstehung des Hellenentums. Von den drei Hauptrassen Europas, der mittelmeerischen, der nordischen und der alpinen, kommt zunächst in Betracht die erste. Schädelfunde, Abbildungen (in Knossos), alte Nachrichten, Überreste in Lebensweise und Religion, die besonders von Engländern wie Ridgeway, Hall, J. E. Harrison, Evans gesammelt und gedeutet worden sind, weisen ebenso nach dieser Richtung wie vor allem die Sprache, die vorzüglich P. Kretschmer und A. Fick behandelt haben. Nach ihnen haben wir einen vorarischen Grundstock von Wörtern, in erster Linie Ortsnamen, anzuerkennen, der sich über Kleinasien und die ägäischen Inseln mitsamt dem Festlande hinerstreckt und einer Vorrasse zuzuschreiben ist, in welcher vielleicht mehrere Abteilungen wie Eteokreter, Karer, Leleger, Pelasger-Tyrsener unterschieden werden dürfen. Kennzeichnend für dieses Bevölkerungselement sind nicht bloß manche Einzelwörter, besonders für Pflanzen, Tiere und Gebrauchsgegenstände, sowie zahlreiche Eigennamen wie *Ἀϑῆναι*, *Θῆβαι*, *Ὄλυμπος* usw., sondern auch ganze Gruppen von solchen, die gebildet sind mit den Suffixen *νϑ*, *σσ(ττ)*, *ηνος* wie *Ἐρύμανϑος*, *Κόρινϑος*, *Τίρυνς*, *Λάρισ(σ)α*, *Ἰλισ(σ)ός*, *Ὑμηττός*, *Τυρσηνοί* u. a. m., deren zahlreiches Vorkommen in Attika besonders merkwürdig ist. Eigentlich Phönikisches dürfte sehr wenig vorhanden sein, was zu den archäologischen Ergebnissen stimmt, nach denen dieser Einfluß erst nach der mykenischen Zeit erheblichere Bedeutung erlangt. Von großer Tragweite wäre es, wenn sich Ficks bestechende Ansicht bestätigte, daß mit *Φοίνικες* ursprünglich überhaupt nicht die Phöniker im engeren Sinn, sondern die brünette Rasse überhaupt bezeichnet worden sei (Kurzform *φοινός* rötlich, vgl. Poeni).

Dagegen scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß sich zu diesem Bestandteil, der wohl immer den Zettel der griechischen Bevölkerung gebildet hat, im Laufe des zweiten vorchristlichen Jahrtausends als ein nicht allzu schwacher Einschlag Einwanderer von nordischer Abstammung hinzugesellten, mag man nun ihr Ausstrahlungsgebiet mit O. Schrader in Südrußland oder mit E. de Michelis an der Donau oder vielleicht am besten mit M. Much, Hoops, Hirt u. a. an der Ostsee suchen. Dafür sprechen zwar keine Erinnerungen der Griechen, wohl aber das so ziemlich für alle achaiischen Helden außer etwa Hektor und Odysseus gebrauchte Beiwort *ξανϑός*, blond, und wiederum eine ganze Reihe von Spuren

in Wohnung, Kleidung, Nahrung, Bewaffnung, Leichenbestattung, Religion, Geistesrichtung und Sprache. Diese ist in Lautgestalt und Flexion überwiegend arisch, im Wortvorrat, was besonders Modestov betont hat, z. T. nichtindogermanisch, ihrem ganzen Geiste nach auch für eine nüchternere Betrachtung, als sie einstmals W. Roscher geübt hat, von hoher Vollkommenheit, zumal in künstlerischer Hinsicht. Ein solches Ergebnis weist uns ebenfalls auf Rassenmischung hin und es entsteht für uns die Aufgabe, eine lebendige Anschauung von den Vorgängen zu gewinnen, die sich dabei abgespielt haben mögen. Durch die großenteils an Sprachen und Zuständen der unmittelbar zugänglichen Gegenwart angestellten Beobachtungen von Forschern wie Sarasin, Schuchardt, Windisch, Morf, Hempl und Finck sind wir in die glückliche Lage versetzt, uns ein auf die Vergangenheit übertragbares Bild davon zu machen, welche Kräfte hier wirksam auftreten und in welcher Weise. Danach wird die Überlegenheit einer Sprachgemeinschaft über die andern nicht etwa entschieden durch innere Vorzüge der einen Sprache vor der anderen, und auch die höhere Kultur ist in der Regel weit weniger, als man gemeinhin annimmt, der ausschlaggebende Faktor, sondern da wir es hierbei ja stets genau genommen mit einem Kampfe von sprechenden Menschen gegen sprechende Menschen zu tun haben, so spielen die entscheidende Rolle weit realere und härtere Gesichtspunkte: Zahl, staatliche Macht, Wille zur Herrschaft, Rassenstolz, wirtschaftliche Unabhängigkeit auf der einen, Menschenmangel, Kraftlosigkeit, Nachahmungssucht, Notwendigkeit demütigenden Broterwerbes auf der anderen Seite. Auch ist es nicht dasselbe, ob Erwachsene zu ihrer alten Sprache hinzu eine andere lernen müssen oder ob Kinder mühelos die fremde von Anfang an wie eine eigene annehmen: dort erfolgt nur teilweise Bewältigung durch Lautsubstitution, hier völlige Nachbildung. Im allgemeinen gilt das Gesetz, daß die aufnehmende Sprache stärker verändert wird als die abgebende; dabei verhalten sich die verschiedenen Bestandteile verschieden: am stärksten pflegt das einheimische Idiom einzuwirken auf die Lautgestalt und die sogenannte innere Sprachform, schwächer auf die Flexion und den Wortschatz. Legt man diese Maßstäbe an die Sprache der Griechen an, so gelangt man zu dem Schlusse, daß sie wohl sicherlich weniger durch einmalige Überflutung, als durch langdauernde Einsickerung allmählich die Oberhand gewonnen haben, bis es am Ende zu einer völligen Rassen- und Sprachenverschmelzung kam, deren in der gesamten Menschheitsgeschichte einzigartig dastehendes Ergebnis eben das Hellenentum ist; neuerdings glaubt man drei arische Zuströmungen unterscheiden zu können, die ionische, achäische und

dorische. Der Vortragende wies noch darauf hin, daß die enge Verbindung von Sach- und Sprachforschung die schönsten Früchte erwarten lasse und daß künftighin die griechische Etymologie in erhöhtem Maße auf die vorindogermanische Unterschicht werde Rücksicht nehmen müssen, wie dies auf einem verwandten Gebiete jüngst J. E. Harrison in den „Prolegomena to the study of greek religion“ mit beachtenswertem Erfolge durchgeführt hat.

In der Diskussion bemerkt Herr H. Osthoff (Heidelberg), man müsse nach wie vor bei Etymologien griechischer Wörter zunächst vom indogermanischen Sprachgut ausgehen als vom Bekannteren. Herr J. Wackernagel (Göttingen) macht auf das Geständnis Ficks aufmerksam, daß er sprachliche Verschiedenheiten innerhalb der Autochthonen nicht nachgewiesen habe und seine Unterscheidung verschiedener Stämme sich nur auf die Nachrichten der Alten stütze. Redner betont dann die Wichtigkeit der Zigeunersprachen für die Frage der Sprachmischung und verweist auf Finckhs Darstellung der Sprachen der armenischen Zigeuner. Herr Schwyzer weist auf die Möglichkeit hin, daß die kleinasiatischen Ortsnamensuffixe -*νθος*, -*ττος*, -*σσος* im Griechischen produktiv wurden, also auch an echt griechische Stämme getreten sein können. Nicht jeder Ortsname auf -*νθος*, -*σσος* ist also auch in seinem stammhaften Teile ohne weiteres als nichtgriechisch zu betrachten. Redner greift dann noch das Homerische Epitheton *ξανθός* heraus und stellt fest, daß nicht zu viel daraus geschlossen werden dürfe; auch in neugriechischen Volksliedern und -sagen erscheine die blonde Haarfarbe als besonders schön. Herr Meltzer betont in seiner Antwort, daß durch die modernen Funde in und auf dem Boden der Mittelmeerländer der frühere einseitig philologisch begründete Skeptizismus eingeschränkt worden sei; die Frage nach der zeitlichen Bestimmung der verschiedenen Schichten beantwortete er dahin, daß man sich die nordischen Zuwanderungen wohl etwa zwischen 2000 und 1500 v. Chr. denken müsse. Endlich räumte er ein, daß die Neigung, den Ariern eine überfetischistische Religionsform zuzusprechen, bis zu einem gewissen Grade gefühlsmäßig beeinflußt sei, meint jedoch, daß insbesondere die Achaier mit ihrem Zeuskult geradezu den Eindruck der Gegensätzlichkeit gegenüber jener niedrigeren Kultstufe machen.

Prof. Dr. R. Thurneysen (Freiburg i. B.) liefert **Beiträge aus der keltischen Philologie zur indogermanischen Grammatik.**

1. Der Wechsel von *p* und *b* in ind. *pibati* 'trinkt' (= ir. *ibid*) hat seine Parallele im altirischen reduplizierten Futurum **ebraid* 'er wird geben' zum Konjunktivstamm *era-* (Sarauw, Irske Studier § 153), vgl. gr. *πορεῖν*. Es weist auf einen Stamm *pibrā-*. Diese eigentüm-

liche Reduplikationsweise, zusammen mit der Seltenheit von anlautendem *b* in altindogermanischen Wortstämmen (abgesehen von onomatopoetischen Bildungen), läßt die Vermutung entstehen, daß in einer früheren Periode anlautendes *b* sich zu *p* verschoben hatte, während es im Wortinnern, z. B. nach der Reduplikationssilbe, seinen ursprünglichen Klang bewahrte. Die Wurzeln von *potare* und von *πορεῖν* hätten also ursprünglich mit *b* angelautet. Vielleicht ist auch *uinibuas* = *uinolentas* bei Lucilius so zu verstehen, daß es im älteren Latein Komposita auf *-buus* aus **bii̯os* oder eher **bau̯os* gab; die antike Erklärung aus dem Substantiv *bua* (Nonius 81) ist äußerst bedenklich. Dann hätte die Wurzel auch als zweites Glied der Komposita ihr *b* bewahrt. Zu unsicher zur Verwendung ist dagegen die Glosse Paul Fest. 79: *exbures exinteratas sive exburae quae exbiberunt, quasi epotae.*

Ähnlich ließe sich verstehen *de-bilis* neben *pollere;* ind. *balám* und aksl. *bolij* hätten ihr *b-* aus den Komposita verallgemeinert.

Auf dieselbe Weise ließe sich *b* neben *p* erklären in: lat. *pasco* gr. *βόσκω*; lat. *palus* ahd. *pfuol* ags. *pól* lit. *balà* aksl. *blato*; lat. *pinguis* gr. *παχύς* ai. *bahuḥ* lit. *bingùs.*

2. Eine genaue Parallele zur epischen Zerdehnung (nach der Wackernagelschen Erklärung) bietet die Tradition altirischer Gedichte in einigen mittelirischen Handschriften (s. Kuno Meyer, Eriu II 85; Stokes, Félire p. XXX). In Wörtern, die nach der älteren Aussprache zweisilbig, nach der späteren einsilbig waren, wird im Vers der Vokal doppelt gesetzt; z. B. für altir. *coïr coair,* mittelir. *coir* (einsilbig) wird *cooir* geschrieben, für *triar siur* ähnlich *triaar siuur.*

3. Eine gewisse Parallele zum historischen Infinitiv des Lateinischen und mancher romanischer Sprachen findet sich in keltischen Sprachen des Mittelalters.

Im Mittelkymrischen steht in koordinierten Sätzen oft nur im ersten ein Verbum finitum, weitererzählt wird im Infinitiv, z. B. 'Peredur stand auf und gehen zu spielen mit dem braunen Burschen und die Hand erheben gegen ihn und ihm einen gewaltigen Streich hauen' (Peredur § 17) Ausgangspunkt waren die häufigen Sätze, in denen der Ausdruck für die Verbalhandlung zerlegt wird in das Verbum 'tun' als Träger der Beziehungen und Bezeichnung der Zeitstufe und in den Infinitiv des bedeutungsvollen Verbs, z. B. 'Aufstehen tat Peredur und sein Pferd nehmen und mit Erlaubnis seines Onkels aufbrechen' (ebd. § 18), vgl. Gr. Celt.[2] 934.

Im Kornischen tritt ein ähnlicher Infinitiv in konjunktionellen Nebensätzen auf (Gr. Celt.[2], ib.), z. B. 'Als seine Mutter ihn auf-

gezogen hatte und sein zu Jahren gekommen sein' für 'und er zu Jahren gekommen war', Pass. 10 a. Er scheint von präpositionalen Ausdrucksweisen ausgegangen zu sein, wie 'nach seiner Erziehung durch seine Mutter und seinem zu Jahren gekommen sein'.

Ferner ab liegen mitteliriscbe Beispiele des Verbalabstraktums mit *do* wie: 'Wenn dieses Tor (des Auges) geöffnet wird und der Teufel dort hineinzulassen' (für 'und zwar so, daß der Teufel dort hineingelassen wird') Atkinson, Passions a. Homilies, p. 656. Der Brauch hängt mit der mannigfaltigen Verwendung dieser Verbalform als Infinitivus explicativus zusammen (vgl. Windisch, Ir. Texte p. 488).

Der Unterschied der britannischen Infinitivsätze von den lateinisch-romanischen besteht darin, daß ihnen immer Parallelsätze mit einem Verbum finitum vorangehen. Sie beruhen auf einer gewissen Bequemlichkeit, die es unterläßt, scharf bestimmte Wörter zu gebrauchen, wenn auch unbestimmtere genügen. Dagegen die lateinisch-romanischen entspringen der Hast, in die auch der Erzähler gerät, wenn er eilige Ereignisse schildern will.

In der Diskussion spricht Herr Osthoff (Heidelberg) seine freudige Zustimmung zu der Hypothese von der urindogermanischen Verwandlung von anlautendem *b* in *p* aus. Herr Sommer vermutet satzphonetische Einflüsse (*b* zu *p* im absoluten Satzanlaut). Herr Meltzer (Stuttgart) fragt an, ob die keltische Neigung zu infinitivischer Ausdrucksweise an Stelle der finiten in Zusammenhang zu bringen sei mit der Vorliebe vieler Völker für die gegenständliche Ausdrucksweise gegenüber der zuständlichen. Herr Sütterlin (Heidelberg) verweist auf das Notkersche Gesetz als auf ein wirkliches Beispiel der von Sommer für *pibati* vermuteten Konsonantenverhärtung im absoluten Anlaut. Gegenüber Meltzer warnt er davor, dem Unterschied zwischen nominalem und verbalem Prädikat zuviel Gewicht beizulegen. Jedenfalls müsse man auch bei den nominalen Gebilden unterscheiden zwischen der vorliegenden Form und der in einer gegebenen Zeit ihr innewohnenden Bedeutung. Lateinisch *ferimini* habe wohl kein Römer als unterschieden empfunden von *fertur*, *feruntur*. Russisch *čitał* 'ich las' stehe ebenso gleich neben *čitaju* 'ich lese'. Am allerwenigsten dürfe man in solchen Formen ohne weiteres bewußte Überbleibsel aus einer früheren Zeit oder von einer früher getrennt vorhandenen Rasse erkennen, wie es Meltzer auch in seinem vorhergegangenen Vortrage habe tun wollen. Herr Thurneysen erwidert Herrn Meltzer, daß die große Verschiedenheit in der Anwendung dieser Infinitive in den verschiedenen keltischen Sprachzweigen es unwahrscheinlich mache, daß hier etwas gewissermaßen Proëthnisches sich erhalten habe.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907,
vormittags 10 Uhr 30 Min.,

War kombiniert mit der philologischen Sektion.

Vorsitzender: Dr. Ed. Schwyzer (Zürich).

Prof. W. G. Hale (Chicago) spricht über **Indoeuropäische Modus-Syntax: eine Kritik und ein System.**

Um die Entstehung der verschiedenen heutzutage vorherrschenden Ansichten über Modus-Syntax klarzulegen, müßte man über bedeutenderen Raum verfügen können, als für diesen kurzen Umriß zu Gebote steht. Es kann hier nur gesagt werden, daß die Erklärungen, welche dem Konjunktiv oder Optativ Kräfte wie Zufälligkeit, Vorstellung, Subjektivität, Bedingtsein, Unbestimmtheit und Abhängigkeit zuschreiben, alle auf der Anwendung des Wolffschen oder des Kantschen Systems beruhen, unter Einwirkung des alten griechischen Irrtums, daß der Konjunktiv ein abhängiger Modus sei. Die Anwendung und Entwicklung wurde besonders von Hermann, Matthiä, Dissen und Thiersch in den Jahren 1801—1812 durchgeführt. Das System wurde zuerst nach Kantscher Auffassung auf das Griechische angewandt, dann auf das Lateinische, hauptsächlich in Form der Lehre, daß der Konjunktiv Vorstellung ausdrücke. Diese Lehre wurde dann auch auf das Deutsche und Englische übertragen, z. B. von Jakob Grimm und Mätzner. Sie ist heutzutage die vorherrschende. Selbst Delbrück erklärt in seinem epochemachenden Buch von 1871 (Gebrauch des Konjunktivs und Optativs im Sanskrit und Griechischen) einen großen Teil der abhängigen Satzbildung des griechischen Optativs durch den Begriff der Vorstellung, obwohl er dafür eine andere Ursprungserklärung gibt. In seiner kürzlich erschienenen Monographie „Der germanische Optativ im Satzgefüge“ findet er sogar in diesem Begriff fast ständig die Erklärung des Modus, indem er ihn offenbar als eine Einheit betrachtet, trotz seiner früheren Befürwortung der vergleichenden Methode. Seine Behandlung des germanischen Optativs und des germanischen Dativs sind demnach einander direkt entgegengesetzt: denn den letzteren behandelt er nicht als Einheit.

Wir sind genötigt, die Modi als Ausdrücke von Geistesdispositionen zu betrachten, wie dies Delbrück größtenteils in dem obengenannten Buche auch tut. Wir sind ferner genötigt, die Satzgebilde des Konjunktivs oder des Optativs in den Sprachen, welche nur eine

Serie entsprechender Formen besitzen, als aus konjunktivem und optativem Gebrauch hervorgehend zu betrachten. Demnach müssen wir bei unseren Forschungen von denjenigen Sprachen ausgehen, welche zwei getrennte Modi darbieten, nämlich Griechisch, Sanskrit, Altpersisch und Avestisch. Unter diesen ist Griechisch am geeignetsten, weil es jeden der beiden Modi tatsächlich wieder in zwei Gebrauchsgruppen einteilt, je nach der An- oder Abwesenheit der Partikel. Delbrück gebrauchte diese Partikel im allgemeinen, wenn auch nicht immer richtig, für unabhängige Satzbildungen, leider aber gab er dieselbe als Unterscheidungsmittel irrtümlicherweise für abhängige Satzgefüge auf. Außerdem hat weder er noch sonst jemand daran gedacht, die sich aus dem Verhalten der Negation ergebenden aufklärenden Schlüsse zu ziehen.

Ein Beispiel von der Wichtigkeit des Gebrauches oder Nichtgebrauches von ἄν oder κε liefert der Fall des griechischen Optativs der Modusverschiebung, des Optativs der unbestimmten Wiederholung in der Vergangenheit und des Optativs in der Oratio obliqua in Gemeinschaft mit dem Modus der Oratio obliqua im Lateinischen und Deutschen. Der vorherrschenden Ansicht nach, die Brugmann, Behaghel und Delbrück vertreten, sind diese Konstruktionen potentialen Ursprungs. Aber die Erklärung ist unmöglich für das Griechische und wird dadurch um so unwahrscheinlicher für Lateinisch und Germanisch. Der griechische potentiale Optativ hat gewöhnlich ἄν oder κε bei sich, während dies bei den in Rede stehenden Satzbildungen gewöhnlich nicht der Fall ist.

Das Studium der griechischen Modi bringt uns bei einer natürlichen Interpretation der Literatur und nicht beeinflußt von ererbten Vorurteilen zur Annahme folgender leitenden Kräfte für die Modi: für den Konjunktiv, Wille und Erwartung, wie bereits Thiersch eingesehen hat, trotz seiner sonstigen Urteilsweise a priori, und wie es Delbrück in seinem Buch von 1871 dartut; für den Optativ, Wunsch, Verpflichtung oder Angemessenheit, natürliche Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit und ideale Sicherheit (d. h. Sicherheit in einem gedachten Falle, wie in der gewöhnlichen optativen Schlußfolgerung).[1]

Eine Diskussion fand nicht statt.

Prof. Dr. H. Osthoff (Heidelberg) spricht über **Regenbogen und Götterbotin.**[2]

1) Die Rechtfertigung dieses neuen mit gleichzeitiger Prüfung des bedeutendsten bisher aufgestellten Schemas, des Delbrückschen, wird in den „Neuen Jahrbüchern für das klass. Altert." erscheinen.

2) Der Vortrag ist in seinem ausführlichen Wortlaut in Dieterichs Archiv für Religionsgeschichte 11, 44 ff. erschienen.

Der Vortrag versucht es wahrscheinlich zu machen, daß die griechische Bezeichnung des Regenbogens *ἶρις* aus **ϝῖρις* als 'Streifen' oder auch 'Weg, Pfad' etymologisch zu deuten sei, indem sie wurzelhaft zu lat. *via* 'Weg' sowie weiterhin zu gr. *οἶμος* 'Streifen', 'Strich, Landstrich', 'Weg, Pfad, Bahn' aus **ϝοῖ-μο-ς* und zu den Sanskritwörtern *vītā* 'Reihe nebeneinanderliegender Gegenstände', *vītáḥ* Adj. 'gerade, schlicht, geradlinig', *vīthi-ḥ* und *vīthī* 'Reihe', 'Straße, Weg' zu stellen sei. Es werden viele Zeugnisse dafür angeführt, daß in den verschiedensten Sprachen sowohl der Regenbogen wie die Milchstraße und andere streifenartig sich hinerstreckende Lichtglanzerscheinungen am Himmel und im Luftraum eben als 'Streifen' oder auch 'Straße, Weg' aufgefaßt und sprachlich benannt werden. Der Name der Götterbotin in der Ilias *Ἶρις* ist dieselbe Wortstammbildung, es hat aber bei ihm metonymische Übertragung des Begriffes 'Gang, Weg, *via*' stattgefunden, wodurch das alte Wort zu der abgeleiteten Bedeutung 'wer einen Gang oder Weg macht, Botengängerin, *viātrīx*' kam.

Von E. Maaß, Indog-Forsch. 1, 157 ff. ist dem Nomen proprium *Ἶρις* mit Anknüpfung an das Verbum homer. *ἵεμαι* 'ich eile, strebe eifrig' die Erklärung gegeben worden, daß es eigentlich 'die eilende, flinke, hurtige, schnelle' bedeutet habe; diese Etymologie rückt jetzt nur in ein etwas anderes Licht der semasiologischen Betrachtungsweise, wird in ihrem Grundkern nicht angetastet, insofern als *ἵεμαι* aus **ϝί(ῐ)εμαι* nebst homer. *ἐ-είσατο εἴσατο* Aor. 'ging geradewegs, fuhr los, drang durch' und dem altindischen Verbum ved. *véti* 'geht gerade aus, geht darauf zu, strebt hin' derselben Wurzel mit den Substantiven lat. *via*, gr. *οἶμος*, aind. *vītā* usw. angehören.

In nachhomerischer Zeit hat infolge des alten Zusammenfalls in der Wortform die mythenschaffende Volksphantasie zwischen dem Namen der göttlichen Botengängerin und dem gleichlautenden Appellativum *ἶρις* ein neues Band geschlungen, wodurch die homerische Götterbotin zu einer Personifikation des Regenbogens geworden ist.

In der Diskussion bekämpft Rektor Finsler die Auslegung einer Homerstelle; der Vortragende verteidigt sie.

Nach der Mittagspause wird die Sitzung um 3 Uhr fortgesetzt.

Prof. Dr. J. Wackernagel (Göttingen) bespricht **Probleme der griechischen Syntax.**

1. Werden beim Futurum Passivi durch die Ausgänge *-σομαι* einerseits, *-θήσομαι, -ήσομαι* anderseits durative (imperfektische) und aoristische Aktionsart unterschieden? Nach älterem Vorgang behauptet dies namentlich Blaß in seinen Demosthenischen Studien (Rhein. Museum 47, 269 ff.) und in seiner Neubearbeitung der

Kühnerschen Grammatik. Ausdrücklich widersprochen hat ihm bloß Stahl; dagegen Streitberg, Indog. Forsch. 21, 195, an einen scheinbaren Beleg des N. T. (ἀρτύσεται: ἀρτυθήσεται) die Vermutung angeschlossen, Ulfilas habe den Unterschied noch empfunden und mit Hilfe des Präfixes ga- wiederzugeben versucht. Doch ist ἀρτύσεται falsche Lesart für aktivisches ἀρτύσετε. Seit zirka 300 a. Chr. ist -θήσομαι (und -ήσομαι) so gut wie ausschließliche Endung, das passivische -σομαι der Kaiserzeit attizistische Künstelei. Umgekehrt gab es vor Äschylus noch kein -θήσομαι und war -σομαι die normale Endung für das Passivfuturum, entsprechend dem sonstigen Passivgebrauch der medialen Formen. Um 500 a. Ch. trat -θήσομαι daneben und wurde dann immer häufiger, so daß es schließlich allein üblich wurde. Vom Passivfuturum auf -σομαι, solange dieses daneben gebraucht wurde, unterschied sich das auf -θήσομαι nicht durch aoristische Bedeutung, sondern einfach als die modernere Form, die bei einigen Formkategorien früher eindrang. — φανοῦμαι vereinigte in sich ursprünglich beide Aktionsarten. Im 5. Jahrhundert trat φανήσομαι daneben, überwiegend, doch nicht ausschließlich, im Sinne von „ich werde sichtbar werden" gebraucht, was Bevorzugung der durativen Bedeutung „ich werde scheinen" bei φανοῦμαι nach sich zog. Hier ist Einfluß von ἐφάνην auf die Funktion des ihm formal nächst stehenden Futurums anzuerkennen.

2. Warum hat im Griechischen durch eine im N. T. fast schon zum Abschluß gelangte Entwicklung der Optativ vor dem Konjunktiv weichen müssen, während in allen verwandten Sprachen der Optativ den Konjunktiv überlebt? Das Attische begünstigt den Optativ; die entgegengesetzte hellenistische Tendenz nach dessen Beseitigung stammt wohl aus dem Ionischen, ebendaher der spätgriechische Gebrauch des Konjunktivs. Aber die letzten Gründe der Erscheinung sind noch unklar.

3. Der vokativische Gebrauch von *deus*, der durch die Christen aufgekommen ist, stammt aus dem ὁ θεός der griechischen Bibel, das selbst Hebraismus ist wie λαός μου (ebenda) als Anrede. Andere Fälle von Nominativus pro vocativo sind ihrer Wurzel nach uralt; die Adjektiva scheinen zum Teil besonderer Vokativform unfähig gewesen zu sein: φίλος ὦ Μενέλαε. Durchaus gilt dies von gewissen Possessiven: γαμβρὸς ἐμός und *oculus meus* als Anreden gehören zusammen.

4. Daß die Dativ- und Lokativfunktion in der zweiten Deklination durch eine ursprüngliche Dativform, in der dritten durch eine ursprüngliche Lokativform gegeben werden, ist nicht ganz griechische Neuerung. Gerade so wird im Armenischen *ənd* „mit" zwar im ganzen

mit dem Lokativ konstruiert; aber die *o*-Stämme haben dabei die Dativform. Vielleicht sind auch im Latein die Formen auf *-ō* von *-o*-Stämmen, wenn mit Präpositionen verbunden, zum Teil dem Dativ, nicht dem Ablativ zuzuweisen.

In der Diskussion ergreift zuerst Herr Thumb (Marburg) das Wort. Er sieht in der Entwicklung der beiden subjektiven Modi wie in der der beiden Futurformen einen weiteren Beweis dafür, daß zwischen Attisch und Hellenistisch ein Bruch zu konstatieren ist, der wahrscheinlich auf das Ionische zurückgeht. Herr Sütterlin (Heidelberg) vermutet, daß die von Wackernagel erwähnte vokativische Verwendung des Nominativs auch in älterer Zeit schon häufiger war, als die Belege verraten. Die neuere Sprache weist darauf hin, daß der Vokativ überhaupt verschiedene Gestalten annehmen kann: schriftsprachlichem: Kárl, kómm steht gegenüber: kómm, Kàrl (mit nachfolgendem Karl) und mundartlich, (alem. niederd.) heißt es: Ihr Herren, Guten Abend, aber daneben Guten Abend, die Herren. Der von Wackernagel erwähnte Nominativ könnte die nachgestellte, halb appositionell gedachte, vielleicht auch minder stark betonte Nebenform des Vokativs überhaupt darstellen. Herr Osthoff bringt Parallelen zum vokativisch gebrauchten Nominativ aus dem Keltischen bei. Herr Diehl (Jena) wirft die Frage nach der eventuell zu erwartenden Form des Vokativs von *deus* auf. Der Vortragende verweist auch noch auf den Gegensatz zwischen *λύῃ* und *λύει* im Ionischen gegenüber *λύει* (Indikativ und Konjunktiv) im Attischen des 4. Jahrhunderts oder auf *la nuit, la mère* als französische Anredeform seit Molière.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. F. Sommer.

Prof. Dr. Ed. Hoffmann-Krayer (Basel) hält seinen Vortrag über **Ursprung und Wirkungen der Akzentuation.**

Eine abschließende Behandlung des Gegenstandes ist heutzutage noch unmöglich. Im folgenden sollen nur einige Ideen ausgesprochen sein, wie die Akzentforschung psychologisch und physiologisch etwa in Angriff zu nehmen wäre.

Um den Ursprung des Akzents zu ergründen, dürfen wir zunächst nicht bei dem traditionellen Akzent der Kultursprachen anfragen. Das, was wir gewöhnlich als Akzent einer Sprache bezeichnen, ist nur eine seelenlose Starrform des ursprünglich psychologisch freien

Akzents. Die spontan aus einer seelischen Stimmung entspringenden Akzente müssen wir beobachten.

Wir unterscheiden drei Arten von Akzenten: den dynamischen (Stärke), den musikalischen (Höhe), den quantitativen (Länge), je nachdem eine Silbe durch den Exspirationsdruck, durch die relative Tonhöhe oder durch die relative Dehnung akzentuiert wird.

Von diesen drei Akzentarten kamen in den Verhandlungen wegen der knapp zugemessenen Zeit nur die beiden ersten zur Sprache.

Der dynamische Akzent verdankt seine Entstehung dem Bedürfnis, einen Redeteil deutlich hörbar zu machen. Das geschieht am besten durch Verstärkung der Stimme. Der musikalische Akzent dagegen will einen bestimmten seelischen Affekt zum Ausdruck bringen. (Beispiel: Der Imperativsatz „so geh doch!“ läßt sich in aufforderndem, höhnischem, bittendem Sinne usw. modulieren).

Diese Akzentarten müssen ursprünglich völlig uneingeschränkt gewaltet haben. Die Ursprache bedurfte ihrer um so eher, als ihr die reichen flexivischen, syntaktischen und stilistischen Mittel der Kultursprachen noch nicht zur Verfügung standen. Das Kind spricht heute noch die beiden Wörter „Papa fort“ je nach Bedürfnis in behauptendem, fragendem, aufforderndem, bedauerndem Tone aus, während die ausgebildete Sprache diese seelische Stimmung durch die Syntax und den Stil wiedergibt („Papa ist fort“; „ist Papa fort?“ „Papa, geh fort“; „schade, daß Papa fort ist“ usw.). So suchte man in der Ursprache durch den Akzent das auszudrücken, was man später durch Flexion, Syntax und Stil ausdrückte. Durch die Entwicklung der Sprache aber wurde der Akzent mehr oder weniger überflüssig und erstarrte.

I. Es wird daher zunächst beim dynamischen Akzent die Betonung eine um so energischere sein, je primitiver die Ausdrucksmittel sind. (Beispiele aus der lebenden Sprache.)

Als Wirkung des dynamischen Akzentes kann 1. Verkürzung des Satzes, des Wortes, ja der betonten Silbe eintreten. (Satzverkürzungen wie nhd. behüte! Gnade! frz. gare! Wortverkürzungen bei Vokativen, Imperativen und Interjektionen. Vielleicht gehören hierher auch die verkürzten Eigennamen und die Rufformen von Appellativen).

2. Verschärfung des Anlautskonsonanten bei starkem Exspirationsdruck (T^honnerwetter! Llausbube!) Von bleibenden Wirkungen vielleicht die ahd. Lautverschiebung der Anlautskonsonanten $k > k\chi$, $p > pf$, $t > z$, die nhd. anlautenden Aspiraten und die Glottisexplosiva; möglicherweise ist auch die Alliteration hierher zu stellen.

II. Auch der musikalische Akzent muß, da er ursprünglich eine seelische Stimmung zum Ausdruck brachte, in der Ursprache völlig frei gewesen sein. Da es nun physiologisch feststeht, daß eine hohe Tonlage nach einem geschlossenen, eine tiefe nach einem offenen Vokal hinneigt, so müssen daher entsprechende Wirkungen auf den Vokalismus zu erwarten sein. Ebenso ist beim steigenden und beim fallenden Ton eine Differenzierung bis Diphthongierung der alten Monophthonge zu erwarten. (Akzidentielle Beispiele aus den lebenden Sprachen. Von bleibenden Wirkungen werden angeführt: der idg. *e*—*o*-Ablaut und die nhd. Diphthongierung der mhd. Monophthonge).

In der Diskussion macht Herr Thurneysen (Freiburg i. Br.) darauf aufmerksam, daß die Erstarrung des ursprünglich lebhaften musikalischen Akzentes unerklärlich ist. Herr Sütterlin (Heidelberg) nennt Parallelen aus dem Französischen und Englischen. Herr Maas (München) weist auf eine Parallele aus dem Neugriechischen hin und führt die vokativischen Verkürzungen auf die Unwichtigkeit der unbetonten Silben zurück. Herr Sommer vermutet, daß die Gemination der Eigennamen überhaupt vom Anruf ausgegangen ist. Herr Thumb (Marburg) berichtigt die Angaben von Herrn Maas über das Neugriechische. Herr Reisch (Frankfurt a. M.) versucht die von Herrn Thurneysen konstatierte Kluft zu überbrücken. Herr Wackernagel (Göttingen) erklärt einige emphatische Diphthongierungen des Baseldeutschen aus der Schriftsprache.

Prof. Dr. A. Thumb (Marburg) spricht zum Thema **Zur Psychologie der Analogiebildungen.**[1])

Wenn ein lateinisches *reddere* zu einem französischen *rendre* italienisch *rendere* geworden ist, so liegt hier eine sogenannte „Analogiebildung" nach dem begriffsverwandten *prendere* (*prendre*) vor: sie beruht auf der Assoziation der Begriffe geben und nehmen. Welche Eigenschaften besitzen nun die Assoziationen, die sprachliche Analogiebildungen hervorzurufen imstande sind? Die Antwort vermag durch die experimentelle Psychologie gegeben zu werden. Frühere Versuche des Vortragenden zeigten, daß den betreffenden Assoziationen eine gewisse „Geläufigkeit" (Auftreten bei den verschiedensten Individuen) und Stärke zukommen: letztere ist zu bestimmen durch die Schnelligkeit, mit welcher eine Assoziation wie geben — nehmen auftritt. Neuere Versuche ergeben fernerhin,

1) Der Vortrag ist ein Auszug eines in den Indogermanischen Forschungen, Bd. 22, erscheinenden Aufsatzes. Ein kürzerer Bericht ist in den Sitzungsberichten der Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften zu Marburg 1907, Nr. 2, veröffentlicht.

daß die sprachlich wirksamen (d. h. Analogiebildung hervorrufenden) Assoziationen durchaus spontan eintreten, d. h. daß sich zwischen den assoziierten Worten keinerlei Bewußtseinsvorgang einschiebt.

Es ist bemerkenswert, daß sich spontane und geläufige Wortassoziationen wie geben — nehmen bei Versuchen um so häufiger einstellen, je mehr die Versuchsperson von der Tätigkeit des Assoziierens abgelenkt ist (wie das ja beim natürlichen Sprechen der Fall ist). Jedoch zeigen Kinder nur teilweise in ihrer Assoziationstätigdas Verhalten der Erwachsenen, so daß sich hier die Möglichkeit bietet, den Einfluß der Kindersprache auf die Sprachentwicklung überhaupt mit Hilfe des psychologischen Experiments zu untersuchen. So gibt also die experimentelle Psychologie Mittel und Wege an die Hand, Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft in dem Sinne einmal zu lösen, wie dies W. Wundt für die verschiedenen Gebiete der „Völkerpsychologie“ angebahnt hat.

In der Diskussion stellen Herr Sütterlin und Herr Reisch Fragen über Einzelheiten der vom Vortragenden vorgelegten Tabellen. Herr Bohnenblust (Zürich) reproduziert eine Beobachtung, die den Einfluß allgemeiner Erregung auf die Bildung kompliziert motivierter Assoziationen speziell bei Kindern beweist.

Prof. Dr. H. Osthoff (Heidelberg) unterbreitet in seinem Vortrag **Zur Technik des Sprachforschungsbetriebes** eine Reihe von Vorschlägen, die sich auf verschiedene im Laufe der Zeit eingerissene Mißbräuche bei sprachwissenschaftlichen Darstellungen beziehen und auf Herbeiführung eines gemeinsamen korrekteren Verfahrens der Fachgenossen abzielen. Es werden vornehmlich folgende sieben Punkte, welche teils die Schreibung von Sprachformen, teils die grammatische Terminologie sowie Stil und sprachlichen Ausdruck in linguistischen Publikationen betreffen, zur Erörterung gebracht:

1. Die besonders durch Brugmann (vgl. Indog. Forsch. 7, 174 Anm. und Brugmanns Grundriß 1² Vorw. S. XV) herrschend gewordene graphische Unterscheidung der drei indogermanischen Gutturalreihen durch die Schreibungen $\hat{k}$ $\hat{g}$, *q g* und $q^{\underset{\frown}{u}}$ $g^{\underset{\frown}{u}}$ ist dahin abzuändern, daß hinfort für die mittleren oder reinvelaren *k*- und *g*-Laute schlechthin *k g*, für die labiovelaren aber einfach *q g* gegeschrieben wird; für die verhältnismäßig selten eintretenden Fälle, daß es darauf ankommt, die Unbestimmbarkeit der grundsprachlichen Artikulation eines *k*- oder *g*-Lautes zum Ausdruck zu bringen, mag dann zu den Zeichen k^x g^x gegriffen werden. Es ist unrationell, in der Brugmannschen Weise einen *k*-Laut, den der reinvelaren Reihe, durch *q* zu bezeichnen, der einzelsprachlich nirgends lautgesetzmäßig durch *q* vertreten wird.

2. Die Anführung von einzelnen Sanskritwörtern hat, wie es schon von Bartholomae Indog. Forsch. Anz. 20, 171 nachdrücklich gefordert wird, durchweg in der Setzung der Pausaform oder „Form des absoluten Auslauts“ zu geschehen, also daß hinsichtlich des konsonantischen Wortauslauts gilt, daß *-ḥ* (Visarga) für etymologisches *-s* und *-r*, die Tenues *-t*, *-k*, *-p* auch für etymologische Mediae und Mediae aspiratae sowie Tenues aspiratae zu erscheinen haben. Zu verwerfen ist insbesondere nicht nur die früher allgemein übliche Setzung von *-s* für jedes wortschließende indogermanische *-s*, sondern auch die Schreibung des Zeichens des zerebralen Zischlauts *-š* oder *-ṣ* hinter Nicht-*ā̆*-Vokalen, der letztere Schreibgebrauch darum, weil er, von ganz wenigen vedischen Fällen abgesehen, die Verwendung historisch unbezeugter, nur grammatisch erschlossener Wortformen mit sich bringt, beispielsweise bei der altindischen Entsprechung des lit. *mirtis* ‘das Sterben, Tod’ und des lat. *mors*, wenn man das erst nachvedisch belegte Wort als *mr̥tiš* oder *mr̥tiṣ*, anstatt *mr̥tiḥ*, schreiben zu dürfen meint.

3. Als Vertreter altindischer Verbal- und Nominalsysteme hat man für die Verba nicht die nackte Wurzel, sondern in der Regel die 3. Sing. praes. ind. act., also z. B. nicht *budh*(-), sondern *bódhati*, für die Nomina nicht die Stammform, sondern den Nom. sing., z. B. nicht *vŕ̥ka*(-), sondern *vŕ̥kaḥ*, zu schreiben, letzteres in Übereinstimmung mit dem entsprechenden Verfahren, das man bei Anführung von Nominan der übrigen indogermanischen Sprachen allgemein innehält.

4. Im Griechischen ist davon abzugehen, daß man die sogenannten Verba contracta in der offenen Form anführt, vielmehr für *τιμάω*, *φιλέω*, *δουλόω* hinfort, was auch für den griechischen Schulunterricht zu gelten hätte, *τιμῶ* usw. zu setzen, da es ja sonst das übliche ist, den Wortformen dieser Sprache die attische Lautgestalt zu geben; um die Klassenzugehörigkeit in dem besonderen Falle, daß dies erforderlich erscheint, zu markieren, könnte man bei schriftlichen Darstellungen den Verbalcharakter in Parenthese hinzufügen, mithin *τιμῶ(ᾱ)*, *φιλῶ(η)*, *δουλῶ(ω)* schreiben.

5. Der von Brugmann (Indog. Forsch. 14, 1 Anm. und Kurze vergl. Gramm. 285) in Umlauf gesetzte Ausdruck *Formans* als zusammenfassende Bezeichnung für die Unterbegriffe Suffix, Präfix, Infix und Wurzeldeterminativ ist entschieden verwerflich, da dieser Ausdruck nebst dem zugehörigen Adjektiv *formantisch* eine sprachliche Mißbildung ist, die des genügenden oder breiteren analogischen Rückhalts entbehrt; vorzuziehen ist der von Brugmann früher (Grundriß 1², 39 f.) vorgeschlagene, darnach bereits von Wackernagel (Alt-

ind. Gramm. 2, 1, 10) aufgenommene Terminus *Formativ(um)* mit dem hieraus zwanglos abzuleitenden Adjektiv *formativisch*.

6. Ein weiteres Desiderium, das der Vortragende aussprach, war an die Syntaktiker gerichtet, des Sinnes, daß diese bald dazu gelangen möchten, die sogenannten Aktionsarten der Verba einheitlich zu benennen, damit die verwirrende Buntheit der Termini, wobei der eine *momentan* nenne, was bei dem andern *perfektiv*, bei einem dritten *punktuell* heiße u. dgl., aufhöre.

7. Als eine stilistische Unart, ein Solözismus, wird es gerügt, daß in sprachwissenschaftlichen Darstellungen öfters die Präposition *mit* in Verbindung mit einem Eigennamen bei passivischem Verb fälschlich gesetzt wird, z. B. nach einem „man kann dies griechische Wort *mit* Fick zu jenem altindischen *stellen*", auch „das griechische Wort kann *mit* Fick . . . *gestellt werden*" gesagt wird, ferner selbst derartiges vorkommt, wie Indog. Forsch. 21, 193 Fußnote: „Die . . . Namen . . . machen . . . *mit* Prellwitz . . . Entlehnung . . . nicht sehr wahrscheinlich", oder vollends das groteske Bild eines „für jeden auf der Hand liegenden" Gelehrten bei Hirt, Indog. Forsch. 22, 81: „Daß das kein Zufall sein kann, dürfte *mit* Delbrück für jeden außer Schrader auf der Hand liegen".

In der Diskussion spricht sich Herr Wackernagel zu den Vorschlägen, betreffend Auslautschreibung im Altindischen zustimmend aus, er protestiert gegen die Verwerfung der Stamm- und Wurzelschreibung im Altindischen, er empfiehlt für die griechischen Verba contracta Setzung des Infinitivs. Ferner stimmt er etlichen Äußerungen des Vortragenden über die Terminologie bei und macht einige Bemerkungen zur Transskription. Herr Osthoff bleibt bei der Bekämpfung der Wurzelschreibung im Altindischen. Herr Sütterlin macht verschiedene Einzelbemerkungen. Herr Thurneysen spricht über die Schreibung der Gutturale, über die Bezeichnungen der Aktionsarten, über den Ausdruck „Formans". Herr Osthoff repliziert auf die Voten. Herr Meltzer gibt als Grund für das Schwanken der Bezeichnungen der Aktionsarten die Unsicherheit der Anschauungen von den Aktionsarten sowie deren eigene Mehrdeutigkeit an. Herr Thumb schlägt vor, griechische inschriftliche Formen möglichst nach der Orthographie der Inschriften selbst zu schreiben. Herr Wackernagel schlägt vor, ein Protokoll des Vortrags und der Diskussion an Herrn Brugmann zu schicken. Herr Osthoff möchte nur die Aufzeichnung und Übersendung der für Brugmann besonders wichtigen Punkte vorschlagen.

Bei der an den Vortrag sich anknüpfenden Diskussion kommt es auch zu Abstimmungen über die einzelnen Osthoffschen Vor-

schläge. Dabei werden die Punkte 1, 2 und 5 einstimmig angenommen und zu Beschlüssen erhoben, von denen Brugmann brieflich Kenntnis gegeben werden soll mit dem Ersuchen, sich den von der Sektion gutgeheißenen Änderungen des technischen Verfahrens anzuschließen.[1]) Über Punkt 3 gelangte man nicht zu einer Einigung der Ansichten. Bei Punkt 4 stellte man sich zwar einhellig auf den Standpunkt, daß man mit Osthoff sich gegen die Beibehaltung des bisherigen Brauches, griech., d. ist att.-griech., *τιμάω*, *φιλέω*, *δουλόω* zu schreiben, aussprach, im übrigen aber gingen die Meinungen dahin auseinander, daß ein Teil der Sektionsmitglieder dafür war, vielmehr die Infinitive auf *-ᾶν*, *-εῖν*, *-οῦν* zu Vertretern der betreffenden Verbalsysteme zu machen, in Konsequenz davon aber dann überhaupt nicht mehr die 1. Sing. praes. ind. act. oder med., sondern allgemein die Infinitivformen, auch bei den nichtkontrahierenden griechischen Verben, an die Spitze der Paradigmata zu stellen. Zu Punkt 6 wurde vereinbart, daß man dafür eintreten wolle, die beiden Hauptaktionsarten der Verba künftighin einfach als *imperfektische* und *aoristische Aktion* zu unterscheiden.

Der Vorschlag Herrn Osthoffs, daß sich die Sektion das Recht des Nichtbestätigung der vom wissenschaftlichen Ausschuß jeweilen vor dem Kongreß provisorisch gewählten Obmänner ausdrücklich vorbehalten solle, findet allgemeine Zustimmung.

Herr Kuno Meyer (Liverpool) teilt den kürzlich erfolgten Tod der Keltisten Strachan (Manchester) mit; die Anwesenden erheben sich zu Ehren des Verstorbenen.

---

1) Herr Brugmann wünscht dazu die Anmerkung: Brugmann wird laut Mitteilung vom 11. Oktober 1907 zu diesen Vorschlägen im nächsten Hefte des „Anzeigers der Indogermanischen Forschungen“ Stellung nehmen.

Orientalische Sektion.

Festversammlung des Deutschen Palästinavereins.

Mittwoch, den 25. September 1907, abends 8 Uhr.

Prof. *D.* E. Kautzsch (Halle) eröffnete die Versammlung mit einem geschichtlichen Rückblick auf die literarische und Ausgrabungstätigkeit des Vereins seit seiner Gründung in Basel im Jahre 1870 und erinnerte auch an die Verdienste von Prof. Dr. Alb. Socin und Rektor Zimmermann.

Prof. Dr. K. Furrer (Zürich) behandelte den **Wert der Palästinakunde für das Verständnis der Bibel.** Die Bibel weist in ihren geschichtlichen Bestandteilen sehr oft auf ihre Heimat hin, bietet eine Menge topographischer Aussagen und erwähnt Hunderte von Ortsnamen. Ihre poetischen und didaktischen Schriften lassen in ihren Gleichnissen eine reiche Fülle von Bildern an uns vorbeiziehen, die alle aus der Heimat der Bibel stammen. Aus dieser Tatsache ergibt sich, daß die Bibelwissenschaft von einer genauen Kunde der Bibelheimat wertvolle Dienste erwarten darf. Wir fragen zuerst: Wie stellt sich die gegenwärtige Kenntnis der biblischen Länder zu den geographischen Angaben der Bibel? Die Antwort lautet, daß die biblischen Erzähler eine konkrete Auschauung des Bodens gehabt haben müssen, auf dem sich die von ihnen berichtete Geschichte vollzog; denn ihre diesbezüglichen Angaben werden von der modernen Forschung bestätigt. Hierfür wird an Hand von Beispielen in geschichtlicher Reihenfolge der Beweis geleistet. Die biblischen Bilder, die teils der Natur, teils den Lebensgewohnheiten des einfachen Volkes entlehnt sind, kann man heute noch an Ort und Stelle wiederschauen. Sie zeigen, daß die Israeliten fein und scharf beobachtet und ein zartes, eigenartiges Naturgefühl besessen haben. Kennen wir die Wirklichkeit, die in diesen Bildern sich abspiegelt, dann gewinnen sie für uns eine neue Frische, dann verstehen wir erst recht ihre Sinnigkeit, dann zieht

für uns ein neuer Hauch des Lebens durch die biblische Poesie. Einzelne Beispiele sollen auch diese Tatsache illustrieren.

Prof. Dr. Steuernagel (Halle) berichtete über die **Ausgrabungen des Deutschen Palästinavereins an der Ruinenstätte des alten Megiddo, dem heutigen Tell el-Mutesellim.** Es finden sich hier übereinanderliegend die Ruinen der Städte verschiedener Zeiten von dem 4. Jahrtausend an bis etwa 500 v. Chr.; der Bauschutt bedeckt den Felsen in einer Höhe von 10—27 m. Nur ein Teil dieser Ruinenmassen konnte untersucht werden. Der Vortragende hob aus der großen Fülle der Funde eine Anzahl hervor, die aus irgendeinem Grunde allgemeines Interesse beanspruchen konnten, schilderte ihre Beschaffenheit und erörterte kurz ihre kultur- oder religionsgeschichtliche Bedeutung. Er schloß mit dem Wunsche, daß dem Verein bald reichlichere Geldmittel zufließen möchten, die ihm eine Fortsetzung seiner Arbeiten ermöglichen würden.

Dr. G. Hölscher (Halle) sprach **über die englischen Grabungen auf dem Tell Dschezer.** Der aus sieben Schichten aufgebaute Schutthügel zeigt in seinen zwei untersten, der neolithischen Zeit angehörenden, als Urbewohnerschaft eine vorsemitische, höhlenbewohnende, Ackerbau und Viehzucht treibende Rasse mit Glauben an ein Fortleben der Seele. Die Kultur der Kananäer (dritte und vierte Schicht) zeigt einen bedeutenden Fortschritt, während die spätere hebräische Zeit in mancher Hinsicht eher einen Rückschritt bildet. Die griechische Zeit (oberste Schicht) kennt die Totenspeisung nicht mehr in der der früheren völlig realistischen Art. Das wichtigste Ereignis für die Kulturgeschichte des Ostens war die Eroberung des Orients durch Alexander den Großen. Palästina war in ältester Zeit viel eher eine Domäne griechischer als babylonischer Kultur.

Erste Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, morgens 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. A. Mez,
nachher Dr. H. Keller.

Der erste Vortragende, Pfarrer L. E. Iselin (Riehen bei Basel), sprach über **Syrische Aufschlüsse über den Ursprung der Gral-legende.**

Die verschiedenen Fassungen der Gralsage, die wir kennen, sind alle schon ein Gewebe von verschiedenen Sagenmotiven. Der Vorstellung vom Gral als dem Behälter von Christi Wundenblut oder der Hostie liegt ohne Zweifel die mittelalterliche Vorstellung vom

Mysterium des eucharistischen Mahles zugrunde. Aber die Ausprägung derselben in Form einer Legende von einer wunderbaren, geistliche und leibliche Speise bietenden, auch Recht und Gericht schaffenden Gralschale oder Graltafel hängt zusammen mit einer alten, in der morgenländischen Christenheit verbreiteten legendenhaften Erzählung vom Grabe Christi und dessen Wunderstein. Auch hinter der Schilderung des geheimnisvollen Gralwächters und der paradiesischen Gralburg liegt die Sage von einem wunderbaren Wächter eines heiligen Grabes am fernen, halbwegs überirdischen Orte. Einzelheiten („Wunschgefäß vom Paradies“, „Obst aus dem Paradiese“, „Holz des Lebens“, „Eden“) der Gralsage beweisen, daß sie von einer Paradiesessage inspiriert worden ist. Die Literatur der syrischen „Schatzhöhle“, die seit dem sechsten Jahrhundert sich entfaltet hatte, vermittelt uns die Einsicht in jene christliche Legendenbildung, die sich vollzogen hat auf Grund des Bestrebens, für alle Gestalten und Einrichtungen des christlichen Glaubens Typen und Vorbilder in ältester Zeit zu suchen. Dem Abendlande sind diese Gedankenkreise wahrscheinlich weniger durch schriftliche als durch mündliche Mitteilung bei Anlaß der Kreuzzüge bekannt geworden. In einem Fall kann man zur Zeit des fünften Kreuzzuges an einem Beispiel kontrollieren, wie die morgenländische Legende im Kreuzheer bekannt wurde. Gerade das fremdartige, exotische Wesen derselben mochte der dichterischen Phantasie Anlaß und Anregung zur Umformung im Geiste der Romantik darbieten.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Prof. Dr. E. Littmann (Straßburg) sprach zum Thema **Sagen und Märchen aus Nord-Abessinien.**

Der Vortragende hat im Jahre 1905/1906 zuerst in amerikanischem, dann in deutschem Auftrage Nord-Abessinien bereist in der Absicht, archäologische, epigraphische und linguistische Studien zu machen, sowie Handschriften zu sammeln. Vorläufige Berichte über die erzielten Resultate sind: „Preliminary Report of the Princeton University Expedition to Abyssinia“, in Zeitschrift für Assyriologie, Bd. XX, S. 151—182; Vorbericht der Deutschen Aksum-Expedition, aus dem Anhang zu den Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1906.

Die linguistischen Studien erstreckten sich auf die traditionelle Aussprache des Geʿez oder der altäthiopischen Literatursprache und auf die beiden semitischen Sprachen Nord-Abessiniens, d. i. Tigrē und Tigriña. Das Tigrē, die altertümlichste der beiden Sprachen, ist von Wichtigkeit für die Erforschung des älteren Äthiopisch und für das Studium der Beziehungen zwischen den afrikanischen und

den asiatischen semitischen Sprachen. Grammatisch und lexikalisch ergeben sich aus ihm mancherlei neue Aufschlüsse; es sei hier nur auf die Deminutiva, die Pauzitäts- und Intensiv-Plurale, die maskulinen und femininen Nomina unitatis u. dergl. hingewiesen. Um zuverlässiges Material zum Studium der Grammatik und des Wortschatzes, aber auch der Kultur und Literatur zu haben, wurde eine große Anzahl von prosaischen und poetischen Texten gesammelt. Die prosaischen Texte sind: Tierfabeln und Tierlegenden, Erzählungen und Anekdoten aus dem Leben der Menschen, Rätsel-Erzählungen, Legenden über Maria, heilige Bäume, Berge, Quellen, Steine, über die Riesen, die früher im Lande geherrscht haben, und über ihren Untergang, über das Tun und Treiben der Sterne, Überlieferungen aus dem Leben der Stämme, Beschreibungen der Sitten und Gebräuche bei Geburt, Namengebung, Hochzeit und Tod, Berechnungen der Konstellationen usw.

Das Gesamtmaterial in der Ursprache sowie englischer Übersetzung soll erscheinen in den „Publications of the Princeton University Expedition to Abyssinia“, die Sternensagen in deutscher Übersetzung in einem der nächsten Hefte des Archivs für Religionswissenschaft.

Zur Illustration dieser Literatur werden in dem Vortrage mitgeteilt:

1. Die Geschichte von all den wilden Tieren, den eßbaren und nichteßbaren.

2. Die Geschichte vom Löwen, der Hyäne und dem Schakal.

Der Schakal spielt in Abessinien die Rolle des Reineke Fuchs. Die in diesen Fabeln vorkommenden Tiere sind natürlich nur die im Lande bekannten, namentlich Elefant, Löwe, Leopard, Rind, Ziege, Schaf, Affe, Esel, Wildschwein, Schlange, Hund, Katze, Maus, Huhn, Rabe usw. Eine Anzahl von Erzählungen weisen auf Totemismus hin: Affe, Mistkäfer, Wespe, Fliege, Eidechse, Frosch, Schakal, Hyäne, Weißgeier sollen früher Menschen gewesen sein und werden noch jetzt als zu bestimmten Stämmen gehörig gerechnet. Die Eule ist der Seelenvogel.

3. Die Geschichte der beiden Eseltreiber.

Diese sei hier in extenso mitgeteilt:

„Zwei Leute trafen sich unterwegs, und jeder von ihnen hatte einen Esel. Da begrüßten die beiden Leute einander; die Esel aber steckten ihre Nasen zusammen und beschnupperten sich. Und der eine Mann fragte seinen Gefährten, indem er sprach: „Wir haben einander begrüßt. Aber warum haben die Esel ihre Nasen zusammengesteckt?“ Jener aber antwortete ihm und sprach: „Weißt du das

nicht? Die Esel haben einen tapferen Esel zu Gott geschickt, damit er ihm ihr Leid klage, das heißt, damit Gott sie von der Tyrannei der Menschen befreie. Nun fragen die Esel einander, indem sie sprechen: 'Ist der abgesandte Esel schon zurückgekehrt?'" Und es heißt, daß alle Esel, wenn sie ihre Nasen zusammenstecken, einander über diese Sache befragen. — Aus dieser Geschichte sieht man, daß alle Kreatur sich nach Freiheit sehnt."

4. Die Geschichte vom Ehrlichen und Unehrlichen.

5. Die Geschichte vom Propheten Moses und Propheten Mohammed.

6. Von dem „Großen Stern" (auch „Herz" genannt, d. i. Antares, *α* Scorpionis).

7. Von Kēmā (d. i. Plejaden) und ihrem Sohne 'Alî (d. i. Aldebaran, *α* Tauri) und ihren Ziegen (d. i. Hyaden).

8. Von den Sieben (d. i. der Große Bär) und Ǵah (d. i. Polarstern) und Qerēn (d. i. zwei Sterne im Schwanz des Drachen, zwischen dem Großen Bären und dem Polarstern).

9. Ein Lied des Polarsterns.

10 u. 11. Lieder des 'Alī Ǵāngē, von den Ḥabāb, über die „Sieben" und die anderen Sterne.

12. Über die vom Himmel gefallenen Sterne.

13. Was beim Aufgange des Neumonds geschieht.

14. Was man vom Tode des Mondes glaubt.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Proff. A. Mez (Basel) und A. Fischer (Leipzig).

Der dritte Redner, Prof. *D.* K. Marti (Bern), trug vor über

Jahwe und seine Auffassung in der ältesten Zeit.[1])

Die Ansichten über die Bedeutung Jahwes in der ältesten Zeit gehen weit auseinander: greifen die einen auf die primitivsten Vorstellungen zurück, so verknüpfen andere mit dem Namen Jahwe von Anfang an sehr hohe, ja selbst die höchsten Anschauungen. Der Lösung des Problems kommt man näher durch genaue Sichtung und Beurteilung des vorhandenen Materials.

Der Jahwename ist nicht der ureigenste und ausschließliche Besitz der Israeliten. Man findet ihn am Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. in Babylonien: Die Eigennamen auf Geschäftsurkunden der Hammurabizeit *Ja-u-um-ilu* und *Ja-'-PI-ilu* (gelesen *Jaave-ilu*) erinnern mit dem ersten Element an Jahwe; Jahwe

1) Der Vortrag erscheint in extenso in Theol. Studien und Kritiken 1908.

scheint zwar, weil ihm das Götterdeterminativ fehlt, noch kein Gottesname zu sein, bildet aber doch eine Aussage über einen Gott (*ilu*), aus der leicht ein Gottesname werden konnte. Bereits in der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. jedoch ist Jahwe als Gottesname zu belegen: Mag die Erklärung des in Kanaan (bei den Grabungen in Taʿannek) auf einer Keilschrifttafel gefundenen *Achijami* = *Achijahwe* (entsprechend hebräischem *Achijjahu*, d. h. Jahwe ist Bruder) fraglich sein, so ist für dieselbe Zeit auf Tafeln aus der Kassitenperiode im Tempelarchiv von Nippur (Babylonien) *Ja-u* als Gottesname nachgewiesen, was um so weniger zu bezweifeln ist, als daneben sich auch die ganz entsprechende weibliche Gottheit *Ja-ūt[um]* ebendort findet. Sicher ist ferner der Name in den aus dem achten Jahrhundert stammenden Namen: *Azri-ja-a-u* und *Ja-u-bi-ʾ-di* (mit der bedeutsamen Variante *Ilu-bi-ʾ-di*) für Nordsyrien belegt.

Dazu kommt noch, daß die nie recht ansässig gewordene, sondern meist nomadisierende Völkerschaft der Keniter zu den Jahweverehrern gehörte. Das Jahwezeichen, das sie trugen (vgl. Gen. 4, 15 mit V. 1: Kain = ein Träger des Jahwezeichens, l. V. 1 *ʾīsch ʾōt Jahwe* statt *ʾī. ʾet J.*), wies sie als solche aus und schützte sie trotz ihrem Nomadisieren bei den Israeliten. Dagegen darf, obschon Bileam als Prophet Jahwes gilt, das Volk seiner Heimat (sei diese in Aram, Ammon, Edom, Kedem oder Midian zu suchen) nicht zu den Jahweverehrern gezählt werden; denn die naive fromme Auffassung konnte gar nicht anders als dem Volke Israel günstige Erscheinungen und besonders zum Heile Israels wirkende Persönlichkeiten auch außerhalb Israels mit Jahwe in Beziehung setzen, eben weil Jahwe der Spezialgott Israels war.

Nach der Spärlichkeit der vorhandenen Notizen über das Vorkommen des Jahwenamens außerhalb Israels und schon vor der Entstehung des Volkes Israel ist zu schließen, daß Jahwe nirgends einer der Hauptgötter gewesen ist; näheres über seine Art läßt sich leider nicht feststellen. Vielleicht ist aber doch der Ausgangspunkt des Jahwenamens zu bestimmen. Die Keniter haben ihre Heimat im nordwestlichen Arabien in der Nähe des Sinai, und dort will doch auch Israel mit Jahwe in engste Beziehung getreten sein. Dort wird daher der Ausgangspunkt des Jahwenamens zu suchen sein, von dort haben ihn aus Arabien auswandernde Stämme oder einzelne Angehörige derselben in ihre neuen festen Wohnsitze, die die einen in Babylonien, andere in Kanaan und wieder andere in Syrien fanden, mitgenommen.

Eine hohe Bedeutung hat Jahwe nur bei den Israeliten be-

kommen. Welches war aber die Auffassung, die sie von ihm in der ältesten Zeit besaßen? Die herrschende Meinung geht dahin, daß man dieser frühesten Auffassung näher komme, wenn man in den ältesten alttestamentlichen Erzählungen auf Elemente und Züge achte, die deutlich einer niederen Stufe der Gottesvorstellung angehören. Aber diese Methode ist abzulehnen:

Denn sie führt erstens zu den allerverschiedensten Resultaten, je nachdem diese oder jene Darstellung vorgezogen wird (Jahwe soll ursprünglich ein Nachtdämon, ein Wettergott, ein Vulkangott, eine Pestgottheit, eine Schlangen- oder sonstige chthonische Gottheit usw. gewesen sein).

Zweitens verkennt sie den Ursprung dieser alttestamentlichen Darstellungen. Denn die niederen Züge und Elemente in denselben stammen nicht aus einer Periode einer niedereren Auffassung Jahwes in früherer Zeit. Es handelt sich vielmehr um Übertragungen von Erzählungen über andere göttliche Mächte auf Jahwe. Ein Wandel des Subjekts liegt in diesen Erzählungen vor, nicht ein Überbleibsel einer früheren Auffassung von demselben Subjekte. Jahwe hat alle die niederen Gottheiten (Dämonen, Lokalnumina usw.) verdrängt, ihre Funktionen und auch ihre Züge übernommen. Diese Erzählungen sind also Dokumente der Absorptionskraft Jahwes einerseits und der religiösen Anschauungen, die vor der Verehrung des israelitischen Jahwes herrschten, andrerseits.

Die Richtigkeit dieser Beurteilung der alttestamentlichen Erzählungen wird durch die Analogie bestätigt, welche sowohl die Religionsgeschichte überhaupt als auch die spätere Geschichte der israelitischen Religion aufweist. So haben die olympischen Götter Griechenlands im Kampf gegen die vorgriechischen lokalen Götter, die zum großen Teil chthonisch waren, den Kult und die Funktionen der verdrängten Götter absorbiert; Zeus, der höchste der Olympier, hat die Züge eines finsteren Unterweltgottes angenommen, und Zeus μειλίχιος wird sogar als Schlange dargestellt (vgl. *Sam. Wide*, *Chthonische und himmlische Götter* im *Archiv für Religionswissenschaft*, 1907, S. 257 ff.). Und bei Jahwe ist dieser Prozeß der Absorption der anderen Gottheiten ganz bis zum Ende durchgeführt. Längst ist erkannt, wie er Baal aus dem Felde geschlagen und aufgesogen und wie er schließlich dank der religiös-ethischen Gotteserkenntnis der Propheten den universalen und definitiven Sieg über alle Götter der Heiden davongetragen hat.

Dieser Sieg Jahwes auf der ganzen Linie berechtigt zu der Annahme, daß im Glauben der Israeliten von Anfang an Jahwe nicht nur eine besondere Macht und Energie, sondern eine besondere Art

innewohnte. Läßt sich diese auch nicht genau definieren, so kann doch gesagt werden: Jahwe ist von Anfang an bei den Israeliten als etwas Höheres aufgefaßt worden als ein gewöhnlicher Dämon, oder eine chthonische Gottheit, oder ein bloß lokales Numen, auch als Baal und Astarte, die Spender des Segens in Natur und Familie. Es dürfte auch nicht so verfehlt sein, wenn man als altes israelitisches Bekenntnis betrachtet: Jahwe der Gott Israels und Israel das Volk Jahwes, und wenn man dasselbe dahin interpretiert: Jahwe galt den Israeliten von Anfang an als eine geistige Gottheit, die daher auch die sozialen Ordnungen und die politischen Schicksale seiner Verehrer bestimmte. Was Jahwe vorher war, ehe er der Gott Israels wurde, läßt sich vom Alten Testament aus nicht ermitteln. Wie Jahwe zu seiner überragenden Bedeutung kam, ist der Tatsache gegenüber, daß er sie bei den Israeliten von Anfang an, von dem Zeitpunkt an, da sie ein Volk waren, hatte, eine untergeordnete Frage. Jedenfalls trägt zur Beantwortung derselben der imaginäre altorientalische Monotheismus nichts bei, von dem man im nordwestlichen Arabien und im Süden Palästinas zur Zeit, da das Volk Israel sich bildete, keine Ahnung hatte. Zudem ist auch der Gott Israels, so sehr er die Dämonen und andere Gottheiten überragte, am Anfang noch lange nicht der eine Gott gewesen.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren E. Kautzsch (Halle), E. Littmannn (Straßburg), A. Mez (Basel), C. v. Orelli (Basel), A. Fischer (Leipzig) und der Vortragende.

Derselbe Redner sprach ferner Vermutungen aus über **Eine rätselhafte hebräische Inschrift auf einer Fahne vom Jahre 1540.**

Das Berner historische Museum besitzt eine Fahne aus einfachem Stoffe, über deren Herkunft sich bis jetzt keine urkundlichen Nachrichten gefunden haben, deren genaues Abbild aber die Schuhmacherzunft in ihrem jüngeren Wappen führt. Die Fahne fällt besonders deshalb auf, weil sie neben dem Bilde eines Schuhes und der Jahrzahl 1540 eine Inschrift in hebräischen Buchstaben aufweist. Die Bemalung auf der Rückseite stimmt mit der Vorderseite aufs genaueste überein, und zwar so, daß man auf derselben nur die Rückansicht der Bemalung erhält, also z. B. die hebräischen Buchstaben der Inschrift nun von links nach rechts gerichtet sieht. Die Farbe der Bemalung für den Schuh ist schwarz, für Jahrzahl und Inschrift rot.

Ein Zweifel, daß die Inschrift wirklich hebräische Buchstaben enthält, ist unmöglich; die Buchstabenformen stimmen durchaus zu der Jahrzahl 1540, da sie dem damals in deutschen Landen

üblichen hebräischen Typus entsprechen. Auch kann man im ganzen über die Lesung der einzelnen Buchstaben nicht streiten; sie sind zu lesen: פר בגד אש כריין חלבמ. Nur sind dem Maler das erste ר, das bald darauffolgende ן und das ח übel geraten, so daß man bei letzterem gar wohl auch an die Lesung als ח denken kann. Gleichfalls ist nicht sicher, ob bei dem zweitletzten Buchstaben nicht vielleicht ein כ gemeint sei.

Trotz dieser großen Sicherheit in der Lesung der einzelnen Buchstaben bleibt die Deutung der Inschrift schwierig, vor allem deshalb, weil mit der Möglichkeit zu rechnen ist, daß sich hinter den hebräischen Buchstaben eine Inschrift in anderer, vielleicht deutscher Sprache verbirgt. Ferner können Abkürzungen vorliegen, auf welche Punkte zwischen einzelnen Buchstaben hinzuweisen scheinen.

Herr A. L. Frankenthal, Konsul der Vereinigten Staaten in Bern, der sich für die Fahne lebhaft interessierte und an eine Menge von Philologen die Bitte um Lösung des Rätsels richtete, hat daher auch die allerverschiedensten Antworten erhalten. Sie lassen sich in drei Gattungen gruppieren:

- die erste deutet die Fahne als Jahrmarkts- oder überhaupt als Geschäftsschild eines jüdischen Schuhmachers mit entsprechender Aufschrift;
- die zweite sieht darin die Fahne einer Schuhmacherzunft und sucht demgemäß auch die Inschrift zu deuten; und
- die dritte legt der Fahne eine historische Bedeutung bei.

Meiner Ansicht nach sind die beiden ersten Erklärungsversuche unbegründet und darum aufzugeben. Gegen die erste Gattung spricht schon das Vorhandensein einer Jahrzahl; dann aber ist auch nicht einzusehen, wie ein Kaufmann oder Schuhmacher außerhalb eines jüdischen Ghettos dazu kommen sollte, einen Schild in hebräischen Lettern zu wünschen. Für die zweite Gattung spricht nichts als die späte Tradition der Schuhmacherzunft in Bern, dagegen aber alles, sowohl die Form des Schuhes als auch die hebräische Inschrift. Die Lösung wird nur auf dem Wege, auf dem die dritte Gattung sich bewegt, zu finden sein. Denn das Bild des Schuhes zeigt deutlich den Bundschuh, und es ist bekannt, daß die Bauern in den Aufständen am Anfang des 16. Jahrhunderts auf ihren Fahnen neben dem Bundschuh bisweilen hebräische Inschriften anbringen ließen, wohl in dem Glauben, daß von den geheimnisvollen Buchstaben eine besondere Kraft ausgehe und den um die Fahne sich Scharenden zum Siege verhelfe. Die Jahrzahl scheint allerdings dieser Annahme nicht günstig; doch sind für das Jahr 1540 größere täuferische

Unruhen im bernischen Münstertal nachgewiesen, mit denen vielleicht die Fahne in Verbindung gebracht werden kann. Aber auch so ist eine allseitig befriedigende Lösung noch nicht gelungen. Ich habe in Analogie zu einer Fahneninschrift aus den Bauernkriegen, welche in hebräischen Lettern und Worten „Käse und Brot“ lautet, die Lesung vorgeschlagen: פר בגד אש כיין חלב מ[ים], d. h. „Rind, Kleid, Feuer wie Wein, Milch, Wasser“. Aber den Sinn dieser Worte, der irgendwie die Forderungen der Aufständischen angeben sollte, kann ich nicht sicher enträtseln, und ich gebe zu, daß meine Lesung den Punkten zwischen einigen Buchstaben keine Rechnung trägt; auch halte ich es natürlich nicht für ausgeschlossen, daß vielleicht einer deutschen, eventuell lateinischen Lesung der Buchstaben PRBGD.A.S (ev. Sch). KIINT (oder Ch) LB (oder K) M. die glückliche Lösung des Rätsels gelingt.

Die Diskussion über das vorgelegte Thema wurde wegen vorgerückter Zeit auf die folgende Sitzung verschoben.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, morgens 9 Uhr.

Vorsitzender: Dr. H. Keller.

An der Diskussion zu Herrn Prof. Martis Vortrag über Eine rätselhafte Inschrift auf einer Fahne vom Jahre 1540, beteiligten sich die Herren C. v. Orelli (Basel), Ed. Mahler (Budapest), C. Steuernagel (Halle a. S.), L. E. Iselin (Riehen), A. Fischer (Leipzig), K. Marti (Bern).

Prof. Dr. A. Fischer (Leipzig) spricht über den **Plan eines zeitgemäßen Wörterbuchs des älteren Arabisch.**[1]) Er zeigt, daß die vorhandenen abendländischen Wörterbücher des Arabischen, besonders auch die der älteren Sprache, berechtigten Ansprüchen in keiner Weise genügen, schon deshalb nicht, weil sie nicht auf der vorhandenen Literatur selbst, sondern auf den, an sich allerdings sehr wertvollen, einheimischen Wörterbüchern aufgebaut sind. Unter „älterem“ Arabisch versteht er im wesentlichen die Sprache der Poesie bis zum Untergang der Omaijaden, die des Korans, des Hadith (der Überlieferung über den Propheten und die vier ältesten Kalifen) und die der ältesten Historiographie. Er verlangt ein bloßes Wörterbuch und keinen erschöpfenden Thesaurus, weil für einen solchen weder die

---

1) Der Vortrag wird in ausführlicher Gestalt in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erscheinen.

nötigen Kräfte noch die nötigen Geldmittel vorhanden sein würden. Zeitgemäß würde ein solches Wörterbuch nur sein, wenn es, abgesehen von anderen, die folgenden Erfordernisse berücksichtigt: 1. jedes Wort und jede Bedeutung muß aus der Literatur belegt sein; 2. gleichlautende Etyma müssen sorgfältig unterschieden werden und die Anordnung der verschiedenen Bedeutungen eines und desselben Etymons muß nach genetisch-historischem Prinzip erfolgen; 3. der Ursprung der Fremdwörter muß nach Möglichkeit festgestellt werden. Prof. Fischer denkt das Wörterbuch nicht allein, sondern in Verbindung mit anderen Gelehrten ins Leben zu rufen, und zwar unter Verwertung der von früheren Arabisten (in erster Linie Fleischer und Thorbecke) hinterlassenen lexikalischen Sammlungen.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren E. Kautzsch (Halle a. S.), E. Littmann (Straßburg), H. Keller (Basel).

Den folgenden Vortrag hielt Prof. *D.* C. von Orelli (Basel) über das Thema **Zur Metrik der hebräischen Prophetenschriften.**[1])

Der Schlüssel zur Metrik der alttestamentlichen Gesänge und Gedichte ist seit Jahrhunderten gesucht worden. Aber erst in den letzten Jahrzehnten kam man der Wahrheit näher durch die Erkenntnis, daß der hebräische Sänger zwar nicht eine sorgfältig abgezählte Reihe von langen und kurzen Silben zur Verszeile zusammengestellt hat, wie der arabische oder griechische oder lateinische Dichter, wohl aber einen regelmäßigen Wechsel von Hebungen und Senkungen, betonten und unbetonten Silben, beabsichtigte. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß nicht die Zahl der Silben überhaupt, sondern nur die der Hebungen ins Gewicht fällt, indem beim Singen wie beim Lesen eine kleine oder größere Zahl von Silben und Wörtern in der Schwebe bleiben, bzw. zur Senkung gehören kann. Gerade diese Fähigkeit der Zeilen, sich zu dehnen oder zusammenzuziehen, bewahrt den Vortrag vor einer ermüdenden Eintönigkeit.

Noch anders verhält es sich bei den Sprüchen und Reden der Propheten. Auch diese zeigen mehr oder weniger lyrischen Charakter. Von alters her waren Prophetie und Poesie verwachsen, die alten Gottes- und Schicksalssprüche hatten meist poetische Fassung. Auch in den eigentlichen Prophetenreden begegnet uns poetisch gehobene Sprache, es erscheint das Wahrzeichen hebräischer Lyrik: der „Parallelismus membrorum“, es herrscht ein melodischer Tonfall. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß diese Volksredner sich freier bewegten als

---

1) Der Vortrag ist ausführlicher gedruckt als Anhang zum Kommentar des Genannten zu den Zwölf Kleinen Propheten, 3. Aufl., München 1908.

die an eine Melodie gebundenen Sänger oder die Kunstdichter wie die Verfasser des Hiob oder der Klagelieder oder des Hohenliedes. Eine Parallele bietet in dieser Hinsicht Mohammed. Seine Koransprüche, namentlich die aus der ältesten Zeit, sind auch in einem gewissen Rhythmus geschrieben, d. h. die Sätze bewegen sich in einer feierlichen Gemessenheit und klingen oft sogar in Reim aus. Mohammed selbst wie seine Verehrer haben auf die poetische Schönheit dieser Sprüche das größte Gewicht gelegt und darin ein Kennzeichen höherer Inspiration erblickt. Allein an die komplizierten Metren der damaligen arabischen Dichter hat er sich nicht gehalten. Selbst wenn er es gekonnt hätte, würde er es unterlassen haben. Er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, ein Dichter zu sein, da sonst seine Aussprüche als Kunstprodukt erschienen wären.

Abzuweisen sind daher die neueren Versuche, den israelitischen Prophetenreden ein strenges Metrum aufzunötigen. Dadurch wird man genötigt, zusammenhängende Reden in lauter kleine Segmente zu zerschneiden (so Giesebrecht, Jeremias Metrik 1905) und überdies sonst unmotivierte Textänderungen vorzunehmen. Läßt man vollends dem Jeremia nur ein Metrum wie Prof. Duhm (Komm. zu Jeremia 1901, Übersetzung 1903), so fallen oft die wichtigsten und wuchtigsten Worte der kritischen Schere zum Opfer und es bleibt statt des Propheten nur ein Elegiendichter. Aber auch das neuerdings beliebte metrische System von Prof. Sievers ist bei aller Anerkennung der Anregungen, die dieser geniale Metriker durch seine ausdauernde Arbeit auf dem ihm von Haus aus fremden hebräischen Sprachgebiete gegeben hat, nicht imstande, eine befriedigende Lösung zu geben.

Dies weist der Vortragende speziell an dem Beispiel der metrischen Konstruktion des Amos nach, welche Sievers und Guthe 1907 gegeben haben. Nicht nur entsteht nach dieser Theorie keine einleuchtende metrische Harmonie, sondern es wird auch die unverkennbare hebräische Rhythmik (Parallelismus membrorum u. dergl.) durch ein fremdartiges System zerstört, die Texte werden willkürlich geändert, die Silben und Wörter unnatürlich betont, die zusammengehörigen Satzglieder unerträglich auseinandergesprengt usf., wie es bei einem ernsthaften Vortrag ganz unstatthaft war. Die Propheten sind nicht in erster Linie Schriftsteller, sondern Volksredner, welche frei vor der Menge ihre Sache ausfochten; da darf ihnen eine solche Zwangsjacke nicht angelegt werden. Jede Theorie, die ihnen verböte, von einem Tonfall in den andern, von Poesie zu Prosa überzugehen und umgekehrt, ist unbrauchbar. Daß Sievers (wie übrigens auch Giesebrecht) ganz prosaische Sätze und Abschnitte in seinem Metrum

zu lesen vermag, erweckt zu diesem wenig Vertrauen. Seltsam wäre auch, daß nicht erst die Masorethen von dieser Betonung keine Ahnung gehabt hätten, sondern schon die Schriftkundigen, die im Text Erweiterungen angebracht haben sollen, nichts davon wußten. Denn diese Zerstörung der Gedichte müßte schon lange vor der alexandrinischen Übersetzung begonnen haben, also zu einer Zeit, wo die hebräische Poesie noch in Blüte stand.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren K. Marti (Bern), E. Kautzsch (Halle), A. Fischer (Leipzig).

Der letzte Vortrag, von Pfarrer J. Wirz (Benken b. Basel gehalten, galt **Ṭāhirs Tod.**[1])

Der Perser Ṭāhir b. al Ḥusain war von dem ʿAbbāsidenchalifen Ma'mūn, dem er seinerzeit durch Besiegung und Tötung seines Bruders und Gegenchalifen Emīn auf den Thron geholfen, zum Statthalter über Chorasan gesetzt worden, und zwar auf die Fürsprache des von ihm bestochenen Wesirs hin, der dem mißtrauenden Chalifen für ihn garantierte. Aber wenig über ein Jahr in seinem Amte in Merw, kündete Ṭāhir dem Chalifen den Gehorsam, indem er an einem Freitag in der Moschee das Chalifengebet ausließ. Er wurde aber an seinem Vorhaben, Persien unabhängig zu machen, durch plötzlichen Tod verhindert, im Alter von kaum 47 Jahren, i. J. 207/822.

Die gewöhnliche Darstellung seines Todes ist die Erzählung des Postmeisters Kulṯūm b. Ṯābit, der, nachdem er jenem Gottesdienst beigewohnt, sich auf seinen Tod durch Ṭāhir vorbereitet und sodann den Bericht von der Auslassung des Gebets an den Hof nach Bagdad abschickt. Nach dem Nachmittagsgebet wird er von Ṭāhir gerufen, sieht aber, wie er eintritt, diesen tot umfallen, und meldet dann in einem zweiten Schreiben seinen Tod. Diese Darstellung, in den meisten der größeren arabischen Geschichtswerke enthalten, stammt aus dem Kitāb Baġdād des Aḥmad b. abī Ṭāhir Ṭaifūr (wird eben herausgeg. von Hans Keller, Basel).

Sie ist nicht zu halten — ein unwahrscheinliches, theatralisch aufgeputztes Sensationsstück. Wäre Ṭāhir in dieser auffälligen Weise gestorben, so wäre es undenkbar, daß alle die anderen Berichte rein nichts davon wissen. Und warum soll Ṭāhir, der leidenschaftslose, kalt berechnende Realpolitiker, den Postmeister töten, nachdem dieser seinen Bericht abgeschickt? Wenn er einen solchen hätte verhindern wollen, so hätten ihm gescheitere Mittel zu Gebote gestanden.

1) Der Vortrag ist ein Stück aus einer Dissertation: „Zur Geschichte der Ṭāhiriden", die demnächst der philos. Fakultät der Universität von Basel eingereicht werden soll.

Das Kitāb Baġdād selbst bietet noch drei andere Darstellungen über den Tod Ṭāhirs: Zunächst eine zweite vom selben Postmeister, wonach dieser seine Meldung an Ma'mūn genau im Moment des Todes Ṭāhirs will geschrieben haben — im Widerspruch mit seiner ersten Darstellung. Aus der zweiten geht auch hervor, daß der Postmeister oder seine Familie sich durch ihre Erzählung den spätern ʿAbbāsiden einfach als treue Anhänger und Märtyrer empfehlen wollten, um ein Amt zu bekommen. Dann noch zwei sehr glaubwürdige Berichte aus der ṭāhiridischen Familientradition, wonach Ṭāhir an einem Morgen unerwartet tot auf seinem Bette gefunden wurde. Dadurch wird die ganze Darstellung des Postmeisters widerlegt. Aber selbst dessen Persönlichkeit ist sehr fraglich. Im Kitāb al Aġānī hat er einen ganz anderen Namen und wird auch die Sache ganz anders erzählt, obschon dessen Verfasser das Kitāb Baġdād gekannt und benutzt hat, und zwar viel natürlicher.

Höchst beachtenswert sind die zwei Umstände, daß — auch nach dem Bericht des Kitāb Baġdād — der Wesir, als der erste Brief des Postmeisters mit der Nachricht von der Rebellion Ṭāhirs an den Hof kommt: 1. sofort von Ma'mūn nach Chorasan geschickt wird, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen, und 2. den Chalifen inständig und lange bittet, die Abreise noch ein wenig aufschieben zu dürfen — bis dann die Todesnachricht kam. Er muß also auf baldigen Tod Ṭāhirs haben hoffen können, d. h. er muß dafür vorgesorgt haben für den Fall der Empörung. Überhaupt, wenn man am Hofe den Tod Ṭāhirs nicht sicher hätte erwarten können, so hätte es keinen Sinn gehabt, nach erfolgter Empörung den einzigen Wesir — und nicht etwa ein Heer — nach Chorasan abzuschicken. Die genannten beiden Angaben sind deshalb so bedeutsam, weil sie in diese Darstellung, die nichts von einem vereinbarten gewaltsamen Tod Ṭāhirs sagt, gar nicht passen. Sie sind also festgebliebene Überbleibsel des wahren Sachverhalts. Schon aus dieser Darstellung ergibt sich darum der zwingende Schluß, daß der Tod Ṭāhirs vom Wesir, im stillschweigenden Einverständnis des Chalifen, vorbereitet war und dann wohl durch seine Werkzeuge in Chorasan bewerkstelligt wurde.

Zum Überfluß haben wir dafür aber noch direkte Zeugnisse. Vor allem das des bei den Ṭāhiriden in Chorasan lebenden und mit deren Geschichte sehr vertrauten Ibn Wāḍiḥ al Jaʿkūbī, dessen Geschichtswerk noch etwas älter ist als das Kitāb Baġdād. Nach ihm ist Ṭāhir vergiftet worden auf Veranlassung des Wesirs. Und ähnlich, aber aus anderen Quellen, dann alle Geschichtsschreiber aus der Zeit, wo die ʿAbbāsiden nicht mehr zu fürchten waren. Sämtliche Nach-

richten über die Art des Todes Ṭāhirs haben die Vergiftung, mit der einzigen Ausnahme des Kitab Baġdād, dessen Darstellung dann allerdings — durch den Hofhistoriographen Ṭabarī — die größte Verbreitung erlangt hat.

Die Motive, die Vergiftung zu verschweigen, liegen auf der Hand. Die Darstellung ist einfach die offizielle. Die ʿAbbāsiden und die Ṭāhiriden hatten später einander bitter nötig, und so mußte beiden alles daran gelegen sein, jenen bösen Fleck in dem Verhältnis ihrer Vorfahren zu vertuschen. So bemüht sich denn der ebenso ʿabbāsiden- wie ṭāhiridenfreundliche Verfasser des Kitāb Baġdād auch noch in anderen Partien, das Verhältnis Ma'mūns zu Ṭāhir, gegen alle verbürgten Tatsachen, als ein freundliches und vertrauensvolles darzustellen, und noch mehr Ṭabarī. In Wahrheit war aber schon lange, bevor Ṭāhir durch List Chorasan erhielt, das Verhältnis zwischen ihm und Ma'mūn das gegenseitigen Mißtrauens und völliger Entfremdung (dies gegen M. J. de Goeje in einem Vortrag über die „Geschichte der ʿAbbāsiden von al Jaʿkūbī" am Internat. Orientalistenkongreß in St. Petersburg 1876), so daß es von vornherein höchst unwahrscheinlich wäre, daß Ma'mūn dem Ṭāhir den wichtigen Posten sollte anvertraut haben, ohne zugleich Maßnahmen zu seiner eventuellen Unschädlichmachung zu treffen.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 25. September 1907, vormittags 9 Uhr.

Prof. Dr. H. Veillon (Basel) eröffnete die Sitzung. Zu Vorsitzenden wurden gewählt: Prof. Dr. H. Veillon, Priv.-Dozent Dr. O. Spieß; zu Schriftführern: Dr. O. Mautz, M. Knapp (sämtlich aus Basel).

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. F. Klein (Göttingen) machte einige Mitteilungen über die Vorschläge der Unterrichtskommission deutscher Naturforscher und Ärzte für die wissenschaftliche Ausbildung der Lehramtskandidaten der Mathematik und Naturwissenschaften.

Darauf hielt Prof. Dr. F. Rudio (Zürich) einen **Nachruf auf Friedr. Hultsch.**[1])

Er gab darin eine kurze Übersicht über den Lebenslauf dieses um die Geschichte der griechischen Mathematik so hochverdienten Gelehrten, der von 1833—1906 in Dresden gelebt und gewirkt hat und 1868—1889 Rektor der altehrwürdigen Kreuzschule gewesen war. Bei der erstaunlichen Vielseitigkeit von Hultsch und der Fülle seiner Arbeiten auf dem Gebiete der Philologie, der Metrologie und der Geschichte der Mathematik beschränkte sich der Vortragende auf eine eingehende Würdigung der klassischen von Hultsch besorgten Ausgabe des Alexandriners Pappus. Der Vortragende schloß seinen Nachruf mit folgenden Worten: „Das Urteil, in das einst Moritz Cantor seine Besprechung der Pappusausgabe zusammengefaßt hat, darf auch heute wiederholt werden: Hultsch hat uns mit einer klassischen Ausgabe eines klassischen Schriftstellers beschenkt. Und so glaube ich auch keinem Vorwurfe zu begegnen, wenn ich mich so lange bei diesem Meisterwerke aufgehalten habe.

Es geschah übrigens auch nicht ohne eine gewisse Nebenabsicht: Wir leben, meine Herren, in einer Zeit des pädagogischen Kampfes. „Hie klassische Sprachen!“ tönt es auf der einen, „hie Mathematik

1) Der Vortrag bildet nur einen Bestandteil einer ausführlichen Biographie, die im 8. Bande der Bibliotheca mathematica erscheinen wird.

und Naturwissenschaften!“ auf der andern Seite. Aber wir leben nicht nur in einer Zeit des Kampfes, sondern auch in einer Zeit des Ausgleiches und der Verständigung. Und der Verständigung sollen namentlich auch die großen wissenschaftlichen Kongresse dienen und ganz besonders vielleicht die diesjährige Basler Versammlung. Es ist nun kein geringes Verdienst von Friedrich Hultsch, ein großes und schönes Gebiet erschlossen zu haben, auf dem sich Philologen und Mathematiker zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden können, zur Arbeit auch im Dienste der Schule. Die Gegensätze zwischen humanistischer und realistischer Bildung werden in dem Maße schwinden, in dem die Erkenntnis wächst, wie sehr einerseits die Kultur der Griechen in den Realien begründet war und wie andererseits unsere mathematische Wissenschaft, und zwar nicht nur die sogenannten Elemente, griechischem Geiste entsprungen ist. Daß diese Erkenntnis sich immer mehr Bahn bricht, dafür darf ich vielleicht als Beispiel auf das Lesebuch von Ulrich v. Wilamowitz hinweisen. Aber die Gegensätze müssen von beiden Seiten her ausgeglichen werden. Und die Mathematiker werden das können, wenn sie in erhöhtem Maße nicht nur der Geschichte ihrer Wissenschaft, sondern auch der Sprache, die sie darin reden, ihr Interesse zuwenden. Die Wege hierfür geebnet zu haben, das ist auch ein Vermächtnis, das uns Friedrich Hultsch in seinem Lebenswerke hinterlassen hat.“

Oberlehrer E. Brocke (Zabern) besprach sodann **Die neue Schulmathematik in methodischer Hinsicht.**

Der Vortragende begann mit einer kurzen Darstellung des bisherigen Verlaufs und des gegenwärtigen Standes der Diskussion über die Vorschläge der Breslauer Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. Er hob insbesondere die Wendung hervor, welche diese Diskussion durch das Eingreifen von Professor Dr. Max Simon genommen hat. Dann überreichte er den von ihm verfaßten Artikel: „Die Frage der Neugestaltung des mathematischen Unterrichts und die Straßburger Vorschläge von 1895“ (*Zeitschr. f. math. u. nat. Unterr., 38. Jahrg. 1907,* S. 375—384), worin die genannte Wendung festgestellt, auf die Bedeutung der Straßburger Vorschläge von 1895 als Vorläufer der Meraner Vorschläge hingewiesen und zugleich der Versuch gemacht wird, für die Weiterentwicklung der Reformbewegung eine gewisse Orientierung zu gewinnen. Als Straßburger Vorschläge von 1895 werden vom Verfasser die Vorschläge von Max Simon bezeichnet, welche in dessen „Didaktik und Methodik des Rechnen- und Mathematikunterrichts“ enthalten sind. Dieselbe erschien als Sonderausgabe aus Dr. A. Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und

Unterrichtslehre für höhere Schulen", München 1895. Es sei hinzugefügt, daß von diesem Werke Simons inzwischen die zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage herausgekommen ist (München 1908).

Auf Grund des Ertrags der bisherigen Diskussion formulierte der Vortragende sodann das Problem eines einheitlich gestalteten Aufbaues des mathematischen Unterrichts und bezeichnete als das Ziel der methodischen Arbeiten die Aufstellung eines Systems der Schulmathematik. In diesem Sinne kann man sagen: Die neue Schulmathematik besitzen wir noch keineswegs.

Eine genauere Betrachtung der Lösbarkeit des aufgestellten Problems ergibt die Notwendigkeit einer Neugestaltung von Grund aus. Die allgemeinen Prinzipien der Meraner Vorschläge der genannten Breslauer Unterrichtskommission bedürfen, wie näher ausgeführt wurde, noch weiterer Ausgestaltung, insbesondere in grundlegender Hinsicht. Der Vortragende empfiehlt hierfür das funktionserzeugende Prinzip der Abbildung oder des Entsprechens. Dieses Prinzip umfaßt, ebenso wie das Funktionsprinzip selbst, Geometrie und Arithmetik; für die Geometrie spezialisiert es sich als das der Benutzung symmetrischer Beziehungen, in der Arithmetik als das der Benutzung der Beziehungen zwischen Größen (Mengen) und Zahlen. Das Symmetrieprinzip hat der Vortragende vor kurzem im Zusammenhange mit den aktuellen Unterrichtsfragen und den Untersuchungen über die Grundlagen der Geometrie hinsichtlich seiner Bedeutung für den genetischen Aufbau, insbesondere dessen Grundlegung, einer eingehenden Untersuchung und Würdigung unterzogen. Diese Abhandlung „Über die Benutzung symmetrischer Beziehungen im geometrischen Unterricht", welche als Programmbeilage erschien (Münster i. Els. 1907), wurde ebenfalls vorgelegt. Was den arithmetisch-algebraischen Unterricht betrifft, so ist der Vortragende den Fachgenossen eine nähere Darlegung des angeführten Prinzips vorderhand noch schuldig.

Nach einigen Bemerkungen über den weiteren Aufbau der Schulmathematik faßte der Vortragende das Ergebnis in einem Ausblick auf die Arbeiten der nächsten Zukunft zusammen.

„Hatte bei der Abfassung der Meraner Vorschläge die Hochschule die Führung — und, ich will es ausdrücklich hervorheben, ihrer Initiative bleiben wir Schulmänner stets aufrichtigen Dank schuldig —, so heißt es nunmehr für die Schule, Herr im eigenen neuen Hause zu werden."

Die Diskussion wurde benutzt von den Herren: F. Klein (Göttingen), P. Bode (Frankfurt a. M.), Weill (Gebweiler), M. Groß-

mann (Zürich), K. Von der Mühll (Basel), K. Geißler (Ebikon b. Luzern).

Dann sprach Dr. R. Huber (Bern) über **Mathematische Behandlung der Elektronentheorie im Gymnasialunterricht.**

Noch vor etwa zehn Jahren mußte die Einführung der magnetischen Kraftlinien in den physikalischen Unterricht eigentlich erkämpft[1]) werden. Heute dürfte die Erklärung z. B. der Dynamomaschine mit Ringanker ohne Zuhilfenahme der magnetischen Kraftlinien kaum mehr vorkommen, wenigstens auf der Stufe des Gymnasiums. Ich meine nun durchaus nicht, daß für die Behandlung der Elektronentheorie in der Schule auch schon, geschweige denn so zwingende, Gründe vorhanden seien, wie es für die Lehre von den Kraftlinien der Fall ist. Im Gegenteil, diese neue Theorie gehört noch nicht in das Pensum des Gymnasiums. Aber bei dem Interesse, das viele junge Leute heute der Elektrizitätslehre entgegenbringen, ist es für den Physiklehrer wünschenswert, gelegentlich, etwa als Beantwortung einer Frage, auf Grund der neuen Anschauungen eine plausible Antwort mit Hilfe der in der Schule zur Verfügung stehenden mathematischen Mittel geben zu können.

Daß eine solche Behandlung auch dieses Gebietes möglich ist, hat der geniale Förderer der Elektronentheorie, Herr Professor H. A. Lorentz in Leiden, selbst gezeigt in seinem Vortrag[2]) vor dem elektrotechnischen Verein in Berlin (20. Dez. 1904) „Ergebnisse und Probleme der Elektronentheorie“ und nun auch in dem kürzlich deutsch erschienenen zweiten Band seines Lehrbuches der Physik.

Die Wirkung eines elektrischen Feldes auf ein Elektron; die Erklärung der Induktionswirkung in einem Draht, der sich durch ein magnetisches Feld bewegt; die Ladung und Masse eines negativen Elektrons; die verschiedenen Strahlenarten; die Zeemannsche Erscheinung. Diese Kapitel behandelt Herr Lorentz in dem Lehrbuch, wenn auch nur kurz skizzierend, so doch recht anschaulich. In seinem erwähnten Vortrage hatte er auch die Formel für die Leitung der Elektrizität in Metallen elementar abgeleitet, nicht jedoch die Formel von Drude[3]) für die Wärmeleitung.

Nun gehört aber gerade das Verhältnis dieser Leitfähigkeiten in Metallen zum Wunderbarsten, was die Elektronentheorie, im Gegensatz zu den bisherigen Theorien, abzuleiten vermag.

---

1) Zeitschrift für den phys. u. chem. Unterr. VIII, S. 233.
2) Elektrotechn. Zeitschrift 1905, S. 555 ff. und S. 584 ff.
3) Annalen der Physik, IV. Folge I, S. 574.

Ich möchte mir daher den Versuch erlauben, die Drudesche Formel mit einfachen Mitteln abzuleiten:

ABCD stelle ein Metallstück dar von der Länge $AB = \lambda$, und dem Querschnitt $OO = 1 \text{ cm}^2$.

In *A* herrsche die Temperatur T_1, in *B* die Temperatur T_2, so daß das Temperaturgefälle auf der Strecke λ den Wert $T_1 - T_2$ hat.

Wir nehmen nun an, daß die Wärmeleitung in dem Metalldraht nur durch die Stöße der Elektronen vermittelt werde, daß die ponderablen Atome bei ihrer Bewegung um ihre Gleichgewichtslagen sich nicht stoßen, also keine Energie übertragen. Dagegen die Elektronen werden mit großen Geschwindigkeiten zwischen den Metallatomen hin- und herfliegen und zwar in zickzackförmigen Linien, da sie immer wieder von den Metallatomen angehalten, nach einer anderen Richtung getrieben werden: und so geben sie nach und nach Energie ab, wegen des Temperaturgefälles von *A* nach *B* mehr als von *B* nach *A*. Sie sind also die Veranlassung zur Wärmeleitung. Zur Vereinfachung werde angenommen: die Stöße erfolgen in gleicher Zahl parallel den drei Hauptrichtungen der *X*-, der *Y*- und der *Z*-Achse. Dann entfallen normal auf den Querschnitt *OO* nur $\frac{1}{3}$ der ganzen Zahl Elektronenstöße in dem betrachteten Metallstück *ABCD*.

N sei die Anzahl der Elektronen in 1 cm^3, also entfallen auf *ABCD* total $N\lambda$ Elektronen.

Setzt man die in der Zeit τ zurückgelegte mittlere freie Weglänge der Elektronen $(AB) = \lambda$, so trägt noch folgende (mir von Herrn Dr. A. Einstein in Bern empfohlene) Annahme sehr zur Vereinfachung bei, nämlich: die Elektronenstöße sollen nur zu den Zeiten $0, \tau, 2\tau, 3\tau, \ldots$ erfolgen.

Danach gehen in der Zeit τ durch den Querschnitt *OO*, von links und von rechts gleich viel, im ganzen $\frac{N\lambda}{3}$ Elektronen hindurch. Die Anzahl der in einer Richtung in der Zeit τ durch den Querschnitt transportierten Elektronen ist also $\frac{N\lambda}{6}$.

Dabei besitze jedes Elektron im Raum *AOOD* die mittlere Energie L_1, im Raum *BOOC* die mittlere Energie L_2, wobei $L_1 > L_2$ (wegen des Temperaturgefälles).

Es ist also die lebendige Kraft wirksam nach rechts $+\frac{N\lambda \cdot L_1}{6}$, nach links $-\frac{N\lambda L_2}{6}$.

Die in der Zeit τ zur Wärmeleitung dienende Energie durch den Einheitsquerschnitt *OO* geführt ist folglich $\frac{1}{6}N\lambda(L_1 - L_2)$.

In der Zeiteinheit (1 Sek.) ist diese Energie

$$\mathfrak{E} = \frac{1}{6} N(L_1 - L_2) \cdot \frac{\lambda}{\tau} \cdot \tag{1}$$

Hierbei ist die für die Wärmeleitung im Gegensatz zur Elektrizitätsleitung notwendige Voraussetzung[1]) innegehalten, daß die in dem betrachteten Metallstück ($ABCD$) überhaupt vorhandene Anzahl der Elektronen durch die Erwärmung nicht geändert wird, und also die Wärmeleitung nach den Grundsätzen der kinetischen Gastheorie berechnet werden kann. Diese Grundsätze lauten:

In jedem Gas ist die mittlere kinetische Energie eines Moleküls der absoluten Temperatur proportional.

Bei einer bestimmten Temperatur T hat diese mittlere Molekularenergie[2]) für alle Gase denselben Wert αT.

Bezeichnet man das Temperaturgefälle für 1 cm mit T', so ist offenbar $T_1 - T_2 = \lambda \cdot T'$ und

$$L_1 - L_2 = \alpha \cdot \lambda \cdot T'. \tag{2}$$

Aus (1) und (2) folgt

$$\mathfrak{E} = \frac{1}{6} N \cdot \alpha \lambda T' \cdot \frac{\lambda}{\tau}. \tag{3}$$

$\frac{\lambda}{\tau}$, die mittlere Geschwindigkeit der Elektronen, wird mit u bezeichnet, also kommt

$$\mathfrak{E} = \frac{1}{6} N \cdot \alpha \lambda T' \cdot u. \tag{4}$$

Nun ist die Wärmeleitfähigkeit ($\varkappa$) diejenige Wärmemenge (in Erg), welche pro Sekunde durch 1 cm^2 durchfließt, falls in der Richtung senkrecht zu dem betrachteten Flächenelement ein Temperaturgefälle von 1^0 C pro 1 cm besteht.

Es ist also

$$\varkappa = \tfrac{1}{6} \cdot N \lambda \alpha u \tag{5}$$

(Wärmeleitfähigkeit).

Nach der Ableitung[3]) des Herrn Lorentz ist die elektrische Leitfähigkeit

$$s = \frac{e^2 \cdot \lambda N \cdot u}{4 \alpha T} \cdot \tag{6}$$

wenn s = Elektrizitätsmenge, welche in 1 Sekunde 1 cm^2 durchfließt, wenn in der Richtung der Normalen eine elektrische Kraft 1 wirkt.

1) Annalen der Physik, IV. Folge I, S. 573.
2) L. Boltzmann, Gastheorie I, S. 77.
3) Elektrotechn. Zeitschr. 1905, S. 586 (wurde mündlich vorgetragen).

e Ladung eines Elektrons,
N Anzahl der Elektronen in 1 cm^3

Aus (5) und (6) folgt:

$$\frac{\varkappa}{s} = \frac{2}{3} \cdot \left(\frac{\alpha}{e}\right)^2 \cdot T. \tag{7}$$

Diese Formel enthält nur noch von den speziellen Eigenschaften des Metalles unabhängige Größen, und sie besagt:

Das Verhältnis der thermischen und elektrischen Leitfähigkeiten für verschiedene Metalle ist stets gleich.

In der Formel (5) ist $\varkappa = \frac{1}{6} N \alpha \lambda u$ anstatt wie bei Drude $\varkappa = \frac{1}{3} N \alpha \lambda u$. Dieser Fehler im Koeffizienten rührt von der nicht einwandfreien Annahme her, daß $\frac{1}{3}$ der Elektronenstöße normal durch den Querschnitt gehen.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Die Diskussion über Fragen des mathematischen Unterrichts und der Ausbildung der Lehramtskandidaten wird auf eine Abendsitzung im Anschluß an die Tagung der Mathematiklehrer-Vereinigung an schweizerischen Mittelschulen verlegt.

Referate über diese Diskussion sollen in: „L'enseignement mathématique" und „Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht" erscheinen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 26. September 1907, vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. H. Veillon.

Es wird folgende Resolution gefaßt:

I. Die math.-naturwissenschaftliche Sektion begrüßt lebhaft die in den vier Parallelvorträgen der Herren Proff. Klein, Wendland, Brandl und Harnack begründete Forderung einer Ergänzung des Hochschulunterrichts im Sinne einer vermehrten Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule. Sie hält aber auch für dringend wünschenswert, daß den bereits im Amte stehenden Lehrern vermehrte Gelegenheit zur Weiterbildung geboten wird. Als ein wirksames Mittel zur Erreichung dieses Zieles erachtet sie die Einrichtung periodischer Ferienkurse.

II. Den Behörden wird der Wunsch ausgesprochen, den Lehrern den Besuch von Ferienkursen zu erleichtern:

durch Bewilligung von Urlaub,

durch Gewährung angemessener finanzieller Unterstützung zur Bestreitung der Kosten der Reise, des Aufenthaltes und der Kursteilnahme,

durch prinzipielle Durchführung und Übernahme bezahlter Stellvertretung.

III. Den Behörden, die schon jetzt den Lehrern in diesem Sinne ihr Entgegenkommen erweisen, wird der beste Dank ausgesprochen.

IV. Die math.-naturwissenschaftliche Sektion unterbreitet die vorstehende Resolution dem Plenum der Philologenversammlung mit dem Wunsche, es möchte diese Versammlung sich der Resolution anschließen und dieselbe zu der ihrigen erheben.

Prof. E. Grimsehl (Hamburg) spricht dann über **Die Behandlung der elektrischen Wellen im Unterricht.**[1])

Die praktische Wichtigkeit der sogenannten drahtlosen Telegraphie zwingt die Schule dazu, im physikalischen Unterricht auch die elektrischen Wellen zu behandeln. Dazu genügt aber nicht die mündliche Besprechung, auch nicht die Vorführung einer Station für drahtlose Telegraphie; vielmehr muß auf die Grundlagen für die Entstehung der elektrischen Wellen experimentell und theoretisch eingegangen werden. Der Unterricht muß davon ausgehen, daß die Funkenentladung eines Kondensators oszillatorisch erfolgt. Es muß auch die oszillatorische Entladung selbst vorgeführt werden.

Es wird ein vom Vortragenden konstruierter einfacher Apparat demonstriert, bestehend aus einem einfachen Schwingungskreise von der Art, wie er in der 'Physikalischen Zeitschrift', Jahrg. 8, Seite 483, Fg. 6 schon veröffentlicht ist. Dieser Apparat hat als Zusatz eine Konvexlinse zur Projektion des Funkenbildes und einen rotierenden Spiegel erhalten, durch den das Funkenbild in eine Serie von Oszillationen aufgelöst wird. Auf diese Weise ist sowohl die objektive Projektion der Teilentladungen, wie der elektrischen Schwingungen mit solchen Mitteln möglich, wie sie im Schulunterricht gebraucht werden können. Der Apparat erfordert so gut wie gar keine Vorbereitung zur Ausführung des Versuchs (Demonstration). Ferner gestattet der Apparat sofort eine photographische Aufnahme des Funkenbildes, aus dem die Schwingungsnatur der Funkenentladung noch klarer hervorgeht, als aus der direkten Projektion. Es werden einige Photographien, die mit dem Apparate während des Unterrichts angefertigt sind, vorgezeigt.

1) Der Vortrag ist veröffentlicht in „Monatshefte f. d. naturwissenschaftlichen Unterricht" 1908, Heft 2.

Aus der Schwingungsnatur der Funkenentladung folgt unmittelbar die Entstehung eines Wechselstromes in der im Schwingungskreise vorhandenen Spule, die auf eine in die Spule gesteckte Sekundärspule induzierend einwirkt und hier Wechselströme hoher Spannung und hoher Frequenz erzeugt (Demonstration der Teslaströme).

Auf einer langen sogenannten Seibtschen Spule bilden sich stehende Wellen aus, die in einer mit der Seibtschen Spule parallelen evakuierten Glasröhre durch Aufleuchten sichtbar gemacht werden. Jetzt kann durch Änderung der Kapazität und der Selbstinduktion die Lage der Knoten und Bäuche geändert werden. Es wird nachgewiesen, daß für die Wellenlänge das Produkt aus Kapazität und Selbstinduktion maßgebend ist, und daß eine Vervierfachung und eine Verneunfachung der Kapazität eine Verdoppelung und Verdreifachung der Wellenlänge zur Folge hat (Demonstration). Hierdurch wird experimentell nachgewiesen, daß die Wellenlänge, also auch die Schwingungszeit der Quadratwurzel aus der Kapazität und Selbstinduktion proportional ist.

Endlich ist noch nachzuweisen, daß sich die Wirkungen der elektrischen Schwingungen durch den Raum fortpflanzen und daß die elektrischen Wellen im Raum imstande sind, Resonanz zu erzeugen, wenn zwei Schwingungskreise aufeinander abgestimmt sind. Das geschieht mit Hilfe der a. a. O. Fg. 5 abgebildeten Versuchsanordnung (Demonstration). Nur dann tritt volle Resonanz ein, wenn sowohl die Kapazität, wie auch die Selbstinduktion beider Schwingungskreise übereinstimmen.

Nach diesen grundlegenden Versuchen erst sind die Schüler imstande, das Wesen der drahtlosen Telegraphie zu erfassen. Wenn man jetzt noch zwei vollständige Stationen für Funkentelegraphie vorführen kann und will, so ist in wenigen Stunden das wichtige Gebiet der elektrischen Wellen, einschließlich ihrer Anwendungen, so weit durchgearbeitet, daß die Schüler die Funkentelegraphie nicht bloß anstaunen, sondern ihr mit Verständnis gegenübertreten und die stetigen Fortschritte auf diesem Gebiete verfolgen und begreifen können.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Prof. Dr. P. Gruner (Bern) erörterte die Frage **Über Verwertung von Theorien und Hypothesen im physikalischen Unterricht.**[1])

1) Dieser Vortrag ist erschienen in den „Monatsheften für den naturwissenschaftlichen Unterricht“, Dezember 1907, und ist außerdem als Separatabdruck bei B. G. Teubner, Leipzig, erhältlich.

Der Referent geht aus von der Erfahrung, daß sogar bei naturwissenschaftlich Gebildeten oft eine ziemliche Unklarheit in bezug auf die Begriffe von Theorie, Hypothese und Tatsache bestehe. Da diese Begriffsverwirrung zum Teil durch den Unterricht selber hervorgerufen wird, so spricht er den Wunsch aus, es möchte im Physikunterricht, anfangs oder zu Ende, stets eine kurze Darlegung über Ziel, Grundlagen und Methoden der physikalischen Forschung gegeben werden.

In bezug auf die Grundlagen sind die Schüler darauf aufmerksam zu machen, daß alle naturwissenschaftliche Erkenntnis auf gewissen Voraussetzungen beruht. Die Naturforschung hat als einzig sicheres Wissen die Resultate sinnlicher Wahrnehmung. Dieselben geben keinen Aufschluß über das Wesen der Wirklichkeit an sich, sondern können nur in Form eines Weltbildes in Zusammenhang gebracht werden. Dieses Weltbild muß sich stets in den Rahmen von Raum, Zeit und Substanz einpassen lassen und unseren Denkgesetzen entsprechend aufgebaut sein. Zu letzteren gehört insbesondere auch das Kausalgesetz, das demnach nicht als Aufschluß über den tiefsten inneren Zusammenhang der Dinge angesehen werden darf. Der willkürliche und zum Teil hypothetische Charakter der Begriffe Materie, Atom, Äther, Kraft und die rein utilitaristische Bedeutung des Bestrebens, alle Erscheinungen auf mechanische Prinzipe zurückführen zu wollen, wird kurz berührt.

Als ausschließliche Methode wirklicher Naturforschung wird die Empirie hingestellt. Dieselbe bedarf aber unbedingt der Theorien und Hypothesen. Während die Empirie das tatsächliche Erfahrungsmaterial liefert und die Hypothesen die ihnen untergeschobenen Annahmen bilden, sorgt die Theorie für den logisch korrekten Ausbau beider. Als „reine Theorie" ist jedes richtige System zu betrachten, das sich auf Grund bestimmter Annahmen ableiten läßt. Der „allgemeinen Theorie" ist die wichtige Aufgabe gestellt, zunächst aus den empirischen Daten eine Hypothese, ein sogenanntes physikalisches Gesetz, herauszuarbeiten, sodann die darin befindlichen Begriffe scharf zu definieren und endlich die darin enthaltenen Annahmen in Form einer „reinen Theorie" in allen ihren Konsequenzen auszubeuten.

An dem einfachen Beispiele des Reflexionsgesetzes werden diese Gedanken erörtert und die Schwierigkeiten ihrer Durchführung berührt. Zum Schluß wird betont, daß nun wiederum die Empirie die gezogenen Konsequenzen zu prüfen hat und daß erst dadurch der Theorie ihr richtiger Wert gegeben wird.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren: E. Brocke (Zabern), A. Witting (Dresden-Strehlen), E. Hagenbach-Bischoff

(Basel), P. Epstein (Straßburg), K. Geißler (Ebikon, Luzern), E. Lippmann (Wien), O. Spieß (Basel), R. Flatt (Basel), A. Maurer (St. Johann-Saarbrücken).

Dr. K. Geißler (Ebikon, Luzern) lieferte **Beiträge zur Vertiefung und Verbindung des exakten Unterrichtes durch Unendlichkeit und Kontinuität.**

Das ideale Ziel des höheren Schulunterrichts ist die harmonische Verbindung aller Schulfächer anstatt der Zersplitterung. Nachträgliche Verbindung großer Wissensmengen ist nur hochstehenden Geistern möglich. Die Schule kann nach einer Verbindung streben, die schon in den Anfängen, in den Grundbegriffen liegt, und auf sie zurückkommen, soll nicht etwa solche Grundbegriffe formal erstarren lassen. Solche Verbindung und Vertiefung ist zwar philosophisch, kann und soll aber nicht als Philosophie bestimmter Art betrieben werden. Ist auch der Lehrer möglichst philosophisch gebildet, so will er doch den jungen Schüler nicht zum Philosophen machen. Aber er will seinen Geist für tiefe Bildung vorbereiten.

Die exakte Wissenschaft zeigt, daß überall Beschränkung vorliegt; sie arbeitet mit Begriffen und Grundanschauungen, aber in ihnen liegen Rätsel, schwere Probleme. Das Kind fühlt dies von vornherein, fragt allgemeiner als der fachmännisch Gebildete; es soll bewahrt werden vor zu frühzeitigen, einseitigen Schlüssen. Die Grenzen, welche sich überall bei der Bildung von Begriffen zeigen, sollen nicht chinesische Mauern sein; sie bieten Berührungen; ein Überschauen ermöglicht die harmonische Verbindung der Wissensgebiete, eine Art von Kontinuität.

Ich kann hier nur einige Beispiele andeuten, zunächst aus dem Gebiete der Mathematik, aber möglichst mit Beziehung zu anderen Schulfächern, und muß im einzelnen auf meine Bücher und Spezialaufsätze verweisen, in denen die Lehre von den Weitenbehaftungen entwickelt ist. Der Begriff der Einheit ist nicht bloß in der Mathematik[1]) von grundlegender Wichtigkeit, sondern in allen Wissenschaften. Darum soll man ihn schon im Anfange nicht zu einseitig fassen. Zur Einheit gehört Begrenzung. Man muß immer fragen: Was gehört zu dem betreffenden Einheitsbegriffe z. B. Haus, Mensch, Ich[2]), Wald, Atmosphäre, Erde, Welt? Aus dem anfänglichen zu engen oder zu allgemeinen Erfassen des Begriffs wie Ich entstehen oft verkehrte Fragen wie: „Entstehe ich?“ „Sterbe ich?“ und daraus

1) Vgl. Pädagog. Rücks. beim math. Studium und die Frage der phil. Propädeut. Neue Jahrb. 18. H. 5. 1906, Abt. II.

2) Bewegung und Geschehen, Werden und Vergehen, Philos. Wochenschrift V. N. 7—11, 1907.

einseitige Antworten. Unter Welt versteht man oft die sinnlich kennengelernte und sinnlich vorgestellte, oft auch etwas Unsinnliches, etwas aus Sinnlichem und Übersinnlichem Gemischtes. Besonders wichtig ist es zu fragen, ob gewisse Kleinigkeiten zu dem Inhalte eines Begriffes gehören. Der alte Satz, daß das Einzelne nichts sei vor dem All, wird jedem Kinde bekannt; ähnliche Gedanken entstehen in der Seele jedes Kindes, obwohl sie die größten Schwierigkeiten enthalten. Ist es ein wirkliches Nichts? Gibt es ein wirkliches Nichts?

Besonders in der Größenlehre spielt die Beziehung des sogenannten verschwindend Kleinen zum Endlichen eine wichtige Rolle; oder wie ich sagen würde: des sinnlich Vorstellbaren, des unter- und übersinnlich Vorstellbaren. Es sei mir erlaubt aus dieser Lehre[1]) einiges hierher Gehörige anzudeuten. Die Streckeneinheit wie jede Strecke bedarf der Begrenzung. Was ist diese Begrenzung? Sie ist nicht dasselbe wie die vorher vorgestellte Strecke endlicher oder sinnlicher Ausdehnung. Ist der Punkt nicht räumlich? Ist die endliche Strecke, die gegenüber der unendlichen verschwindet, nicht räumlich? Jedes Kind muß der Gedanke befremden, daß der Punkt eine so große Rolle in der Raumlehre spielen soll und doch nicht räumlich ausgedehnt sein soll. Nach meiner Lehre ist der Punkt immer nur für ein bestimmtes Gebiet zu definieren, z. B. für das Endliche, besser sinnlich Vorstellbare als etwas Räumliches, aber grenzenlos Kleines. Eine endliche Strecke AB ist für die unendlich lange Linie wie ein Punkt, ist geradezu ein Anfangspunkt für dies Übersinnlichgroße, natürlich wenn man die bestimmte endliche Ausdehnung, die ja für das Unendliche verschwindet, nicht mitberücksichtigt. Sie hat nur Sinn im Vergleich zu anderen endlichen Größen. Ebenso hat eine unendlich kleine Größe eine bestimmte Länge nur im Verhältnis zu anderen untersinnlich vorstellbaren Größen. Für ein Kind hat die Beschäftigung mit solchen unendlich kleinen Strecken weniger Fremdes wie für den älteren, dies nicht gewohnten Mathematiker.

Die Erweiterung der Zahlen zu Null, negativen, irrationalen usw., macht den Schülern Kopfzerbrechen und befremdet sie sehr. Wenn man den Einheitsbegriff von vornherein allgemeiner faßt, die Begrenzung nur für ein bestimmtes Gebiet, z. B. das sinnlich Vorstellbare gelten läßt, so verschwindet das Sonderbare und formal Abstoßende. Man sage dann nicht: $a - a$ sei eigentlich nichts und solle nur definiert werden als eine Zahl. Die Gleichheit von a

1) Die Grundsätze und das Wesen des Unendlichen, B. G. Teubner 1902.

und a gilt ebenfalls nicht absolut oder allgemein,[1]) sondern z. B. zuerst nur für sinnlich vorgestellte Größen, die bei Heranziehung des Untersinnlichgroßen auch verschieden sein können. Minister und Bauer sind gleich als Menschen und doch sehr verschieden; die bei A beginnende unendliche Linie ist um AB verschieden von der ein endliches Stückchen weiter, bei B beginnenden und doch für das bloß Unendliche gleich. Das eine a kann um unendlichwenig größer vorgestellt werden als das andere a, ihre Differenz ist Null für das Endliche, aber eine unendlich kleine Größe für Berücksichtigung des Untersinnlichen. Ähnlich steckt in der Bildung einer einfachen Zahl schon eine Ordnung, die man umkehren kann. Berücksichtigt man dies nur gleich zur rechten Zeit, so hat die Einführung der negativen Zahlen nicht mehr das Befremdende und es ist keine Definitionsschaffung nötig. Ebenso ist die Vorstellung der Reihe schon bei der ersten Zahlenbildung vorhanden. 0,9999 ... aufzufassen als $1 - \delta$, was für das Endliche 1 ist, hat dann nichts Sonderbares mehr. Daß $(1 + \delta)^{\infty}$, falls $\delta = 1 : \infty$, die irrationale Zahl e geben soll, hat für den Schüler etwas höchst Befremdendes an sich, falls er die Weitenbehaftungen nicht kennt; es ist nach dieser Lehre, welche den Grenzbegriff[1]) überflüssig macht, $1 \cdot 1 \cdot 1 \cdot 1 \cdots$ oder $1^{\infty} = 1$, hat aber ganz andere Werte, sobald man die δ-Größen mitberücksichtigt.

Führt so die Vorstellung der Begrenzung zu Verbindungen zwischen den Zahlen, so vermag auch das Unendlichgroße Verbindungen zwischen solchen endlichen Figuren zu liefern, welche in das Unendliche weisen. Es ist z. B. möglich gewesen,[2]) die Ellipse, Parabel und Hyperbel, deren Verschiedenheit infolge des Unterschiedes vom Endlichen und Unendlichen (zwei Zweige der Hyperbel!)

---

1) Kritik des Grenzbegriffes; Philos. Wochenschrift Bd. 2, Heft 11—13, Neue Darstellung des Grenzüberganges und Grenzbegriffes durch Weitenbeh. Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaft 1907, Nr. 1. Über Notwendigkeit, Wirklichkeit, Möglichkeit und die Grundlagen der Mathem. Archiv für system. Philos. XI, 1. 1905. Über Begriffe, Definition und mathem. Phantasie, ebenda XII, 1906, Heft 1. Identität und Gleichheit, Zeitschrift für philol. und philos. Kritik, 126, 1905; Gleichh. nach Behaft. Saccheri, Gauß und nichteuklid. Geometrie, ebenda, Bd. 128. Ist die Annahme von Absolutem in der Anschauung und dem Denken möglich? Archiv 1908.

2) Die Kegelschnitte und ihr Zusammenhang durch Kontinuität der Weitenbeh. H. W. Schmidt, Jena 1905. Aufsuchen von Punkten geradliniger Kegelschnitte, Zeitschrift für lateinl. höh. Schulen, 18, Heft 1, Oktober 1906. Projektiv. Schnittkurven auf unendlicher Kegelschnittkugel, ebenda 16, Heft 2. Asymptote der Parabel und unendliche Ellipse, Pädagog. Archiv 47, 3, 1905.

den Schüler sehr wundert, auf dasselbe Gesetz zurückzuführen, z. B. die Ellipsenpunkte durch Differenz, die Hyperbelpunkte durch Summe der Radien zu definieren, je nachdem man den einen Radius durch das Endliche oder nach der anderen Seite durch das Unendliche zum Brennpunkte hinzieht. Die Kontinuität erhält dadurch eine Erweiterung oder einen viel allgemeineren Charakter. Anfänge im Endlichen (der Zeit nach), Unterbrechungen und Aufhören für endliche Zeiten spielen nun aber auch in der Biologie, überhaupt in der sich schon jedem Kinde aufdrängenden Betrachtung des Lebens eine große Rolle. Die Entstehung des lebenden Wesens, die eigentümliche Unterbrechung durch Schlaf und Ohnmacht, der Tod sind rätselhafte Fragen, von denen wir vergebens suchen würden, die Kinder zurückzuhalten. Tun wir es zu sehr, indem wir uns z. B. der Neugierde der Kinder in sexueller Beziehung zu sehr verschließen, halten wir überhaupt die Jugend zu sehr fern vom Rätselhaften, Philosophischen, so verlieren wir das Zutrauen und treiben die Schüler dahin, sich anderweit Kenntnis zu holen. Zwar kommen in gewissen Unterrichtsfächern, in der Religion, Fragen wie die vom Unendlichen, vom ewigen Leben, von Gott vor, und in der Biologie die Fragen von Seele und Leib, Leben und Tod, Kampf ums Dasein, von der Lebensgemeinschaft; wenn wir aber de einzelnen Fächer zu sehr voneinander abschließen, treten wir einer Grundlage für eine tiefere Weltauffassung hindernd entgegen. Der Zusammenhang z. B. zwischen der Biologie und jenen allgemeinen Fragen ist da. Wenn wir aber stets absichtlich nur das durchnehmen, was „sonnenklar erscheint", so macht der Schüler im Innern doch nicht Halt, er bildet sich auf eigene Faust eine verfrühte Weltanschauung, eine flache Philosophie. Er möge lernen, daß nicht bloß bei diesen Fragen Rätsel vorhanden sind, sondern für den tiefer Denkenden überall, daß wir immer nur vorläufig Halt machen durch Wortbildung, daß wir stets auf die einfachsten Begriffe zurückkommen müssen. Nicht durch die Masse des einzelnen Wissens wird man klug, sondern trotz der einzelnen Fächer, trotz der vielen Einzelheiten der Schule — hoffentlich heißt es einmal: dank auch der Einzelheiten der Schule!

Eine Diskussion findet nicht statt.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 27. September 1907, vormitt. 10 Uhr 30 Min.

Vorsitzender: Prof. Dr. H. Veillon.

Prof. Dr. E. Lippmann (Wien) gab einen Überblick über die **Geschichte der Chemie bis Lavoisier mit besonderer Berück-**

sichtigung des Paracelsus. Der Begriff und die Aufgaben der Chemie haben im Laufe der Jahrhunderte vielfache Wandlungen durchgemacht. Aristoteles meinte, daß seine fünf Elemente, Erde, Wasser, Feuer, Luft und Äther, das Weltganze bilden und ineinander überführt werden können. Hieraus entwickelte sich die spätere Alchemie, welche die Transmutation der Metalle bezweckte, also aus unedelm Metall Gold machen wollte. Bereits den alten Ägyptern, beziehungsweise den ägyptischen Priestern, war schon die Alchemie bekannt und wurde deshalb vom Volke als heilige Kunst verehrt. Die alchemistische Zeit erstreckt sich vom 4. bis 16. Jahrhundert, dieselbe war nicht allein auf die Goldgewinnung gerichtet, sondern bezweckte auch die Herstellung einer Wunderarznei (Panacee), um das menschliche Leben zu verlängern.

Aus den Mitteilungen des Plinius, Homer und anderer Klassiker wissen wir, daß die Alten das Quecksilber, Silber usw. kannten, das Glas war bereits den Phöniziern bekannt.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts beginnt eine neue Richtung der Wissenschaft, indem dieselbe sich mit der Herstellung wirksamer Heilmittel beschäftigte, welche der Medizin als Grundlage dienten, die Iatrochemie. Die Krankheiten wurden von Paracelsus, einem der wichtigsten Vertreter dieser Richtung, auf chemische Vorgänge im Organismus zurückgeführt, so daß durch Einwirkung chemischer Präparate der normale Gesundheitszustand hergestellt werden konnte.

Die Geschichte der reinen, selbständigen Chemie beginnt im 17. Jahrhundert durch Robert Boyle, der als ihre Hauptaufgabe die Kenntnis der Zusammensetzung der Körper bezeichnete. Derselbe bringt die Chemie durch das nach ihm genannte Gesetz in nahen Zusammenhang mit der Physik, und jetzt erst kann man die Chemie als selbständige Wissenschaft bezeichnen, welche von nun an ideale Ziele ohne Rücksicht auf praktische Zwecke verfolgt.

Stahl stellt im 17. Jahrhundert seine Phlogistontheorie auf, der zufolge alle Substanzen einen gemeinsamen Bestandteil, das Phlogiston, enthielten. Nach dieser Hypothese würde bei der Verbrennung und Verkalkung das Phlogiston entweichen. Je leichter eine Substanz verbrennt, desto reicher ist dieselbe an Phlogiston, so daß Kohle als reines Phlogiston zu betrachten wäre. Die Anhänger dieser Theorie bezeichnete man als Phlogistiker. Unter diesen müssen Priestley und Scheele besonders genannt werden, da dieselben ungeachtet dieser irreführenden Theorie die Chemie um hochbedeutende Entdeckungen bereicherten.

Beide Forscher entdeckten unabhängig voneinander den Sauerstoff; daß derselbe in der organischen Welt durch den Stoffwechsel

der Tiere und Pflanzen einem Kreislauf unterliegt, die Kenntnis dieser für die pflanzenphysiologische Chemie so fundamentalen Tatsache verdanken wir Priestley. Sein Zeitgenosse Scheele (1742—1786) zeichnete sich durch seine wunderbare Gabe der Beobachtung aus. Demselben verdankt man die Auffindung manch analytischer Methoden. Seine grundlegende Arbeit über den Braunstein führte zur Entdeckung der wichtigen Elemente: Sauerstoff, Chlor, Mangan und Baryum. Erst Lavoisier war es 1772 vorbehalten, durch seine die Verbrennung aufklärenden Versuche die phlogistische Theorie zu stürzen. Indem er Schwefel, Phosphor, Kohle im Sauerstoff verbrannte, beobachtete er mit Hilfe der von ihm angewandten Wage eine Gewichtzunahme von Sauerstoff, indem sich Kohlensäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure bildeten. Beim Erhitzen von Zinn in einem verschlossenen Gefäße beobachtete er eine Zunahme des Gewichtes des Zinns, die ihren Ursprung in der Verkalkung des Metalls findet und einer Gewichtabnahme der Luft entspricht. Durch solche und ähnliche Beobachtungen wurde Lavoisier der Reformator der Chemie, indem er dem antiphlogistischen System zum Siege verhalf, so daß er noch heute als der Schöpfer der modernen Chemie bezeichnet werden muß.

Doch kehren wir zu dem Begründer der Iatrochemie, dem großen Paracelsus, zurück. Derselbe, Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, wurde zu Einsiedeln in der Schweiz geboren. Frühzeitig lernte er als Arzt die damaligen scholastischen Theorien eines Galenus und Avicenna kennen. Dieselben beruhten nicht auf Beobachtung, sondern auf scharfsinniger Spekulation, so daß die erstere durch aprioristische Konstruktionen zurückgedrängt wurde, die man wie Kirchendogmen lehrte. Durch die Entdeckung von neuen Heilmitteln wie: Kupfervitriol, Sublimat, Bleizucker, Antimonverbindungen, Laudanum, Eisentinkturen usw., sowie durch glückliche Heilerfolge gewinnt er bald ein großes ärztliches Ansehen. Auf Anraten von Erasmus von Rotterdam folgte er einem Rufe des Rates der Stadt Basel als Stadtarzt und Universitätsprofessor. 1526 erscheint seine polemische Streitschrift gegen die galenische Schule und das damalige Apothekerwesen. Die von ihm entdeckten neuen Heilmittel zwangen die Apotheker, diese kennen zu lernen, so daß Paracelsus als Begründer der Pharmazie bezeichnet werden muß.

Mit mutvoller Begeisterung kämpft er für alle seine reformatorischen Ideen, die ihn in Gegensatz zu allen Kreisen der Stadt Basel bringen, so daß er bei Nacht aus Basel flüchten muß, um in Salzburg bald nach kurzer Krankheit zu sterben, wo heute noch sein

Bildnis an einem alten Gebäude am Platz neben der Salzachbrücke angebracht ist. Die Erinnerung an diese Lichtgestalt, diesen wissenschaftlichen Winkelried, welcher die Befreiung der Medizin von scholastischen alten Grundsätzen siegreich durchführte, regt den Wanderer zum Nachdenken an über die Wandelbarkeit wissenschaftlicher Doktrinen.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Dr. med. Th. Beck (Basel) behandelte **Das wissenschaftliche Experiment in der Hippokratischen Büchersammlung** in folgender Weise:

Die Geschichtschreibung über die Experimentierkunst behandelt das Corpus Hippocraticum, dessen Entstehungszeit in das fünfte und vierte vorchristliche Jahrhundert bis zum Beginne der Aristotelischen Zeit zu verlegen ist, mit Unrecht in stiefmütterlicher Weise und versetzt die Anfänge der Experimentierkunst in viel spätere Zeiten; folgende Experimente, die dieser Büchersammlung[1]) von verschiedenen Autoren — den „Hippokratikern" — entnommen sind, beweisen, daß eben schon im vorhin genannten Zeitalter das methodisch ausgebildete Experiment mit teilweise daran anknüpfenden theoretischen Betrachtungen der Forschung gedient hat: Die Verdunstung des Wassers aus dem festen Aggregatzustande, dem Eise, wird folgendermaßen behandelt:

Εἰ γὰρ βούλει ὅταν ᾖ χειμών, ἐς ἀγγεῖον μέτρῳ ἐγχέας ὕδωρ θεῖναι ἐς τὴν αἰθρίην, ἵνα πήξεται μάλιστα, ἔπειτα τῇ ὑστεραίῃ ἐσενεγκὼν ἐς ἀλέην, ὅκου χαλάσει μάλιστα ὁ παγετός, ὁκόταν δὲ λυθῇ, ἀναμετρεῖν τὸ ὕδωρ, εὑρήσεις ἔλασσον συχνῷ.[2])

Wenn man zur Winterszeit in ein Gefäß Wasser eingießt vermittels eines Meßinstruments und dasselbe unter freien Himmel setzt, an einen Ort, an welchem es am ehesten zum Gefrieren gelangt, dann aber am folgenden Tag das Eis an einen warmen Ort bringt, wo es möglichst leicht auftauen kann, und es dann nach erfolgter Verflüssigung wieder nachmißt, so wird man finden, daß es bedeutend weniger ist.

---

1) Über die sog. Echtheitsfrage, welche diese Büchersammlung betrifft, siehe meine „Hippokrates-Erkenntnisse", Verlag von E. Diederichs, Jena 1907.

2) *Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόκων*, Kap. 8; Beck, Erkenntnisse des Hippokrates, S. 63, Verlag von E. Diederichs, Jena. Im folgenden wird „Beck. Erkenntnisse des Hippokrates" abgekürzt durch B. E. bezeichnet. —

Ferner die Verdunstung des Wassers aus dem flüssigen Aggregatzustande. Diesem Versuche schließt sich die Beobachtung an, daß ein und dieselbe Stoffmenge verschiedene Verdichtungskapazität besitzt, je nachdem dieselbe eine größere oder eine kleinere Gesamtoberfläche darbietet:

Εἴ τις ὑπὲρ ὕδατος — δύο ἡμέρας καὶ δύο εὐφρόνας θείη εἴρια καθαρὰ καὶ εἷμα καθαρὸν καὶ βεβυσμένον εὐστάθμως ἴσον τοῖσι εἰρίοισιν, ἀνελὼν εὑρήσει στήσας πολλῷ βαρύτερα τὰ εἴρια ἢ τὸ εἷμα — τὰ μὲν εἴρια — ἀναδέξεται τοῦ ἀποχωρέοντος (ὕδατος) πλέον.[1])

Wenn man während zweier Tage und Nächte über Wasser reine Wolle einerseits und andererseits ein reines dichtes Gewebe von genau gleichem Gewichte wie die Wolle bringt, dann beim Wegnehmen abwägt, so wird man finden, daß die Wolle viel schwerer ist als das Gewebe, denn die Wolle nimmt viel mehr von dem verdunstenden Wasser auf.

Ein weiterer Versuch beschäftigt sich mit der Hydrostatik, und zwar mit dem Gesetze über kommunizierende Röhren oder Gefäße, so daß also Vitruvius Pollio, der Baumeister des Kaisers Augustus, sein Gesetz über kommunizierende Röhren schon in seinem „Hippokrates" hätte lesen können:

Εἴ τις ἐς χαλκεῖα τρία καὶ πλείονα — αὐλοὺς ἐναρμόσας — καὶ ἐγχέοι ἡσυχῇ ἐς ἓν τῶν χαλκείων ὕδωρ — ῥεύσεται ἐς τὰ ἕτερα χαλκεῖα μέχρις ὅτου καὶ τὰ ἄλλα ἐμπλησθῇ.[2])

Wenn man in drei oder mehr Kessel (verbindende) Röhren anbringt und langsam in einen der Kessel Wasser eingießt, so wird dasselbe auch in die andern Kessel fließen, bis auch die übrigen angefüllt sind.

Ein weiterer Versuch betrifft das spezifische Gewicht im ersten Buche über die fötale Konstitution.[3]) Es wird dieser Versuch durch folgenden Satz aus der Schrift *περὶ ἀέρων*[4]) ins richtige Licht gesetzt:

ὥσπερ γὰρ ἐν τῷ στόματι διαφέρουσι (τὰ ὕδατα) καὶ ἐν τῷ σταθμῷ . . .

denn wie dieselben (die Wässer) Unterschiede im Geschmacke zeigen und im Gewichte . . .

1) *Γυναικείων πρῶτον*, Kap. 1, B. E., S. 283.
2) *Περὶ νούσων τὸ τέταρτον*, Kap. 34, B. E., S. 281.
3) *Περὶ φύσιος παιδίου τόπων*, Kap. 17, B. E., S. 277.
4) *Περὶ ἀέρων ὑδάτων*, Kap. 1, B. E., S. 61.

Die Hippokratiker kannten somit verschiedene Gewichte verschiedener Wassersorten, somit spezifische Gewichte.

Aber auch das Verhältnis der Dichte eines Körpers zu seiner Temperatur glaubten die Hippokratiker durch die ihnen bekannte Selbstentzündung folgendermaßen erklären zu können:

Καὶ ἱμάτια συνδεδεμένα καὶ κατεσφηνομένα ἰσχυρῶς δορὶ κατακαίεται ὑπὸ σφέων αὐτῶν ὥσπερ ὑπὸ πυρὸς ἐκκαέντα· καὶ τἄλλα εἴ τις θέλοι ἐνθυμηθῆναι, πάντα ὅσα πεπίεσται ὑπὸ σφῶν αὐτῶν, θερμότερα εὑρήσει ἢ τὰ ἀραιῶς κείμενα.[1])

Fest zusammengebundene und mit einem Stocke (als Hebel) festgeknebelte Stoffe entzünden sich von selbst, als ob sie durch Feuer angezündet wären; und im übrigen, wenn jemand der Sache auf den Grund gehen will, wird er finden, daß alles, was durch sich selbst einen Druck erleidet, wärmer sei als locker gelagerte Substanzen.

Allen diesen Versuchen ist nicht viel beizufügen, sie sprechen durch sich selbst; so ergeht es auch dem folgenden, der an sich interessant und wichtig genug ist, der aber meines Wissens nie mehr besonders erwähnt worden ist:

Εἴ τις λήκυθον — στενόστομον ἐμπλήσας ἀλείφατος καταστρέψειεν ἐπὶ τὸ στόμα καθ' ἰθὺ — οὐ δυνήσεται ἐξ αὐτῆς χωρέειν τὸ ἔλαιον — ἢν δὲ ἐπικλίνῃ — ῥεύσεται ἐξ αὐτῆς τὸ ἄλειφα· τὸ αὐτὸ ποιήσειε καὶ ἐπὶ τραπέζης ὕδωρ.[2])

Wenn man ein Ölfläschchen mit engem Halse mit Öl anfüllt und dann senkrecht auf seine Mündung umstülpt, so wird das Öl aus demselben nicht herausfließen können; wenn man es hingegen neigt, so wird das Öl aus demselben herausfließen. Den gleichen Vorgang bietet jeweilen ein auf einen Tisch (umgestülpter Becher) Wasser dar (welcher auch nicht ausläuft wegen des Luftdruckes).

Dieses embryonale Stadium des Toricellischen Versuches scheint zu damaliger Zeit recht bekannt und beliebt gewesen zu sein, sonst würde es nicht seinen Terminus technicus mit „ὕδωρ ἐπὶ τραπέζης“ erhalten und geführt haben. — Diesen physikalischen Ver-

1) *Περὶ φύσιος παιδίου*, Kap. 24, B. E., S. 277.
2) *Περὶ νούσων τὸ τέταρτον*, Kap. 51, B. E., S. 283.

suchen verwandt ist folgendes Verfahren zur Sterilisation des Wassers durch Kochen:

(τὸ ὕδωρ) δεῖται ἀφέψεσθαι καὶ ἀποσήπεσθαι· εἰ δὲ μή, ὀδμὴν ἴσχει πονερήν.[1])

(das Wasser) muß abgekocht und (entfault) sterilisiert werden; geschieht dies nicht, so behält es einen schlechten Geruch.

Ebenso die Sterilisation des Honigs durch Kochen:

ἀφέλοιτο ἂν γὰρ ἡ ἕψησις τῶν κακοτήτων αὐτοῦ (τοῦ μέλιτος) τὸ πλεῖον τοῦ αἴσχεος.[2])

Das Kochen dürfte wohl das hauptsächlichste Verdorbensein (des Honigs) aufheben.

Aber auch auf anderem Felde, z. B. auf dem physiologischen Gebiete, finden sich Experimente im Corpus Hippocraticum, so der bekannte Versuch, welcher fälschlicherweise das Eindringen des getrunkenen Wassers in die Lunge beweisen soll.[3]) Ferner das physiologische Experiment, das den Verschluß der Semilunarklappen der Aorta und der Arteria pulmonalis betrifft; der Verschluß der Semilunarklappen wird hier durch Eingießen von Wasser oder Einblasen von Luft von der Seite der Sinus Valsalvae aus demonstriert:

Ἔστι δὲ ζεῦγος, ᾧ θύραισι μεμηχάνηνται τρεῖς ὑμένες ἑκάστῃ, περιφερέες ἐξ ἄκρου περ ὁκόσον ἡμίτομα κύκλου, οἵ τε ξυνιόντες θαυμάσιον ὡς κλείουσι τὰ στόματα, τῶν ἀορτέων πέρας· — οὔτε ὕδωρ ἂν διέλθοι εἰς τὴν καρδίην οὔτε φῦσα ἐμβαλλομένη.[4])

Es besteht ein Paar (Aorten) (Arteria pulmonalis und Aorta), an deren Ostien jederseits drei häutige Klappen angebracht sind, deren freier Rand halbkreisförmig ausgerundet ist; beim Verschluß dieser ist es wunderbar anzusehen, wie (genau) sie die Ostien, das Ende der Aorten, verschließen; denn weder Wasser, das man (in das Arterienrohr) hineingießt, wird in das Herz eindringen können, noch Luft, die man hineinbläst.

Zu bemerken ist, daß sich dieses physiologische Experiment direkt an eine Beobachtung am lebenden Tiere anschließt, nämlich an den Satz:

---

1) *Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων*, Kap. 8, B. E., S. 61.
2) *Περὶ διαίτης ὀξέων*, Kap. 57, B. E., S. 73.
3) *Περὶ καρδίης*, Kap. 2, B. E., S. 323.
4) *Περὶ καρδίης*, Kap. 10, B. E., S. 327. — Littré IX, p. 88.

Τὴν μὲν γὰρ καρδίην ἴδοις ἂν ῥιπταζομένην οὐλομελῆ, τὰ δὲ οὔατα κατ' ἰδίην ἀναφυσώμενά τε καὶ ξυμπίπτοντα.[1])

Denn man kann sehen, wie sich einerseits das Herz in seiner Totalität kontrahiert (pulsiert), die Herzohren dagegen (die Vorhöfe) sich gesondert aufblähen und wieder zusammenfallen.

Eine sehr richtige physiologische Beobachtung, gewonnen durch einen Tierversuch über den Modus der Herzkontraktion.

Solcher Versuche ließen sich noch weitere anführen; die beigebrachten mögen jedoch genügen, um zu beweisen, daß schon in dem Corpus Hippocraticum das methodisch ausgebildete Experiment teilweise mit daran anknüpfenden theoretischen Betrachtungen der Forschung gedient hat.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren: H. Veillon (Basel), F. Rudio (Zürich), O. Spieß (Basel), Th. Beck (Basel), M. Roth (Basel).

---

1) *Περὶ καρδίης*, Kap. 8, B. E., S. 325.

Festbericht.

An der im Jahre 1847 in Basel abgehaltenen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wurde den Veranstaltern das schmeichelhafte Lob zuteil, die Versammlung stehe hinter keiner der bisher abgehaltenen zurück. Als es nun galt, die Vorbereitungen für die Tagung von 1907 zu treffen, war es kein Wunder, daß es, wenn auch mit ungeteiltem Eifer, so doch mit geteilten Gefühlen geschah. Würde unsere Stadt ihre Anziehungskraft wie 1847 ausüben, und würden wir unsere freudig erwarteten Gäste auch diesmal befriedigen können? Diese beiden Fragen, vorab die erste, welche namentlich bei der Bestimmung des Termins von größter Bedeutung war, dürfen wir jetzt nachträglich zuversichtlich bejahen. Die stattliche Zahl von 468 von auswärts erschienenen Teilnehmern und der oft kundgegebene Ausdruck ihrer Befriedigung sind uns dessen Zeugen. Und befriedigt waren auch wir darüber, daß die Bemühungen der Geschäftsausschüsse um eine gute Organisation und der Sektionsobmänner um hervorragende Kräfte für die Vorträge von so gutem Erfolge gekrönt waren. Mit besonderem Dank sei auch des bis zum letzten Tage anhaltenden prächtigen Festwetters gedacht.

Nachdem schon im Laufe des 23. September die 16. Generalversammlung des deutschen Gymnasialvereins in der Aula des Museums stattgefunden hatte,[1]) trafen sich, wie gewohnt, die Gäste mit den Einheimischen zum Begrüßungsabend, diesmal in den oberen Sälen des Stadtkasinos; belebte und wechselnde Gruppen bildeten sich, die Stimmung war sehr gehoben. Besonders bemerkt und geschätzt wurde die Anwesenheit Pfarrer *D.* S. Preiswerks, des einzigen hier lebenden Veteranen der ersten Basler Versammlung. Doch leerten sich schon bald nach 11 Uhr die Räume; man wollte sich nach langer Fahrt durch langen Schlaf für die Verhandlungen stärken.

Dienstag, den 24. September eröffnete der erste Vorsitzende, Prof. Dr. F. Münzer, den Kongreß. Der Nachmittag wurde

1) Vgl. darüber: Das humanistische Gymnasium, 1907, 18. Jahrg. 5. Heft.

teils zur Konstituierung der Sektionen, teils zur Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebung verwendet. In der Öffentlichen Kunstsammlung und im Historischen Museum waren die Konservatoren zur Führung der Besucher bereit, auf der Universitätsbibliothek hatte der Oberbibliothekar eine sehr interessante Ausstellung alter Handschriften und Drucke veranstaltet. Abends 7 Uhr fand das vom Ortsausschuß dargebotene Festessen im Musiksaal des Stadtkasinos mit gegen 700 Gedecken statt. Die Reihe der Toaste eröffnete der 1. Vorsitzende mit den Worten:

Wie es Brauch ist bei den Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner, gilt das erste Glas dem Vaterlande und dem Haupte des Vaterlandes. Die Oberhäupter der Staaten, deren Angehörige hier vornehmlich vereinigt sind, die oberste Behörde und Vertretung unseres Landes, der Hohe Schweizerische Bundesrat, Seine Majestät der Deutsche Kaiser, Seine Majestät der Kaiser von Österreich und König von Ungarn, sie leben hoch!

Bald nachdem der freudige Widerhall dieser Worte verklungen war, erhob sich der Präsident der Festkommission, Herr Dr. E. Köchlin, zum offiziellen Willkommgruß in folgender Ansprache:

Hochverehrte Anwesende!

Vom Ortsausschuß ist mir, dem nicht zu Ihrer Zunft Gehörenden, der höchst ehrenvolle Auftrag geworden, Sie, werte Ehrengäste und Gäste, willkommen zu heißen.

Ich danke unserer hohen Regierung für die Ehre, die sie uns durch Entsendung ihrer Vertreter erwiesen hat, und begrüße ihre Delegierten in unserer Mitte.

Ich begrüße den Herrn Rector magnificus unserer Alma mater Basiliensis und den Vertreter unserer Akademischen Gesellschaft, der Gehilfin unserer Universität. Mit Genugtuung begrüße ich unter uns die Vertreter der Schulbehörden des nachbarlichen Badens und Elsaß-Lothringens, und freue mich, Vertreter des Kantons Zürich, wo Ihre Versammlung in der Schweiz zuletzt getagt hat, bei uns zu sehen.

Ihr alle aber, die Ihr zu uns nach unserm lieben Basel gekommen seid, „seid uns gegrüßt!“

60 Jahre sind vergangen, seit Ihre illustre Versammlung der alten Konzilstadt die hohe Ehre ihres Besuches geschenkt hat. 60 Jahre, eine kurze Spanne Zeit in der Erscheinungen Flucht, und doch, wer möchte es unternehmen, von all dem zu reden, was seit dem Jahre 1847 erstrebt und errungen worden ist! Tausend begnadete Geister haben auf allen Gebieten menschlicher Bestrebungen neue Wege gesucht und gefunden, auf denen ein neues Geschlecht neuen Zielen zu-

strebt. Die engen Mauern sprengend, haben die Städte selbstbewußt ihre Grenzen gedehnt. Zersplitterte Staatengebilde sind unter dem ehernen Hammer der drängenden Zeit zu machtvollen Einheitsstaaten geschmiedet worden. Männer der Praxis haben dem Körper Flügel gegeben und der menschlichen Stimme ihre Grenzen genommen. Helden des Geistes haben der freien wissenschaftlichen Forschung die Bahn gebrochen und ihre helle Leuchte in die Welt getragen. Die Sprachforschung hat die Schätze des klassischen Altertums gesichtet und vergleichend gewertet. Unerbittlich und wohltuend trennt der Historiker Sage und Geschichte. — Was die Minnesänger sangen, ist Samtgut geworden, und des Volkes Lieder klingen wieder. Die Blüten der Literatur aller Völker finden ihre kundigen Bewunderer. Die alten Städte, die mit ihren Tempeln und ihren Toten längst versunken waren, sind wieder ins Licht des Tages gerückt worden, und aus den Gräbern seit Jahrhunderten schlafender Fürsten liest man ihre Geschichte. Wo Ströme des Wissens fließen, da sind geisteskühne Forscher an der Arbeit, den Ursprung und die Quelle zu finden. Und was auch auf den reichen Gefilden der Wissenschaft aufblüht, das alles soll einer lernbegierigen glücklichen Jugend zu bleibendem Besitze dargebracht werden. Und wahrlich, die Gewebe, die Sie, hochverehrte Gäste, am Webstuhl der Zeit gewoben haben, sind von den besten. Es war ein Adlerflug, den die vergangenen 60 Jahre uns zeigen. Wird es so bleiben? Das Firmament ist weit und des Adlers Auge verträgt die Sonne. Der Flug wird lichtwärts führen!

Basels Bürger sind stolz, Sie bei sich aufnehmen zu dürfen. Der Geist, der je und je in Basel lebte, der ehrfurchtsvoll der Wissenschaft und der Kunst huldigte, der durch alle Zeiten von berufenen und vorbildlichen Lehrern gelehrt und gepflegt worden ist, er ist auch heute noch wach und versucht seine Flügel zu regen, Ihnen entgegen. Mit Freuden haben wir den Kampfplatz gerüstet, auf dem Sie, die edle Garde der Wissenschaft, sich mit den blanken Waffen des Geistes messen wollen in einem Kampfe, in dem es keine Besiegten gibt. Und mit Freuden trachten wir, Ihnen die Kampfespausen zu erquickenden Ruhestunden zu gestalten, von denen wir, die nicht zur Garde gehören, hoffen, daß uns aus dem Zusammensein, das Sie uns mit Ihnen gestatten, reiche Anregung erwachse. Offen ist das Haus der Gastfreundschaft und offen sind die Herzen, Sie zu empfangen. Und wenn Sie auch rauschende Feste nicht finden werden, so nehmen Sie, bitte, das Dargebotene mit warmem Herzen, wie es mit warmem Herzen dargeboten wird.

Wenn aber, wie wir hoffen, unter Ihnen die rechte festliche

Stimmung Platz greift, so wollen wir nicht vergessen, daß heute viele unter uns in Sorge sind und bangen, ob unserem Nachbarland der edle Fürst erhalten bleibt. Sie seien versichert, daß wir mit ihnen fühlen; ist doch der königliche Herr von Baden unserm Land und insbesondere unserm Basel allezeit ein guter und lieber Nachbar gewesen.

Möge Ihre Versammlung von hohem wissenschaftlichen Wert für Sie alle sein, möge es uns aber auch gelingen, Ihren Aufenthalt bei uns in Basel so zu gestalten, daß Sie Sich stets mit Freuden an diese Tage erinnern mögen.

Verehrte Ehrengäste und Gäste! Mein Auftrag, Sie zu begrüßen, hätte sich in drei Worte, die alles umschließen, fassen lassen: „Seid herzlich willkommen!" Meine werten Hiesigen, die Ihr diese drei Worte mit mir fühlt, erheben Sie Ihr Glas und lassen Sie unsere verehrten Ehrengäste und Gäste dreimal hoch leben. Sie leben hoch!

Im Namen der Gäste antwortete Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Prof. Dr. *D.* Harnack (Berlin) mit einer glänzenden, geistsprühenden Rede auf unser Basel. Nach einem Rückblick auf die Geschichte und Kultur der baslerischen Vergangenheit, in die der vor wenigen Stunden gemachte Fund einer Bischofsleiche des 12. Jahrhunderts im Münster unmittelbar zurückversetzte, kam er auf die Gegenwart zu sprechen. Alle Gebildeten verbinden mit dem Wort „Jena" einen bestimmten gleichen Begriff, ebenso mit dem Worte „Bonn" oder irgendeinem Städtenamen. Mit dem Worte „Basel" verbinden wir einen Begriff wie: Matrone mit jugendfrischem Gesicht. Man darf Ehrfurcht haben, nicht nur vor Basels Vergangenheit, sondern auch vor seiner Gegenwart; diese Ehrfurcht ist noch schöner. Basel ist klein unter den Großstädten. Aber auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst tut es das Seine. Seine Universität hat es trotz aller erforderlichen Opfer erhalten und wird sie auch in Zukunft erhalten. Auf sozialem und charitativem Gebiet leistet es Außerordentliches. Möge ihm unter allen Zwängen der Zukunft — Zwänge, die wir nötig haben — Luft, Kraft und Spielraum bleiben zur Hervorbringung von Menschen eigenen Wesens. Mit Hilfe der Universität, der Bürgerschaft und aller guten Geister der Vergangenheit möge es seine Ideale erhalten und bleiben, was es war: eine Vorstadt deutschen Wesens, vorbildlich für andere!

Für die Basler Regierung sprach der Vorsteher des Erziehungsdepartements Reg.-Rat Prof. Dr. Albert Burckhardt. Er sprach im Namen der Basler Zuhörer seine wärmste Freude darüber aus, daß wir von solcher Seite solche Worte haben hören dürfen, wie sie der Vorredner sprach, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß wir der

guten Worte uns werden würdig erweisen können mit Gottes Hilfe und unterstützt vom Mitstreben großer Männer, wie sie jetzt als Gäste unter uns weilen. Die Herren Philologen haben eine gewisse Seelenverwandtschaft mit den Baslern: die Philologen und die Basler sind Kritiker und lieben auch manchmal die subjektive Kritik mehr als die objektive. Möge es ihnen gut unter uns gefallen dank den Bemühungen der vorbereitenden Kommissionen, und mögen sie den Eindruck behalten, daß unter dem Basler Krummstab gut wohnen sei. Das Hoch des Redners gilt der gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit.

Mit feinen, launigen Worten toastierte Prof. Dr. Ed. Schwartz (Göttingen) auf die Damen, indem er namentlich ihre philologische Befähigung, d. h. ihre Kunst im Reden und Rechtbehalten pries.

Schließlich ergriff noch Hofrat Prof. Dr. Bormann (Wien) das Wort, um zur nächsten Philologenversammlung nach Graz einzuladen. Seine Rede ging indes in der animierten Stimmung den ferner Sitzenden leider teilweise verloren.

Zwischen den einzelnen Ansprachen ließ sich die Basler Liedertafel mit einem ausgewählten Programm schwieriger Männerchöre hören, die sie, fein nuanciert, zum Ausdruck brachte; besonders sei der Zugabe, einer Komposition des Kapellmeisters Suter, rühmend gedacht. Womöglich noch wärmeren Applaus errangen die Schülereliten des Gymnasiums; sie trugen mit ihren frischen Stimmen guteingeübte Chöre vor, unter anderm ein von Dr. Jenny gedichtetes und vom Dirigenten Dr. Löw komponiertes „Wanderlied des Gymnasiasten"; man hörte nur eine Stimme des Lobes über diese ausgezeichneten Leistungen und mehr als ein Festteilnehmer sprach mit Tränen im Auge seinen Dank für diesen seltenen Genuß aus.

Der übrige Verlauf des Abends war ein sehr gelungener und gemütlicher; viel trugen dazu das vom Wirt gut arrangierte und flink servierte Mahl und der allseitig wohlgewürdigte Ehrenwein bei, der eine immer kleiner werdende Schar bis $^1/_2$ 2 Uhr zusammenhielt. Die künstlerisch ausgestattete Tischkarte wird mancher Teilnehmer als Andenken bewahren.

Der Mittwochabend war nach den Sektionssitzungen des Vormittags und der zweiten allgemeinen Versammlung des Nachmittags dem ungezwungenen Beisammensein zur Pflege der persönlichen Beziehungen in den Stammlokalen gewidmet. Auch hatten die Obmänner mehrerer Sektionen manche Mitglieder in ihren Häusern versammelt.

Nachdem der Donnerstagmorgen eine ungewöhnlich große Zahl Festteilnehmer mit der archäologischen und historisch-epigraphischen

Sektion nach Windisch (Vindonissa) zur kombinierten Sitzung entführt hatte und für den Nachmittag die Damen vom Damenkomitee zu einem hübsch arrangierten Kaffee im St. Margarethengut eingeladen waren, trafen sich um $1/2$ 7 Uhr die Gäste und ein zahlreiches Publikum im herrlichen Münster, um Berlioz' Requiem, vom Basler Gesangverein dargeboten, anzuhören und auf sich wirken zu lassen. Die Münchener Neuesten Nachrichten melden darüber unter dem 12. Oktober: „Vor allem war die musterhafte Aufführung von Berlioz' Requiem in dem prachtvollen Münster ein Genuß höchsten Ranges. Das mächtige Werk kam unter Kapellmeister Suters Leitung mit der ganzen Wucht seiner Tonsprache und, trotz aller Kompliziertheit seines Baues, in voller Klarheit der Grundlinien zur Erscheinung." Und der Musikreferent der „Basler Nachrichten", Priv.-Doz. Dr. K. Nef, schreibt in seinem Referat u. a.: „Doch es soll hier nicht noch einmal das Requiem im einzelnen besprochen werden, sondern nur die schöne Aufführung durch den Gesangverein dankend quittiert sein. Es schien, daß die Philologen und Schulmänner in großer Zahl der Aufführung beiwohnten und man darf wohl daraus schließen, daß auch heute noch ein Fünkchen Musikliebe in ihnen glimmt. Im Mittelalter und bis zur Zeit des Rationalismus waren alle Schulen, hoch und niedrig, der Musik in herzlicher Liebe zugetan; im 19. Jahrhundert haben sie ihr diese Neigung leider vielfach entzogen. Man darf wohl bei dieser Gelegenheit den Wunsch aussprechen, sie möchte in früherer Stärke wiederkehren und die modernen Philologen möchten auch in diesem Punkte, wie die musikbegeisterten Humanisten, ihrem Vorbild, den Griechen, nachahmen. Den Idealismus zu fördern, woran es uns heute so not tut, ist die Tonkunst ein starkes Hilfsmittel."

Nach dem Konzert folgten verschiedene Teilnehmer einer Einladung des Rector magnificus zum Nachtessen im Sommerkasino.

Für den Freitag war ein Bierabend vom Ortsausschuß angeboten. Noch einmal füllte sich der Musiksaal bis zum letzten Plätzchen. Ein gemütliches Leben an kleinen Tischen, beim Trunk und kalten Imbiß, entwickelte sich schnell, ernsthafte Fachgespräche mischten sich mit heiteren Scherzworten, die Befriedigung über das Geleistete und Gehörte klang aus allem heraus. Allgemeine Heiterkeit aber erregte ein von Dr. W. Vischer gedichtetes Festspiel. Es versetzte uns zuerst in eine Beratung der olympischen Götter über die Frage, wie der Basler Philologentag unterstützt werden könnte. Nachdem sich gezeigt hatte, daß weder ein Gott noch Geld zu diesem Behufe verfügbar sei, wird der Entschluß gefaßt, die Basler Humanisten Erasmus, Amerbach, Platter und Froben aus der Unter-

welt zu berufen und zu entsenden, die dann ziemlich scharfe Kritik an Ausstattung und Gehalt der Festschriften üben. In launiger Bierrede stattete Prof. Dr. Wolters (Würzburg) dem Dichter den Dank der Versammlung ab. Einige gemeinsame Studentenlieder vermochten auf kurze Zeit noch den Zusammenhang der Corona aufrecht zu erhalten, dann wurden die Lücken größer und größer, galt es doch am folgenden Morgen $^1/_2$8 Uhr im Eisenbahnwagen zu sitzen. Eine kleine, größtenteils von Studenten gebildete Bierrepublik hielt zusammen, bis um $^1/_2$2 Uhr der Wirt unerbittlich Schluß erklärte.

Zum Ausflug an den Vierwaldstättersee stellten sich rund 200 Personen ein, die, von einem Extrazug gegen $^1/_2$10 Uhr nach Luzern gebracht, dort den unter Dampf liegenden prächtigen „Schiller“ betraten. Ein zeitgemäßer Imbiß versetzte die Gesellschaft alsbald in die richtige Stimmung, der sich sogar das Wetter anzupassen verstand; denn mehr und mehr umzogen sich Himmel und Berge mit Wolken und kräuselte sich der See mit schaumgekrönten Wellen, und kaum waren wir auf der Höhe von Brunnen am Eingang des Urnersees angekommen, da setzte mit einemmal ein kräftiger Föhn ein, der im Nu seine Opfer in Gestalt mehrerer Hüte wirbelnd davontrug. Nach kurzem Aufenthalt an der Tellskapelle und Besichtigung der Stückelbergschen Fresken landeten wir an der Notbrücke in Brunnen, wo unser im Waldstätterhof ein treffliches Mittagessen wartete. Unter den vielen ausgebrachten Toasten, die die Damen, die akademische Freiheit, die Schweiz leben ließen, aber leider großenteils nur von den Nächstsitzenden verstanden wurden, sei die humorvolle Rede Prof. *D.* Kautzschs (Halle) erwähnt, der der Organisation seinen Dank aussprach und seiner früheren vorübergehenden Heimat Basel gedenkend feststellte, daß der Basler Charakter auch diesmal wieder sich dadurch gezeigt habe, daß Basel mehr gehalten habe, als es versprochen hatte. Einen ernsten Ton schlug Prof. Dr. Münzer an, dessen Rede in die Bitte an die Vertreter deutscher Universitäten ausklang, dem steten Streben der Basler Alma mater, nicht hinter den deutschen Kolleginnen zurückzustehen, Anerkennung und Unterstützung zu leihen. So verging die Zeit im Fluge, und bald rief uns die Schiffsglocke wieder an Bord. Zunächst wurde dem Rütli noch ein Besuch abgestattet. Mit kurzen und kernigen Worten wies Dr. Köchlin darauf hin, daß man hier auf einem jedem Schweizer heiligen Boden stehe; wie auf Verabredung entblößten sich alle Häupter, und mit Ergriffenheit hörten die Gäste aus dem Munde der jungen und alten Schweizer Studenten Gottfried Kellers Lied: „O mein Heimatland, o mein Vaterland, wie so innig, feurig lieb' ich dich!“ In ein Hoch auf die Schweizer Brüder klang das Ganze aus.

Dann führte uns der „Schiller" nach Luzern. Manche Teilnehmer folgten gern der Einladung von Herrn Oberst Bircher zum Besuch des Kriegs- und Friedensmuseums, die übrigen durchkreuzten die Stadt oder taten sich gütlich. Zum letztenmal vereinigte der Bahnzug die ganze Schar und brachte sie gegen 9 Uhr wohlbehalten nach Basel zurück.

Der wissenschaftliche Ausschuß (d. h. die provisorischen Obmänner der Sektionen und einige andere Herren) besorgte die Vorbereitung der Versammlung im allgemeinen. Daneben bestand

Die Wohnungs- und Empfangskommission aus den Herren: Dr. H. Burckhardt-Passavant, Präsident, Dr. M. K. Forcart, Dr. E. Preiswerk, Dr. A. Silbernagel, Dr. F. Vischer, Dr. F. Vonder Mühll.

Die Festkommission setzte sich zusammen aus den Herren: Dr. E. Köchlin, Präsident, Dr. C. Chr. Bernoulli, Dr. M. Böniger, Dr. A. Burckhardt, E. Fischer-Eschmann, Dr. F. Holzach, Prof. Dr. H. Rupe, Dr. H. Stumm.

Die Finanzkommission wurde gebildet von den Herren: A. Sarasin-Iselin, Präsident, M. Ehinger, Kassierer, W. Christ-Iselin, Dr. A. Fischer-Nienhaus, E. Müry-Dietschy.

Dem Preßausschuß gehörten an: Als Vertreter der Presse: Red. Dr. A. Oeri, Präsident, Red. F. Brändlin, Red. H. Schulz, G. Reiner, Lehrer. Als Vertreter im Zentralbureau: Dr. G. Ryhiner. Als weitere Mitglieder: G. Helbing, Buchhändler, Dr. G. Steiner. Als Vertreter in den Sektionen: Dr. G. Walter, Dr. H. Frei, Dr. A. v. Salis, Dr. E. Jenny, Dr. A. Barth, Dr. P. Roches, cand. phil. K. Jost, Dr. Th. Gubler, S. Flury, V. D. M., Dr. O. Mautz.

Außerdem hatten eine Anzahl hiesiger Damen, sowie viele Studenten und Schüler der obersten Klassen ihre Dienste angeboten; sie wurden vornehmlich der Empfangskommission und dem Zentralbureau zugeteilt.

Während der Versammlung wurden vom Preßausschuß, hauptsächlich von dessen Präsidenten, vier Nummern eines „Tageblatts" herausgegeben, das vor allem das Festprogramm jedes Tages, geschäftliche Mitteilungen und die Mitgliederliste enthielt. Dem Zentralbureau war die Aufgabe zugewiesen, Anmeldungen entgegenzunehmen, Festschriften und Ausweise abzugeben, Auskünfte zu erteilen und die Mitgliederliste zusammenzustellen; außer einer kurzen Mittagspause stand es den ganzen Tag offen und wurde vielfach benutzt.

Festschriften und Festgaben.

a) für alle Teilnehmer.

1. **Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel im Jahre 1907 (Basel).**

Inhalt:

2. Das Schulwesen des Kantons Basel-Stadt, von Rektor Dr. J. Werder, überreicht vom Erziehungsdepartement.
3. Die Entstehung des Amerbachschen Kunstkabinets und der Amerbachschen Inventare, von Prof. Dr. P. Ganz und Dr. E. Major, überreicht von der Öffentlichen Kunstsammlung.
4. Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Jahrg. 11, Heft 3, überreicht von der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1907.
5. Führer durch Basel und Umgebung, herausgegeben vom Verkehrsverein Basel und dem Verein Basler Gastwirte.
6. Verlagsverzeichnis B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1907, überreicht von der Verlagsbuchhandlung.

7 Deutsche Geschichtsblätter, Bd. 9, Heft 1, überreicht vom Herausgeber Dr. A. Tille. Gotha 1907.

8. Handbuch für Lehrer höherer Schulen, Auszug aus der Besprechung von G. Siefert. Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Jahrgang 1907, Abteilung II, Heft 8, überreicht von der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner.

9. Proben aus der Zeitschrift „Glotta", Bd. 1, Heft 1, 1907, überreicht von der Verlagsbuchhandlung Vandenhoek u. Ruprecht, Göttingen.

b) für bestimmte Sektionen und Teilnehmergruppen.

10. Die deutschen Handschriften der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel, beschrieben von Bibliothekar Prof. Dr. G. Binz. Bd. 1, Abteilung A. Basel 1907.

11. Iuvenes dum sumus. Aufsätze zur klass. Altertumswissenschaft, von Mitgliedern des Basler klassisch-philologischen Seminars 1901—1907. Helbing u. Lichtenhahn, Basel 1907.

Inhalt:

A. Rüegg: Das Verhältnis Plutarchs und Arrians zur ungünstigen Auffassung Alexanders des Großen in der Geschichtsschreibung des Altertums.
A. Hartmann: Lucian und Juvenal.
R. Preiswerk: Griechische Gemeinplätze in Ciceros Reden.
M. Gelzer: Zwei Einteilungsprinzipien der antiken Traumdeutung.
W. Altwegg: Zum Aias und Odysseus des Antisthenes.
A. v. Salis: Studien zu den attischen Lekythen.
F. Vonder Mühll: Zur Lebensgeschichte des A. Gabinius cos. 58.
A. Debrunner: ΡΩΤΑΚΙΖΩ.
P. Vonder Mühll: Zum ersten Buch der Nikomachischen Ethik.
Diogenis Laertii vita Platonis recensebant H. Breitenbach, F. Buddenhagen, A. Debrunner, F. Vonder Mühll.

12. Die Statuten der philosophischen Fakultät der Universität Basel, herausgegeben von Oberbibliothekar Dr. C. Chr. Bernoulli, dargebracht von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel 1907.

13. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 7, Heft 1, 1907, überreicht von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel.

14. Die Gipsabgüsse in der Skulpturhalle zu Basel, beschrieben von Prof. Dr. J. J. Bernoulli und Dr. Rud. Burckhardt. Helbing u. Lichtenhahn, Basel 1907, überreicht von Prof. Dr. J. J. Bernoulli.

15. Wochenschrift für klassische Philologie, 24. Jahrgang, Nr. 39, 1907, überreicht von der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung, Berlin.
16. Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums, Wien 1907, Heft 2 u. 3, überreicht vom Vereinsvorstand.
17. Prospektheft aus: Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. K. Lamprecht. Voigtländers Verlag in Leipzig.
18. Probebogen aus: Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch von J. M. Stowasser; 3. umgearbeitete Auflage von M. Petschenig, Einleitung und etymologischer Teil neu bearbeitet von F. Skutsch. Verlag Tempsky in Wien und Freytag in Leipzig.
19. Br. Keil: Pro Hermogene (S.-A. a. Nachrichten der K. Gesellsch. d. Wissensch. Göttingen Phil. Kl. 1907).

Die im ganzen 701 Mitglieder und Ehrengäste verteilen sich ihrer Provenienz nach wie folgt: Aus Basel 231, aus der übrigen Schweiz 121, aus Deutschland 310, aus Österreich-Ungarn 15, aus Großbritannien 7, aus Frankreich und den Vereinigten Staaten von Nordamerika je 4, aus Italien und den Niederlanden je 3, aus Dänemark, Griechenland, Schweden je 1. Von den 131 Damen entfallen auf Basel 67.

Alphabetische Liste der Mitglieder und Ehrengäste

der

49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Adami, Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Alt, C., Privatdoz. Dr., Darmstadt.
Aly, Fr., Prof. Dr., Gymnasialdir., Marburg i. H.
Aly, Frau Prof., Marburg i. H.
Aly, W., Privatdoz. Dr., Freiburg i. B.
Aly, Frau Dr., Freiburg i. B.
Andler, Ch., Prof., Paris.
Ankel, P., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Anstein, H., Pfarrer, Basel.
Anthes, E., Prof. Dr., Darmstadt.
Arx, O. v., Prof. Dr., Winterthur.
Atorf, Dr. Oberlehrer, Gebweiler.

Bachmann, A., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Bachmann, E., Frau Prof., Zürich.
Baier, Dr., Reg.- u. Schulrat, Colmar i. E.
Baier, Frau Reg.-Rat, Colmar i. E.
Baist, G., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
Barth, A., Hilfslehrer, Zürich.
Barth, A., Dr., Lehrer, Basel.
Barth-Burckhardt, Frau Pfr., Basel.
Barth, H., Dr., Bibliothekar, Winterthur.
Barthel, W., Dr., Ass. bei d. Reichslimeskommission, Freiburg i. B.
Bauer, St., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Baumgartner, A., Univ.-Prof. Dr., St. Jakob b. Basel.
Baumgartner, M., Fräulein, St. Jakob b. Basel.
Beck, B., Rektor, Zürich.
Beck, C. F., Buchhändler, Leipzig.
Beck, Th., Dr. med., Basel.
Beckurts, Dr., Gymn.-Dir., Holzminden a. d. Weser.
Belart, C., Reallehrer, Basel.
Below, G. v., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofr., Freiburg i. B.
Benz, G., Pfr., Basel.
van Berchem, M., Dr., Crans b. Genf.
Berger, A. E., Prof. Dr., Darmstadt.
Berger, A. E., Frau Professor, Darmstadt.
Berger, K., Prof. Dr., Darmstadt.
Bernays, Dr., Lörrach.
Bernoulli, C. Chr., Dr., Oberbibliothekar, Basel.
Bernoulli, E., Dr., Zürich.
Bernoulli, J. J., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Bertholet, A., Univ.-Prof. *D.*, Basel.
Bertoni, G., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. S.
Bethe, E., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofr., Leipzig.
Bethe, M., Frau Geheimrat, Leipzig.
Bieber, E., Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Biedermann, A., Dr., Lehrer, Basel.
Binz, G., Univ.-Prof. Dr., Bibl., Basel.
Binz, E., Frau Professor, Basel.
Bissegger, J., Fräulein, Zürich.
Bissing, F. W. v., Univ.-Prof. Dr., München.
Björkman, E., Univ.-Prof. Dr., Göteborg.
Blaum, R., Prof. Dr., Straßburg.
Blocher, W., Lehrer, Basel.
Blümner, H., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Blum, Fr., Dr., Realschuldirektor, Mannheim.
Bode, P., Dr., Oberrealschuldirektor, Frankfurt a. M.
Boeckel, E., Dr., Heidelberg.
Boehm, M., Prof., Oberlehrer, Gebweiler.
Boelte, F., Prof. Dr., Frankfurt a. M.

Boesch, F., Dr., Oberlehrer, Wilmersdorf-Berlin.
Boesch, P., Dr., Zürich.
Bohnenberger, C., Univ.-Prof. Dr., Bibl., Tübingen.
Bohnenblust, G., Dr., Gymnasiallehrer, Zürich.
Boll, Fr., Univ.-Prof. Dr., Würzburg.
Bonhöffer, H., Prof., Bibl., Stuttgart.
Boos, H., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Bormann, E., Univ.-Prof. Dr., Hofr., Wien.
Bosch, J., Oberlehrer, Zillisheim i. E.
Bovet, E., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Bovet, P., Prof. Dr., Neuchâtel.
Brandl, A., Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Brandstetter, R., Prof. Dr., Luzern.
Brandt, S., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
Braunholz, E. G. W., Prof. Dr., Cambridge.
Brenner-Eglinger, H., Bibliothekar, Basel.
Breßlau, H., Univ.-Prof. Dr., Straßburg.
Brinkmann, A., Univ.-Prof. Dr., Bonn.
Brocke, E., Oberlehrer, Zabern.
Brooks, N. C., Univ.-Prof., Urbana (Ill.).
Bruckner, W., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Brütt, M., Prof. Dr., Schulrat, Hamburg.
Brütt, Fräulein, Hamburg.
Brunner, J., Prof., Zürich.
Brust, Oberkandidat, Hagenau.
Buchenau, A., Dr., im Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.
Bührer, O., Dr., Schulinspektor, Liestal.
Bürger, C., Dr., Langenburg a. H.
Bulle, H., Univ.-Prof. Dr., Erlangen.
Burckhardt, A., Kaufmann, Basel.
Burckhardt-Biedermann, Th., Dr., Basel.
Burckhardt-Burckhardt, A., Dr., Basel.
Burckhardt-Burckhardt, H., Frau Dr., Basel.
Burckhardt-Ecklin, Frau Dr., Basel.
Burckhardt-Fetscherin, H., Dr. jur., Bankdirektor, Basel.
Burckhardt-Finsler, A., Univ.-Prof. Dr., Reg.-Rat, Vorsteher des Erziehungsdepartements, Vertreter der Regierung von Basel-Stadt, Basel.
Burckhardt, F., Univ.-Prof. Dr., Altrektor, Basel.
Burckhardt-Heußler, A., Kaufmann, Basel.
Burckhardt-Heußler, J., Frau, Basel.
Burckhardt, J., Fräulein, Basel.
Burckhardt-Passavant, H. R., Dr. jur., Basel.
Burckhardt-Passavant, Frau Dr., Basel.
Burckhardt, R., Dr, Konservator a. Histor. Museum, Pratteln.
Burger, R., Prof., Freiburg i. B.
Busse, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Frankfurt a. M.
Busse, Frau Direktor, Frankfurt a. M.
Busse, A., Fräulein, Frankfurt a. M.

Caminada, D., Kantonsschullehrer, Aarau.
Carlsohn, Buchhändler, Leipzig.
Carpenter, E., Prof., Oxford.
Christ-Merian, H., Kaufmann, Basel.
Christ-Merian, M., Frau, Basel.
Christ-de Neufville, R., Kaufmann, Basel.
Christ-de Neufville, N., Frau, Basel.
Clapp, E., Univ.-Prof., Berkeley (Cal.).
Clavel, G., Kleinhüningen-Basel.
Corning, H. K., Univ.-Prof. Dr., Basel.

Dadelsen, H. v., Prof. Dr., Gebweiler.
Dalitzsch, M., Prof. Dr., Freiburg i. B.
David, H., Dr. jur., Präsident des Reg.-Rates, Vertreter d. Regierung von Basel-Stadt, Basel.
Debrunner, A., Dr., Basel.
Decker, E., cand. theol., Kornthal (Württ.).
Decker, G., Rektor, Kornthal (Württ.).
Degen, E., stud. phil., Binningen.
Degen, H., Sek.-Lehrer, Basel.
Deißmann, A., Univ.-Prof. Dr. *D.*, Heidelberg.
Derenbourg, H., Prof. Dr., Mitglied des Institut de France, Paris.
Derenbourg, Frau Professor, Paris.
Dessoulavy, P., Univ.-Prof. Dr., Neuchâtel.
Dick, A., Dr., Rektor, St. Gallen.
Dick, Prof., St. Gallen.
Dick, E., Dr., Basel.
Diehl, E., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Diels, H., Univ.-Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Berlin.
Dietschy, Ch., Lehrerin, Basel.
Dissel, K., Prof. Dr., Hamburg.

Doehle, Prof. Dr., Straßburg.
Dohmann, Th., Prof., Schopfheim.
Dorfeld, K., Dr., Realschuldirektor, Oppenheim a. Rh.
Dragendorff, H., Prof. Dr., Direktor der röm.-germ. Kommission des archäol. Instituts, Frankfurt a. M.
Dreyfus-Brodski, J., Bankier, Basel.
Dreyfus-Brodski, Frau, Basel.
Dreyfuß, Oberlehrer, Mülhausen i. E.
Dürr, E., cand. phil., Basel.
Duhn, F. v., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofr., Heidelberg.
Dworski, E., Landesschulinspektor. Lemberg.

Ecklin, W., Pfarrer, Basel.
Egen, Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Warendorf.
Eglinger, R., Fräulein, Basel.
Ehrismann, G., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
Ehrismann, Frau Professor, Heidelberg.
Engelhardt, O., Dr., Saalfeld.
Engeli, A., Prof. Dr., Winterthur.
Epstein, P., Privatdoz. Dr., Straßburg.
Ermatinger, E., Prof. Dr., Winterthur.
Euting, J., Univ.-Prof. Dr., Direktor der Kais. Univ.- u. Landesbibliothek, Straßburg.
Ewig, M., Fräulein, Basel.

Fehr, B., Prof. Dr., St. Gallen.
Fehr, H., Prof. Dr., Genf.
Fimmen, D., stud. phil., Hüningen.
Fink, P., Dr., Lehrer, Winterthur.
Finsler, G., Dr., Rektor, Bern.
Finsler, G., Dr., Lehrer, Basel.
Fischer, A., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Fischer-Eschmann, E., Kaufmann, Basel.
Fischer, H. v., Univ.-Prof. Dr., Tübingen.
Flatt, R., Dr., Rektor, Basel.
Flury, S., V. D. M., Lehrer, Basel.
Forcart, C., Dr. med., Basel.
Frankfurter, S., Dr., Kustos a. d. Univ.-Bibl., Wien.
Frei, H., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Freivogel, L., Dr., Lehrer, Basel.
Frey, E., Prof., Winterthur.
Frey, J., Dr., Geh. Reg.-Rat, Münster i. W.
Fricke, K., Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Bremen.
Friedmann, A., Prof., Lörrach.
Friedrich, F., Prof., Waldshut.
Fritz, F., cand. theol., Basel.
Fritz, J., Prof. Dr., Straßburg.
Froeling, J., Prof., Homburg v. d. Höhe.

Ganz, P., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Gauchat, L., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Gautier, L., Univ.-Prof. Dr., Genf.
Gautier, L., stud. phil., Genf.
Gebhardt, A., Privatdoz. Dr., Erlangen
Geiger, E., Dr., Lehrer, Wohlen.
Geißler, K., Dr., Ebikon (Luzern).
Geißler, Frau, Institutsvorsteherin, Ebikon (Luzern).
Gerig, W., Bern.
Geßler, A., Univ.-Prof. Dr., Arlesheim.
Geßner, Dr., Lehrer, Aarau.
Giesecke, A., Dr., Verlagsbuchhändler, Leipzig.
Gisi, J., Fräulein Dr., Basel.
Goeßler, P., Dr., Direktorialassistent, Stuttgart.
Goeßler, Frau Dr., Stuttgart.
Goez, Prof., Frankfurt a. M.
Gonser, P., Dr., Basel.
Gonser, Frau Dr., Basel.
Grimsehl, E., Prof., Hamburg.
Gropengießer, G., Dr., Heidelberg.
Gropius, R., Prof. Dr., Weilburg a. Lahn.
Gropius, H., Fräulein, Weilburg a. Lahn.
Gropius, M., Fräulein, Weilburg a. Lahn.
Großmann, M., Prof. am Polytechn. Dr., Zürich.
Grube, Prof. Dr., Lübeck.
Grube, Frau Professor, Lübeck.
Grüninger, A., Dr., Lehrer, St. Croix (Waadt).
Grüninger, K., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Grünwald, E., Prof. Dr., Oberlehrer, Berlin.
Gruner, P., Univ.-Prof. Dr., Bern.
Grunsky, Prof., Göppingen.
Gschwind, Dr., Basel.
Gubler, Th., Dr., Sek.-Lehrer, Basel.
Gudeman, A., Univ.-Prof. Dr., München.

Gunning, J. H., Privatdoz. Dr., Reg.- u. Schulrat, Amsterdam.
Guyer, S., Dr., V. D. M., Bern.
Gysel, J., Dr., Kantonsschuldirektor, Schaffhausen.

Haas, J., Prof., Freiburg i. Br.
Hadorn, W., Dr., Gymn.-Lehrer, Zürich.
Häfliger, E., Bezirkslehrer, Olten.
Hägler-à Wengen, A., Dr. med., Basel.
Hägler-à Wengen, Frau Dr., Basel.
Hägler-Gutzwiller, A., Dr. med., Basel.
Hagenbach, A., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Hagenbach, Frau Prof., Basel.
Hagenbach-Berri, F., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Hagenbach-Bischoff, E., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Hagenbach-Burckhardt, J., Frau Dr., Basel.
Hagenbach, M., Fräulein, Basel.
Hale, W. G., Univ.-Prof., Chicago.
Harnack, A., Univ.-Prof. *D.* Dr., Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, Berlin.
Hasse, Th., Dr., Oberlehrer, Markirch.
Haug, E., Prof., Schaffhausen.
Hausrath, A., Prof. Dr., Karlsruhe.
Hecht, H., Privatdoz. Dr., Bern.
Hecht, Frau Dr., Bern.
Hediger, St., Dr., Basel.
Heege, Prof. Dr., Blaubeuren.
Heinze, R., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Helbing, A., Dr., Bezirkslehrer, Aarau.
Helbing, G., Buchhändler, Basel.
Helbing, R., Prof. Dr., Karlsruhe.
Helm, K., Univ.-Prof. Dr, Gießen.
Heman, F., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Henze, Prof. Dr., Blaubeuren.
Hepding, H., Dr., Hilfsbibl., Gießen.
Hermann, J., Luzern.
Hessen, J., Hauptmann a. D., Basel.
Heusler, A., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Heusler, A., Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Hirzel, A., Dr., Rektor, Aarau.
Hirzel, C., Dr., Oberstudienrat, Rektor, Ulm.
His, E., stud. jur., Basel.
Hitzig, H., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Hoefer, U., Prof. Dr., Saarbrücken.
Hoelder, K., Gymn.-Oberpräzeptor, Stuttgart.
Hölscher, G., Privatdoz. Dr. Lic., Halle.
Hoffmann-Krayer, E., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Hoffmann, E., Dr., Oberlehrer, Breslau.
Hoffmann, W., Lehramtspraktikant, Lörrach.
Holzach, F., Dr., Schulinspektor, Basel.
Homberger, R., Frau, Florenz.
Hotz, R., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Huber, R., Dr., Lehrer, Bern.
Hünerwadel, W., Dr., Winterthur.
Hug, J., Prof., Zug.
Hultzsch, E., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Hultzsch, Frau Professor, Halle.

Ilberg, J., Prof. Dr., Leipzig.
Imelmann, J., Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Charlottenburg.
Imelmann, S., Frau Geh.-Rat, Charlottenburg.
Imelmann, R., Privatdoz. Dr., Bonn.
Imelmann, M., Frau Dr., Bonn.
Imhof, G., Dr., Lehrer, Basel.
Imhoof-Blumer, F., Dr., Winterthur.
Iseli, G., Sek.-Lehrer, cand. phil., Bern.
Iselin, L. E., Pfr., Riehen.
Iselin, Th., S. M. C., Basel.

Jacobsthal, H., Dr., Straßburg.
Jantzen, H., Dr., Schuldirektor, Königsberg i. Pr.
Jeanjaquet, J., Prof. Dr., Neuchâtel.
Jenny, E., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Jenny, Frau Dr., Basel.
Jordan, R., Privatdoz. Dr., Heidelberg.
Jost, K., cand. phil., Basel.
Jud, J., Prof. Dr., Zürich.
Juret, K., Prof. Dr., Altdorf (Uri).

Kägi, F., Dr., Reallehrer, Basel.
Kahle, Dr., Mülhausen i. E.
Kaibel, J., stud. phil., Göttingen.
Kapp, Lic., Oberlehrer, Mülhausen i. E.
Karo, G., Sekr. d. deutschen arch. Inst., Athen.
Karo, H., Frau, Florenz.
Kaufmann, Prof. Dr., Mülhausen i. E.
Kautzsch, E., Univ.-Prof. *D.*, Halle.
Keil, B., Univ.-Prof. Dr., Straßburg.
Keil, Prof. Dr., Stolp.
Keller, A., Lehrerin, Basel.
Keller-Hürlimann, W., Dr., Zürich.
Keller-Hürlimann, C., Frau Dr., Zürich.

Keller, H., Dr., Sek.-Lehrer, Basel.
Keller, W., cand. phil., Basel.
Keller, W., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Kern, J. H., Univ.-Prof. Dr., Groningen.
Keser, J., Prof., Freiburg i. B.
Kinzler, G. A., Pfr., Lehrer a. Missionshaus, Basel.
Kirchhofer, K., Prof., Schaffhausen.
Klein, F., Univ.-Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Göttingen.
Klepl, G., Dr., Oberlehrer, Dresden.
Klotz, A., Privatdoz. Dr., Straßburg.
Kluge, F., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Freiburg i. B.
Kluge, Frau Geheimrat, Freiburg i. B.
Klußmann, R., Prof. Dr., München.
Knapp, M., Ingenieur, Basel.
Koch, K., Dr., Oberlehrer, Eisenach.
Köchlin, A., stud. theol., Basel.
Köchlin, E., Dr. jur., Basel.
Koepp, F., Univ.-Prof. Dr., Münster i. W.
Koepp, Frau Professor, Münster i. W.
Körbler, G., Univ.-Prof. Dr., Agram.
Körner, W., Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Gr.-Lichterfelde.
Körner, Fräulein, Gr.-Lichterfelde.
Körte, A., Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Körte, F., Frau Professor, Gießen.
Koldewey, F., Lic. Dr., Progymn.-Direktor, Bad Harzburg.
Koldewey, Frau Direktor, Bad Harzburg.
Kollmann, J., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Krebs, A., Dr., Bern.
Kroll, W., Univ.-Prof. Dr., Münster i. W.
Kropatschek, G., Dr., Assistent der röm.-germ. Komm., Trier.
Krüger, E., Dr., Museumsdirektor, Trier.
Kubli, L., Dr., Lehrer, Basel.
Kümpel, E., Prof. Dr., Hamburg.
Kündig, G., Lehrerin, Basel.

Laemmel, R., Dr., Zürich.
Lambel, H., Univ.-Prof. Dr., Prag.
Lamprecht, K., Univ.-Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Leipzig.
Landmann, Dr., Oberlehrer, Zillisheim.
Lange, A., Dr., Gymn.-Direktor, Solingen.
Langkavel, Fräulein Dr., Zürich.
Laqueur, R., Privatdoz. Dr., Göttingen.
Lasson, A., Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Leau, Prof., Freiburg i. B.
Leman, Prof., Mülhausen i. E.
Leo, F., Univ.-Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Göttingen.
Leuze, O., Dr., Tübingen.
Lewy, Prof. Dr., Mülhausen i. E.
Lietzmann, H., Univ.-Prof. Lic., Jena.
Lietzmann, E., Frau Professor, Jena.
Linden, E., Prof. Dr., Lörrach.
Linder, H., Fräulein, Basel.
Lindsay, W. M., Univ.-Prof., St. Andrews (Schottland).
Lippmann, E., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Lippmann, Frau Professor, Wien.
Lisco, Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Littmann, E., Univ.-Prof. Dr., Straßburg.
Loeschcke, G., Univ.-Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Bonn.
Loew, R., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Loew, Frau Dr., Basel.
Lohr, Prof. Dr., Wiesbaden.
Lorentz, P., Dr., Gymn.-Direktor, Friedeberg (Neumark).
Lück, R., Dr., Gymn.-Direktor, Steglitz-Berlin.
Lüning, O., Prof. Dr., St. Gallen.
Luginbühl, R., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Luthmer, Dr., Oberschulrat, Vertreter des Oberschulrats von Elsaß-Lothringen, Straßburg.
Lutz, A., Lehrer, Basel.
Lutz, J., Pfr., Illzach.
Lyall, C., K. C. S. I., London.

Maas, P., Dr., München.
Maehly, C., Fräulein, Basel.
Mahler, E., Prof. Dr., Delegierter des Ungar. National-Museums, Budapest.
Maier, G., Frau, Basel.
Mangoldt, H. v., Prof. d. techn. Hochschule Dr., Geh. Reg.-Rat, Langfuhr-Danzig.
Marold, K., Prof. Dr., Oberlehrer, Königsberg i. P.
Marti, K., Univ.-Prof. *D.*, Bern.
Marti, L., Lehrerin, Bern.
Marti, M., stud. phil., Bern.
Martin, E., Univ.-Prof. Dr., Straßburg.
Marx, A., Prof. Dr., Karlsruhe.
Masberg, J., Prof. Dr., Direktor, Düsseldorf.
Masberg, Frau Direktor, Düsseldorf.
Mathé, Probekandidat, Mülhausen i. E.

Mathy, L., Dr., Oberschulrat, Hofrat, Karlsruhe.
Maurer, A., Dr., Oberrealschuldirektor, St. Johann-Saarbrücken.
Maurer, Frau Direktor, St. Johann-Saarbrücken.
Mautz, O., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Meier, J., Univ.-Prof. Dr., Rektor d. Univ., Basel.
Meier, S., Frau Professor, Basel.
Meier, O., Prof., Solothurn.
Meinecke, F., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
Meisinger, Prof. Dr., Lörrach.
Meißner, R., Univ.-Prof. Dr., Königsberg i. P.
Meltzer, H., Prof. Dr., Stuttgart.
Merian, J., Fräulein, Basel.
Merian-Preiswerk, Frau, Basel.
Merian, W., Kaufmann, Basel.
Merk, C., Rektor, Basel.
Metzner, R., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Meyer, C., Univ.-Prof. Dr., Bibl., Basel.
Meyer, C., Prof., Liverpool.
Meyer, P., Dr., Rektor a. Gymn., Bern.
Meyer, R., Bezirkslehrer, Therwil.
Meyer, R. M., Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Meyer, Frau Professor, Berlin.
Meylan, H., Prof. Dr., Lausanne.
Mez, A., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Miescher, E., Pfr., Basel.
Möller, A., Dr., Oberlehrer, Hamburg.
Molin, A. de, Univ.-Prof. Dr., Lausanne.
Morf, H., Prof. Dr., Frankfurt a. M.
Morf, Frau Professor, Frankfurt a. M.
Mücke, R., Dr., Gymn.-Direktor, Ilfeld.
Müller, A., stud. phil., Basel.
Müller, C. H., Dr., Göttingen.
Müller, H. F., Prof. Dr., Gymn.-Direkt., Blankenburg a. Harz.
Müller, H., Rektor, Basel.
Müller, H., Prof. Dr., Darmstadt.
Münzer, F., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Münzer, C., Frau Professor, Basel.

Nägeli, Th., Dr., Gymnas.-Lehrer, Schiers.
Naville, E., Univ.-Prof. Dr., Genf.
Neefe, F., stud. phil., Basel.
Nef, K., Privatdoz., Dr., Basel.
Nef, W., Dr., St. Gallen.
Nestle, W., Prof. Dr., Schöntal (Württemb.).
Neubauer, F., Dr., Gymn.-Direktor, Frankfurt a. M.
Nicolai, W., Prof. Dr., Eisenach.
Niedermann, M., Dr., Zug.
Nienhaus, K., Privatdoz. Dr., Apotheker, Basel.
Noetzlin-Werthemann, R., Basel.
Nufer, Fräulein, Basel.

Oeri, A., Dr., Redakteur, Basel.
Oeri, G., Fräulein, Basel.
Oeri, J., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Oeri, Frau Dr., Basel.
Oeri, S., Fräulein, Basel.
Oldfather, W. A., Evanston (Illinois).
Oltramare, P., Univ.-Prof. Dr., Genf.
Orelli, C. v., Univ.-Prof. *D.*, Basel.
Orelli, C. v., V. D. M., Basel.
Osse, Verwalter, Basel.
Osthoff, H., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg.
Osthoff, Frau Geheimrat, Heidelberg.
Ott, W., cand. theol. et phil., Basel.

Pagenstecher, R., cand. phil., Hamburg.
Pekrun, R., cand. phil., Freiburg i. B.
Pekrun, Frau, Freiburg i. B.
Perdrizet, P., Univ.-Prof. Dr., Nancy.
Pestalozzi, R., Dr., Gymn.-Lehrer, Zürich.
Pfaff, F., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
Planck, H., Prof. Dr., Stuttgart.
Pohl, M., Oberlehrer, Steglitz (Berlin).
Pohlenz, M., Univ.-Prof. Dr., Göttingen.
Poppen, H., cand. phil., Karlsruhe.
Poulain, L., Dr., Basel.
Poult, C., Gymn.-Lehrer, Zuoz (Graubünden).
Pörtner, Dr., Mülhausen i. E.
Preiswerk, E., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Preiswerk, R., Dr., Bezirkslehrer, Waldenburg.
Preiswerk, S., Pfr. *D.*, Basel.
Preuschen, E., Prof. *D.* Dr., Darmstadt.
Priebsch, R., Univ.-Prof., London.
Priebsch, Frau Professor, London.
Probst, A., Fräulein, Basel.
Probst, E., Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Probst, Frau Dr., Basel.

Rabel, E., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Räber, S., Dr., Reallehrer, Basel.
Räder, H., Dr., Kopenhagen.
Raillard, R., Prof., Aarau.
Rebmann, Oberschulrat, Vertreter des badischen Oberschulrats, Karlsruhe.

Reichenberger, Prof. Dr., Karlsruhe.
Reimers, J. W. F., Hamburg.
Reinle, E., Dr., Reallehrer, Basel.
Reinle, Frau Dr., Basel.
Reisch, F., Dr., Frankfurt a. M.
Reiter, S., Privatdoz. Prof. Dr., Prag.
Reitzenstein, R., Univ.-Prof. Dr., Straßburg.
Reitzenstein, Frau Professor, Straßburg.
Renfer, A., Gymn.-Lehrer, Bern.
Richter, H., Prof. Dr., Stuttgart.
Ries, J., Prof. Dr., Colmar i. E.
Riggenbach, E., Univ.-Prof. *D.*, Basel.
Riggenbach, R., Dr., Basel.
Ritter, K., Prof. Dr., Tübingen.
Robert, K., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Roche, C. de, Dr., Gymn.-Lehrer, Basel.
Roches, P., Dr., Lehrer, Basel.
Römer, cand. theol., Basel.
Rosenhagen, G., Dr., Oberlehrer, Hamburg.
Rossat, A., Dr., Reallehrer, Basel.
Roth, K., Dr., Basel.
Roth, M., Univ.-Prof. Dr., Riehen.
Rudio, F., Prof. a. Polyt., Dr., Zürich.
Rudolf, F., V. D. M., Zürich.
Rüegg, A., Dr., Lehrer, Basel.
Rühl, F., Univ.-Prof. Dr., Staatsrat, Königsberg i. P.
Rümpler, F., Direktor, Hofrat, Gotha.
Rüsch, E., cand. phil., Mülhausen i. E.
Rupe, H., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Ruprecht, W., Dr., Verlagsbuchhdl., Göttingen.
Ruska, J., Prof. Dr., Heidelberg.
Ryhiner, G., Dr., Bibl., Basel.
Ryhiner, H., Fräulein, Basel.
Rzepiński, St., Gymn.-Direktor, Neu-Sandez (Galizien).

Sailer, Direktor, Gera.
Salis, A. v., Antistes, Basel.
Salis, A. v., Dr., Basel.
Salis, R. v., Fräulein, Basel.
Sander, F., Schulrat, Bremen.
Sander, Frau Schulrat, Bremen.
Sarasin-Iselin, A., Bankier, Basel.
Sarasin-Iselin, Frau, Basel.
Sarasin-Iselin, W., Kaufmann, Basel.
Sarasin, W., Dr., Basel.
Sarasin-Warnery, R., Kaufm., Basel.
Sarasin-Warnery, Frau, Basel.
Saxer, A., cand. theol., Basel.
Schaer-Krause, A., Privatdoz. Dr., Zürich.
Schaer-Krause, Frau Dr., Zürich.
Schaller, W., Dr., Oberlehrer, Freiberg (Sachsen).
Schaub, S., Dr., Basel.
Schäublin, F., Dr., Gymn.-Rektor, Basel.
Scheindler, A., Landesschulinspekt., Wien.
Schenkl, H., Univ.-Prof. Dr., Graz.
Scherrer, J., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
Schiff, A., Dr., Berlin.
Schild, P., Dr., Lehrer, Basel.
Schlachter, L., Dr., Bern.
Schmid, J., Prof., St. Gallen.
Schmidt, A., Dr., Gymn.-Direktor, Wiesbaden.
Schmidt, Frau Direktor, Wiesbaden.
Schmidt, E., stud. phil., Heidelberg.
Schmidt, H., Privatdoz. Dr., Berlin.
Schmidt, O., Dr., Kantonsschullehrer, Solothurn.
Schmidt, P. W., Univ.-Prof. *D.*, Riehen.
Schmidt, Frau Prof., Riehen.
Schneegans, F., Univers.-Prof. Dr., Heidelberg.
Schneegans, H., Univers.-Prof. Dr., Würzburg.
Schneider, G., Dr., Gymn.-Direktor, Frankfurt a. O.
Schneider, J., Univ.-Prof. Dr., Bibl., Basel.
Schneider, R., Prof. Dr., Heidelberg.
Schönauer, H., Dr. jur., Basel.
Schöne, H., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Schöne, O., Frau Professor, Basel.
Schönemann, J., Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Schönemann, Frau Dr., Frankfurt a. M.
Schuchhardt, C., Prof. Dr., Museumsdirektor, Hannover.
Schütz, E., Fräul., Homburg v. d. Höhe.
Schultheß, C. v., Kaufmann, Basel.
Schultheß, O., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Schultz, H., Dr., Hilfsarbeiter a. Deutschen archäol. Institut, Rom.
Schulz, W., Pfr., Lörrach.
Schumacher, A., Prof., Stetten.
Schumacher, H., Fräulein, Stetten.
Schwabe, B., Buchhändler, Basel.
Schwartz, E., Univ.-Prof. Dr., Göttingen.
Schwartz, Frau Professor, Göttingen.
Schwyzer, E., Privatdoz. Dr., Zürich.
Schwyzer, H., Frau Dr., Zürich.
Seelmann, E., Dr., Oberbibl., Bonn.
Seith, K., Oberrealschuldirektor, Freiburg i. B.

Senn, H., Pfr., Sissach.
Senn, Frau Pfarrer, Sissach.
Siebeck, H., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Gießen.
Silbernagel, A., Dr. jur., Gerichtspräsident, Basel.
Simons, W., Fabrikant, Elberfeld.
Sitzler, J., Dr., Gymn.-Direktor, Freiburg i. B.
Socin-His, R., Frau Professor, Basel.
Soltau, W., Prof. Dr., Zabern.
Sommer, F., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Sommer, Frau Prof., Basel.
Speiser, A., stud. math., Basel.
Speiser-Strohl, W., Kaufmann, Basel.
Speiser-Strohl, Frau, Basel.
Spieß, O., Privatdoz. Dr., Basel.
Sprengel, J. G., Prof. Dr., Frankfurt a. M.
Stähelin, F., Privatdoz. Dr., Basel.
Stähelin, H., Fräulein, Basel.
Stähelin, M., Fräulein, Basel.
Stähelin-Merian, E., Pfr., Basel.
Stählin, O., Prof. Dr., München.
Steinberg, H., Prediger, Basel.
Steiner, G., Dr., Sek.-Lehrer, Basel.
Steiner, P., Dr., Frankfurt a. M.
Stengel, E., Univ.-Prof. Dr., Reichstagsabgeordneter, Greifswald.
Stern, J., Fräulein, Lörrach.
Stern, W., Gymn.-Direktor, Lörrach.
Steuernagel, C., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Steuernagel, Frau Professor, Halle.
Stöcklin, A., Fräulein, cand. phil., Basel.
Strack, M. L., Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Strack, L., Frau Professor, Gießen.
Stromboli, Frau Professor, Florenz.
Stückelberg, E. A., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Stulz, F., Prof., Freiburg i. B.
Stumm, H., Dr. jur., Basel.
Stumm, L., Frau Dr., Basel.
Suchier, E., Prof. Dr., Höchst a. M.
Sütterlin, L., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.

Tappolet, E., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Tappolet, Frau Professor, Basel.
Thiersch, B., Fräulein, cand. phil., Basel.
Thiersch, H., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
This, C., Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Markirch.
Thommen, E., Dr., Reallehrer, Basel.
Thommen, A., Frau Dr. med., Basel.
Thumb, A., Univ.-Prof. Dr., Marburg.
Thumser, V., Dr., Gymn.-Direktor, Reg.-Rat, Wien.
Thüring, Prof., Luzern.
Thurneysen, R., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Freiburg i. B.
Tobler, C., Fräulein, Zürich.
Trott, J., stud. phil., Basel.

Uhlig, G., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg.
Unbehaun, J., Dr., Oberlehrer, Dillenburg i. H.
Usteri, P., Dr., Gymn.-Lehrer, Burgdorf.

Veil, H., Dr., Gymn.-Direktor, Straßburg.
Veillon, H., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Vetter, Th., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Vischer-Bachofen, F., Bürgerratspräsident, Basel.
Vischer, B., Kaufmann, Basel.
Vischer, E., Univ.-Prof. *D.*, Basel.
Vischer, F., Dr., Bibl., Basel.
Vischer-Heußler, S., Frau, Basel.
Vischer-Iselin, W., Dr. jur., Basel.
Vischer-Iselin, H., Frau Dr., Basel.
Vischer-Sarasin, E., Architekt, Basel.
Vischer-Sarasin, Frau, Basel.
Vischer-Speiser, C. E., Fabrikant, Basel.
Vischer-Speiser, E., Frau, Basel.
Vodoz, J., Prof. Dr., Zürich.
Voellmy, stud. phil., Basel.
Vogelbach, H., Dr. med., Basel.
Vollgraff, W., Privatdoz. Dr., Utrecht.
Vonder Mühll, F., Dr., Basel.
Vonder Mühll, K., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Vonder Mühll, K., Frau Professor, Basel.
Vonder Mühll, P., stud. phil., Basel.
Voretzsch, C., Univ.-Prof. Dr., Tübingen.

Wacker-Waldmeier, O., Frau, Basel.
Wackernagel, J., Univ.-Prof. Dr., Göttingen.
Wackernagel, M., Frau Professor, Göttingen.
Wagner, R., Prof. Dr., Eßlingen.
Walleser, Prof. Dr., Säckingen.
Walter, G., Dr., Lehrer, Zürich.
Walter, Frau Dr., Zürich.
Wartensleben, Gräfin G., Dr., Frankfurt a. M.
Waser, O., Privatdoz. Dr., Zürich.

Waßmer, J., Prof., Luzern.
Weber, W., Dr., Heidelberg.
Wechßler, E., Univ.-Prof. Dr., Marburg.
Wechßler, A., Frau Prof., Marburg.
Wedemann, Prof., Frankfurt a. M.
Weill, Dr., Gebweiler.
Weise, P., Dr., Oberlehrer, Hamburg.
Weizenecker, H., Gymn.-Lehramtspraktikant, Lörrach.
Weizsäcker, P., Dr., Realprogymn.-Rektor, Calw.
Wendland, J., Univ.-Prof., Lic., Basel.
Wendland, Frau Professor, Basel.
Wendland, P., Univ.-Prof. *D.* Dr., Breslau.
Wendt, G., Dr., Gymn.-Direktor, Geh.-Rat, Oberschulrat, Karlsruhe.
Wenger, L., Univ.-Prof. Dr., Graz.
Wenger, Frau Professor, Graz.
Werner, M., Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. M.
Wernle, P., Univ.-Prof. *D.*, Basel.
Weth, R., Dr., Reallehrer, Basel.
Wetterwald, X., Dr., Schulinspektor, Basel.
Wetz, W., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
Wiesmann, Frau Dr., Herisau.
Wilcken, U., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Wild, Prof., Konrektor, St. Gallen.
Wilhelm, A., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Wilhelm, F., Privatdoz. Dr., München.
Winneberger, O., Dr., Realschuldirektor, Frankfurt a. M.
Winter, O., Verlagsbuchhändler, Heidelberg.
Wirz, H., Prof. Dr., Zürich.
Wirz, J., Pfr., Biel-Benken b. Basel.
Wissowa, G., Univ.-Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Halle.
Wissowa, Frau Geh.-Rat, Halle.
Wittig, H., stud. phil., Basel.
Witting, A., Prof. Dr., Dresden-Strehlen.
Wolters, P., Univ.-Prof. Dr., Würzburg.
Wolters, A., Frau Prof., Würzburg.
Wunderlich, H., Dr., Bibl., Berlin.
Wyß, B., Dr., Kantonsschullehrer, Solothurn.
Wyß, Frau Dr., Solothurn.

Zähringer, Prof., Gebweiler.
Zamponi, H., Bürgerschul-Vorstand, Schönau i. W.
Zellweger, C., Fräulein, Basel.
Zellweger, H., stud. med., Basel.
Zellweger, O., Redaktor, Basel.
Zellweger, L., Frau, Basel.
Zellweger, U., Bankier, Basel.
Zellweger, M., Frau, Basel.
Zickendraht, Dr., Basel.
Ziesenitz, Dr., Oberlehrer, Hamburg.
Zimmerli, J., stud. phil., Schiers.
Zimmermann, M., Pfr., Basel.
Zingg, F., Fräulein, Basel.
Zinkernagel, Privatdz. Dr., Tübingen.
Zutt, R., Dr. jur., Reg.-Rat, Vertreter d. Regierung von Basel-Stadt, Basel.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.